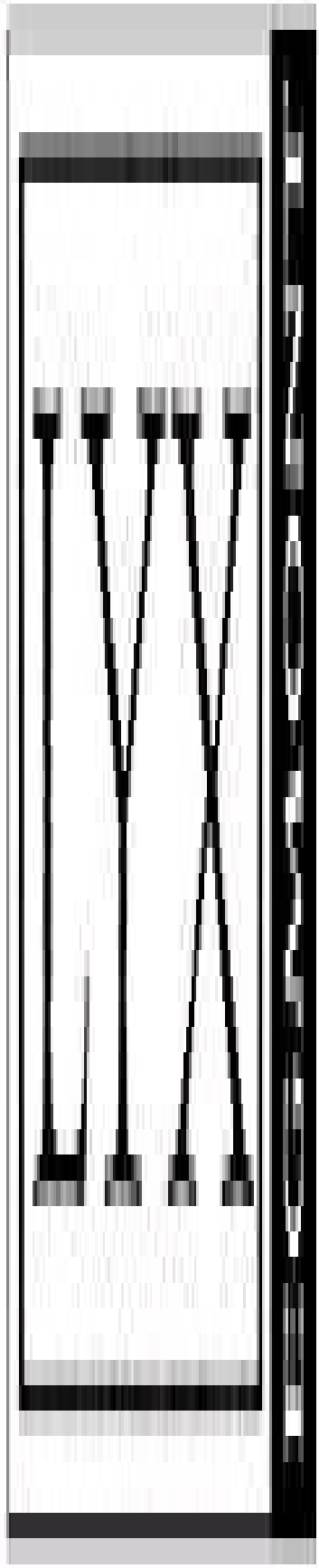

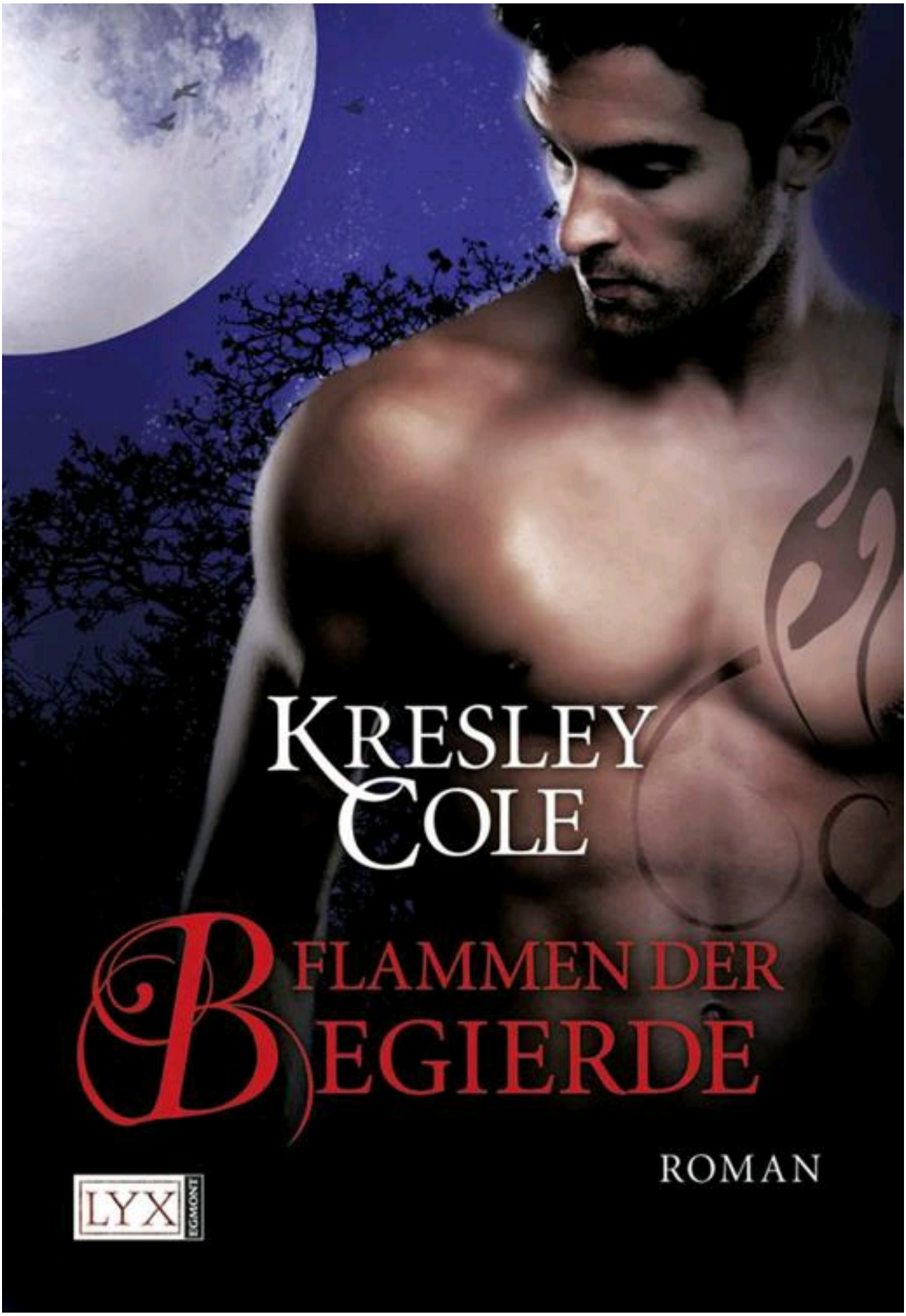
KRESLEY COLE
FLAMMEN DER BEGIERDE
ROMAN
LYX
EGMONT

Ich widme dieses Buch allen Leserinnen und Lesern der »Immortals After Dark«-Reihe, die mit mir die Liebe zur Mythenwelt teilen und deren Begeisterung dafür ansteckend ist. Vielen Dank euch allen!

Es gibt Geheimnisse, die niemals enthüllt werden dürfen. Sie begleiten einen ins Grab wie Kinder, die nie geboren wurden.

Lucia die Jägerin,

Walküre geheimnisvoller Herkunft,

die geschickteste Bogenschützin der Welt.

Und wenn ich die ganze Erde nach ihr absuchen muss – ich werde sie zur Strecke

bringen. Ich werde nicht eher ruhen, bis ich meine Gefährtin eines Tages in mein Heim – und in mein Bett – führe. Sie wurde dazu geboren, von mir gefunden zu werden.

Garreth MacRieve,
König aller Lykae

Prolog

Feste Thrymheim, in den Nordlanden – Heim von Skadi, der Göttin der Jagd

Vor langer, langer Zeit ...

Als die Jungfer Lucia mühsam die Augen öffnete, fand sie sich auf einem Altar wieder und starrte zu einer wutentbrannten Göttin empor. Irgendwie war es ihrer jüngeren Schwester, Regin der Ränkevollen, gelungen, Skadis Tempel zu finden und Lucia herzuschaffen.

Von einem Altar zum nächsten,

dachte sie. Sie lag im Delirium, das Fieber wütete in ihr. In ihrem zerschmetterten Körper tobten unbeschreibliche Schmerzen. Ihre gebrochenen Gliedmaßen … nie hätte sie sich solche Pein vorstellen können.

»Du wagst es, sie an meinen heiligen Ort zu bringen«, sagte Skadi, die Jägerin des Großen Nordens, zu Regin, »und meinen Altar zu entweihen? Wisse, dass du damit meinen Zorn herausforderst, junge Walküre.«

Regin – ganze zwölf Jahre alt, die strahlende Haut mit Lucias Blut beschmiert – sagte: »Was kannst

du schon tun? Meine Schwester foltern? Ihr das Leben nehmen? Ersteres hat sie bereits überlebt, und Letzteres wird so oder so geschehen, wenn du ihr nicht hilfst.«

»Ich könnte euch alle beide umbringen.« Statt einer Antwort presste Regin die Lippen aufeinander und musterte Skadi, als ob sie einschätzen wollte, welche Stelle an deren Schienbeinen sich wohl am besten für einen ordentlichen Tritt eignen würde.

Lucia kämpfte darum, bei Bewusstsein zu bleiben und ein paar Worte herauszubringen. »Tu

ihr nicht weh, bitte … mein Fehler, mein Fehler …« Aber ihre Worte wurden von einem rumpelnden Donnern übertönt. Die Feste war hoch oben in den »Berg des Götterzorns« gehauen und wurde unablässig von Donnerschlägen erschüttert.

»Warum hast du sie hierhergebracht?«, fragte Skadi Regin.

»Weil du nicht nur die Nachbarin, sondern auch der Erzfeind desjenigen bist, der dies getan hat.«

War das Interesse, das gerade in den Augen der Göttin aufgeflackert

war? »Der Blutige Verdammte?«

»Aye.«

Skadi neigte den Kopf und musterte Regin abschätzend. »Du bist noch nicht einmal alt genug, um eine wahre Unsterbliche zu sein. Für jemanden, der so machtlos und unbedeutend ist, wagst du viel, Walküre.«

»Für Lucia wage ich dies und noch mehr«, entgegnete Regin stolz. »Also sei gewarnt.«

»Regin!«, stieß Lucia keuchend hervor. Das Mädchen hatte den Verstand verloren.

»Was?« Sie stampfte mit dem Fuß auf. »Was hab ich denn gesagt?«

Statt Regin zu zermalmen, winkte die Göttin ungeduldig nach ihren Wachen, den legendären Skadianen. Die berühmten Bogenschützinnen waren ausnahmslos Frauen, die sich zermürbenden Trainingsritualen unterzogen, um der Göttin zu dienen. »Bringt die Strahlende vom Berg herunter. Seht zu, dass sie sich nicht an den Weg zurück erinnert.«

Als Regin auf sie zustürmte, rief Lucia: »Nein, Regin … lass mich!«

Die Skadianen packten Regin um die Körpermitte und schleppten sie hinaus, während sie kreischte, um

sich schlug und sie biss.

Lucia hörte eine von ihnen sagen: »Au! Du kleine Ratte!« Und dann waren sie fort.

Skadi betrachtete Lucias übel zugerichtetes Gesicht mit unbewegter Miene. »Du sorgst dich um sie? Wo sie doch verschont wurde? Du hingegen wirst die nächste Stunde nicht überleben.«

»Ich weiß«, flüsterte Lucia. »Es sei denn, du hilfst mir.« Sie blickte Skadi in die Augen, als sie diese Bitte aussprach. Es war ein Fehler, die große und schreckliche Göttin direkt anzusehen. Als sie ihr in die unergründlichen Augen sah,

überkamen sie die Angst und das Leid all ihrer vergangenen Opfer und senkten sich über Lucia wie ein bitterer Frost. »Bitte …« Als Lucia flehentlich ihre blutbefleckte Hand emporhielt, quoll ein Blutstrom aus der Wunde, die sich über ihren Oberkörper zog, und ergoss sich über ihre Flanken und den Altar unter ihr. Eine Flut klebriger Wärme umfloss ihren zerschlagenen Körper, um jedoch sogleich auf dem eisigen Stein abzukühlen.

Jeder vergossene Blutstropfen verstärkte noch ihr Zittern und ihre Verzweiflung. Der Schmerz ihrer Verletzungen brachte sie schier um

den Verstand.

»Du hast deine Entscheidung getroffen, Walküre«, erwiderte die Göttin. »Und du hast geerntet, was du gesät hast, als du denen den Gehorsam verweigertest, denen zu gehorchen du geboren wurdest. Warum sollte ich dir helfen?«

Weil ich erst sechzehn Jahre auf der Welt bin, dachte Lucia, aber sie wusste, dass sie Skadi damit nicht würde überzeugen können, ein zeitloses Wesen, das kaum zu erfassen vermochte, was Tod – oder Jugend – bedeuteten.

»Weil ich alles tun werde … was auch immer du von mir verlangst«,

sagte Lucia schließlich. Ihr Zittern wurde immer heftiger. Der Altar unter ihr war so kalt. »… weil ich jeden Preis bezahle.«

»Wenn ich dich rettete, würde ich meine Essenz auf dich übertragen. Ein Wesen wie du würde das Zeichen meiner Gunst tragen und für alle Zeit an den Bogen gebunden sein«, sagte Skadi.

Sie schlenderte auf ein Fenster zu, von dem aus sie ihren Berg überblicken konnte. Darunter erstreckten sich meilenweit dichte, tödliche Wälder, die die Feste schützten und unachtsame Reisende verschluckten. Lucia

konnte sich kaum noch daran erinnern, diesen mystischen Wald durchquert zu haben, obwohl Regin sie tagelang durch Portale und Täler hindurchgeschleppt hatte.

»Lucia, ich bringe dich zu Skadi!«

»Sie wird … nicht helfen.«

»Doch, das wird sie! Die Skadianen kämpfen alle fünfhundert Jahre gegen ihn …«

Erneut war krachender Donner zu hören; er schien die Göttin zu beruhigen. »Meine Anhängerinnen müssen große Opfer bringen, um ausgezeichnete Schützinnen zu werden, und dir würden meine Fähigkeiten einfach geschenkt

werden. Du wärst eine Bogenschützin ohnegleichen, besser als alle anderen. Wieso glaubst du, dessen würdig zu sein? Wo sie so hart dafür trainieren? Wo sie über ein reines Herz – und einen reinen Körper – verfügen?«

Die Skadianen unterwarfen sich einer asketischen Lebensweise – und verachteten Männer. Jetzt verstehe ich auch, warum.

»Im Gegensatz zu dir sind sie makellos rein«, fuhr Skadi fort. »Wohingegen du dich aus freien Stücken hast beschmutzen lassen.«

In Lucia stieg eine schwache Erinnerung an die neun Tage auf,

die sie als Gefangene von Crom Cruach, dem Blutigen Verdammten, zugebracht hatte. Er war ein Ungeheuer mit dem Gesicht eines Engels. Hatte diese Bestie sie gebissen? Sie weigerte sich, an ihrem Körper herabzusehen, vermutete jedoch, dass er an ihrer Haut genagt hatte, nachdem sie das Bewusstsein verloren hatte. Sie musste sich gegen ihn gewehrt haben, ehe sie blindlings aus seiner Höhle geflohen war – unter ihren Klauen steckten immer noch Fetzen schuppiger Haut.

Unbarmherzig unterdrückte Lucia diese Visionen ihrer

Gefangenschaft. Sie würde sich niemals erlauben, sie noch einmal in Gedanken zu durchleben, vor allem nicht jene letzte Nacht.

Was in der Dunkelheit geschah. Blut, das meine Schenkel hinabströmte.

»Ich wusste es nicht … ich hab es nie gewusst.« Eine Welle des Bedauerns überspülte sie. »Ich würde alles dafür geben, Skadi.«

»Gaben der Götter haben immer ihren Preis. Bist du bereit, meinen zu bezahlen?«

Lucia nickte schwach. »Ich kann ein … reines Herz erlangen. Und ich werde die Männer meiden.« Sie

muss wissen, dass ich mich nie wieder zum Narren halten lasse.

»Eine Jungfrau von diesem Tage an?« Nach einer längeren Pause fuhr Skadi fort: »Diesmal bist du dem Blutigen Verdammten entkommen – Mut oder Feigheit halfen dir. Aber während der nächsten Akzession wird Cruach dich suchen, sollte er seinem Gefängnis entkommen.«

Ja, aber bis dahin werde ich wahrhaftig unsterblich sein. Ich werde weiter rennen, schneller rennen.

»Er wird einfach noch einmal dasselbe mit dir anstellen. Es sei

denn … du kämpfst gegen ihn.«

»Ich will gegen ihn kämpfen.« Sie wollte seine widerwärtige Visage nie wiedersehen.

»Alle fünfhundert Jahre würde er dein Fluch sein, und du seine Kerkermeisterin.«

»Schenk mir das Leben, damit ich ihm entgegentreten kann.« Eine Göttin anlügen? Aber Lucia war verzweifelt.

Skadis Miene wirkte nachdenklich. »Ja, ich habe mich entschieden, dich zu heilen und zur Bogenschützin zu machen – solange du keusch bleibst. Doch jedes Mal, wenn du dein Ziel verfehlst, wirst

du den Schmerz spüren, den du gleich erleben wirst. Du sollst nie vergessen, was dich so tief fallen ließ, damit sich diese Schmach niemals wiederholen möge. Das wird dich zur Skadiane machen.«

Lucia war schwindlig, sie fühlte sich benommen und war völlig verwirrt. »Ich werde gleich Schmerz fühlen?« Ihre Qualen konnten doch unmöglich noch schlimmer werden?

»Ja, Schmerz, um deinen Verstand zu schleifen. Todesqualen, um deine Entschlossenheit zu schärfen.« Skadi hielt ihre milchweißen Hände über Lucias Oberkörper. »Junge Lucia«,

murmelte sie. »Ich glaube fast, du wirst am Ende noch wünschen, ich hätte dich sterben lassen.« Die Handflächen der Göttin begannen, in einem blauen Licht zu glühen.

Heller und heller …

Mit einem Mal krümmte Lucia sich und kreischte, als sich ihre entzündeten Wunden zusammenzogen und Blut und Eiter daraus hervordrang. Ihre gebrochenen Knochen fügten sich knirschend wieder aneinander und wuchsen zusammen. Ihre Finger ballten sich zur Faust, und ihr Rücken wölbte sich – wie ein Bogen.

»Du wirst meine Waffe sein«, rief Skadi, deren Gesicht zu einer verzückten Maske verzogen war. »Du wirst mein Instrument sein!«

Immer weiter glühte das Licht, bis es abrupt verlosch. Lucia war geheilt – aber verändert. Um ihren Körper zog sich eine Bogensehne wie eine Schlange, und in ihren bebenden Händen lagen ein Bogen aus schwarzem Eschenholz und ein einzelner goldener Pfeil.

»Willkommen zurück im Leben. In deinem neuen Leben. Von jetzt an bist du eine Bogenschützin.« Als Skadi ihr in die Augen blickte, fühlte Lucia das Gewicht überwältigender

Furcht, genau wie tausend andere Seelen vor ihr. »Und, Lucia, von jetzt an bis in alle Ewigkeit wirst du nichts anderes mehr sein.«

1

Südliches Louisiana
Gegenwart

»Munro, du dummer Hornochse, spiel mir den Ball zu!«, brüllte Garreth MacRieve seinen Verwandten über den Donner und den heulenden Wind hinweg an.

An diesem Abend fand ihr alljährliches Rugbyspiel statt, in dem Werwölfe gegen Dämonen antraten. Diese Tradition sollte Garreth und seinen Clan davon ablenken, was an diesem Tag einst geschehen war. Garreth spielte

barfuß, er trug nur eine Jeans, aber kein Hemd. Der Regen prasselte auf sie herab, mit jeder Minute noch ein wenig stärker, wie es schien, und verwandelte diesen verlassenen Streifen Grasland mitten im Bayou in einen Sumpf aus Matsch und Grasbüscheln. Schweiß – und Blut – mischten sich mit dem Dreck.

Garreth fühlte sich beinahe … nicht gefühllos. Und das war an sich schon ein kleines Wunder.

Munro zeigte ihm den Mittelfinger, spielte ihm aber endlich den Ball zu. Das Leder war dreckverschmiert, ebenso wie Garreths bloße Brust. Er täuschte links an, um gleich darauf

an zwei riesigen Ferine-Dämonen vorbeizusprinten und ihnen dabei mit ausgestrecktem Arm die Hand ins Gesicht zu rammen.

Wenn er so rannte und sein eigener Herzschlag in seinen Ohren dröhnte, konnte er vergessen. Die Anstrengung und die Aggression waren ihm so willkommen, dass er sich am liebsten mit beiden Fäusten auf die nackte Brust getrommelt hätte.

Als die flinken Ferine-Dämonen ihn umringten, warf er den Ball Uilleam zu, Munros Zwillingsbruder, der ihn im gegnerischen Malfeld ablegte. Seine Waffenbrüder waren starke

und gnadenlose Kämpfer, genau wie er. Die Bestien in ihnen liebten den Kampf, das Spiel. Rau und hart.

Die Dämonen reagierten mit großmäuligen, derben Bemerkungen und Rempeleien auf den erfolgreichen Versuch. Im nächsten Augenblick war Garreth mittendrin.

»Für einen König ohne Erben bist du aber erstaunlich versessen auf einen Kampf«, höhnte Caliban, der Anführer der Ferinen. »Aber das ist ja nichts Neues … Ihr Lykae wechselt euren König so oft, wie ich Dämonenbräu pisse.«

Von allen schmerzlichen Themen,

die er hätte ansprechen können, war Garreths Königtum das heikelste. Und dann noch an diesem Tag? Garreth stürzte sich auf Caliban, doch Munro und Uilleam zogen ihn zurück. Während ein paar der anderen Dämonen Caliban von dem Streit wegführten, sagte Munro: »Spar dir das lieber fürs Spiel auf, Freund.«

Garreth spuckte Blut in Calibans Richtung, ehe er sich von den beiden fortziehen ließ, um sich ein wenig zu beruhigen. Während Uilleam und Munro bei ihm blieben, begaben sich die anderen Lykae der Mannschaft an den Spielfeldrand,

um sich ein wenig unter die »Cheerleader« zu mischen.

Die Dämonen nutzten die Gelegenheit zu einer kurzen Pause und tranken Dämonenbräu. Der einzige Nachteil an einem Spiel mit Dämonen – eine der wenigen Spezies, die es in einem Wettkampf mit Körperkontakt mit den Lykae aufnehmen konnten – waren ihre ständigen »Bräu-Pausen«. Da war es doch nur fair, wenn Garreth und seine Sippe reichlich Whiskey zu sich nahmen, um diesen Vorteil auszugleichen. Sie tranken direkt aus der Flasche, jeder aus seiner eigenen – die Lykae-Version eines

Energy-Drinks.

In ihrer Kühlbox wartete reichlich Nachschub.

»Du musst das endlich vergessen, Garreth«, sagte Munro und nahm einen großen Schluck.

Garreth wischte sich mit der Hand über den Nacken. Er hatte auf einmal das Gefühl, er würde beobachtet. Aber so war es ja schließlich auch. Das Spielfeld war von Nymphen umzingelt, die sich, ohne auf den Regen zu achten, selbst berührten und an ihren Fingern saugten, während sie ungeduldig darauf warteten, dass sich das Spiel endlich in die übliche

Orgie verwandelte.

Er warf den Frauen einen gereizten Blick zu. »Warum habt ihr die eingeladen?«, fragte er mürrisch. »Verdammt sollt ihr beide sein! Ich habe es so satt. Seid ihr denn gar nicht auf die Idee gekommen, dass ich Nymphen nicht ausstehen kann?«

»Nö«, sagte Uilleam und nahm noch einen Schluck. »Jedes Lebewesen mit einem Penis mag Nymphen.«

Munro leerte seine Flasche bis auf den letzten Tropfen und fügte hinzu: »Das ist eine medizinische Tatsache, so ist es eben.«

Garreth wusste, dass Uilleam und Munro es gut meinten, aber er konnte es einfach nicht mehr ertragen. »Ich mag sie aber nicht. Sie sind zu … zu …«

»Schön?«

»Wollüstig?«

»Zu leicht zu haben«, sagte Garreth. »Sie sind einfach zu leicht zu haben. Ich möchte endlich einmal eine Frau haben, die eine Herausforderung für mich darstellt. Eine, die nicht nur deshalb mit mir ins Bett geht, weil ich vermutlich ein König bin.« Als Munro den Mund öffnete, um etwas zu sagen, wiederholte Garreth: »Aye,

vermutlich.«

Munro schüttelte feierlich den Kopf. »Und du glaubst immer noch, dass Lachlain zurückkehren wird?«

Über dieses Thema stritten die drei mittlerweile schon seit anderthalb Jahrhunderten – seit der Zeit, in der Garreths älterer Bruder verschwunden war, nachdem er sich auf die Jagd nach Vampiren begeben hatte.

Uilleam und Munro hielten Garreth immer wieder vor, dass es keinen Sinn habe, noch länger auf Lachlain zu warten. Er solle akzeptieren, dass sein Bruder tot war, vor allem nachdem so viel Zeit seit seinem

Verschwinden vergangen war. Einhundertfünfzig Jahre – auf den Tag genau, diesen Tag. Sie warfen ihm vor, dass er die Vergangenheit nicht ruhen lasse und er sich weigere, seine Verantwortung als König zu akzeptieren.

Sie hatten recht.

»Wann wirst du endlich einsehen, dass er nicht mehr wiederkommt?«, fragte Uilleam. »In zweihundert Jahren? Fünfhundert?«

»Niemals. Nicht solange ich fühle, dass er am Leben ist.« Auch wenn Vampire den Rest seiner unmittelbaren Familie ermordet hatten, spürte Garreth, dass

Lachlain noch lebte. »Nicht so lange ich es so fühle wie in diesem Augenblick.«

»Du bist genauso schlimm wie Bowen«, sagte Uilleam. Er leerte seine Flasche – und öffnete die nächste.

Bowen war Garreths Cousin und nurmehr die Ruine eines Mannes, seit er seine Gefährtin verloren hatte. Er litt in jedem wachen Moment seines Lebens Höllenqualen, und doch vermochte er den Verlust nicht zu akzeptieren und seinem Leben ein Ende zu setzen, wie es die meisten Lykae-Männer in seiner Lage getan

hätten.

»Ich bin ganz und gar nicht wie Bowen«, sagte Garreth. »Er musste mit ansehen, wie seine Gefährtin aufgespießt wurde, er sah ihren Tod. Für Lachlains Tod gibt es keinerlei Beweise.« Nein – ich suchte und suchte und fand … nichts.

»Das Spiel geht weiter!«, rief einer der Dämonen.

Garreth schüttelte sich, um seine Erinnerungen loszuwerden, nahm noch einen Schluck Whiskey und betrat zusammen mit seinen Männern wieder das Spielfeld.

Caliban fletschte die Zähne in

Richtung seiner Gegner, eine Geste, die Garreth erwiderte, während ihre Teamkameraden ein Gedränge bildeten.

Der Ball war wieder im Spiel. Einer der Dämonen schnappte ihn sich, passte ihn zu Caliban. Garreth erkannte seine Chance und rannte auf ihn los, pumpte mit den Armen, um mehr Geschwindigkeit zu machen … schneller … schneller … Dann warf er sich mit einem Satz auf den Dämon und riss diesen mit seinem ganzen Gewicht zu Boden.

Als sie zu Boden gingen, brach Caliban ein Stück seines Horns ab, und er brüllte wütend auf. »Dafür

wirst du büßen, Lykae!«

Lucia die Jägerin verfolgte ihre Beute schon seit vielen Meilen. Verdutzt nahm sie zur Kenntnis, dass die Spuren, denen sie folgte, sie immer näher an einen Ort heranführten, an dem so etwas wie ein Kampf stattzufinden schien. Lautes Gebrüll und wilde Flüche drangen an ihr Ohr.

Was denn – eine Prügelei? Ohne die Walküren einzuladen? Und das in unserem Territorium? Wenn schon jemand verbotenerweise ihren Grund und Boden betrat, sollte er doch zumindest den Anstand haben, die Gastgeber zu

den Streitigkeiten einzuladen.

Als sie das Schlachtfeld erreichte, neigte Lucia den Kopf zur Seite. Ein Kampf der Mythianer, dachte sie, als sie die modernen Gladiatoren erblickte, die einander allerdings nicht bekämpften, sondern gegeneinander spielten. Rugby für Unsterbliche.

Der Wind umtoste das Spielfeld, das sich über eine ganze Meile erstreckte, und über ihnen zuckten unzählige Blitze, als spiegelten sie die Intensität des Wettkampfes. Es war wie eine Zeremonie zur Feier der … Männlichkeit.

In den gehörnten Spielern

erkannte Lucia mühelos Dämonen, und sie vermutete, dass deren hemdlose Gegner Lykae waren. Wenn es so war, dann stimmten die Gerüchte: Die Werwölfe wagten es tatsächlich, unberechtigterweise in das Territorium der Walküren einzudringen. Das überraschte sie. Früher hatten sie die Nähe anderer Faktionen gemieden und sich ausschließlich auf ihren ausgedehnten Grundstücken außerhalb der Stadt aufgehalten.

Am Rand des Spielfeldes hatte sich eine Reihe von Zuschauerinnen eingefunden: Nymphen, die vor Erregung zitterten, da sie das

Ganze vermutlich einzig und allein als eine Art Schlammcatchen unter muskelbepackten Herzensbrechern ansahen.

Angesichts eines besonders rücksichtslosen Angriffs hob Lucia eine Augenbraue. Nicht wegen der Gewalt – immerhin war sie eine Schildjungfer –, sondern wegen der gedankenlosen Gewalt. Obwohl all diese Mythianer dieses Stück Land widerrechtlich betreten hatten, bemerkte keiner von ihnen, dass sich inzwischen eine Bogenschützin in ihrer Mitte aufhielt, die ihnen beträchtlichen Schaden zufügen konnte – überaus schnell und aus

großer Entfernung.

Die vernünftige Lucia – so kannte man sie heutzutage – verstand einfach nicht, wie man so gedankenlos sein konnte. Aber schließlich verstand sie Männer grundsätzlich nicht. Das hatte sie noch nie.

Doch die Eindringlinge hatten Glück. Sie würde heute Abend lediglich gegen ihre Zielpersonen mit Gewalt vorgehen: zwei Kobolde – bösartige, gnomenhafte Kreaturen –, die dabei gesehen worden waren, wie sie menschlichen Kindern nachstellten, um sich von ihnen zu nähren.

Ihre Schwester Nïx, die halb verrückte Wahrsagerin unter den Walküren, hatte sie hierhergeschickt, um ihnen den Garaus zu machen. Lucia hatte Regin gebeten, sie zu begleiten, doch die hatte abgelehnt. Sie zog ein paar Videospiele in ihrem gemütlichen Koven einer dieser »verregneten Ungezieferjagden« vor.

Lucia hingegen wollte sich diese Chance nicht entgehen lassen. Nachdem sie ein T-Shirt und legere Shorts angezogen hatte, hatte sie ihren ledernen Schenkelköcher, den Bogenhandschuh und Armschutz

angelegt und war gleich darauf mit ihrem getreuen Bogen ausgezogen …

Noch so ein brutaler Schlag. Angesichts seiner Wucht wäre sie beinahe zusammengezuckt – ein Stück Horn sprang über das Feld wie ein verlorener Helm –, aber sie war nicht überrascht. Lykae und Dämonen waren die beiden brutalsten Spezies auf der Welt.

Viel schlimmer war, dass einer dieser Kerle mit nacktem Oberkörper Lucias Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ganz gleich, wie sehr sie wünschte, es wäre anders, gelang es Lucia immer noch

nicht, attraktive Männer völlig zu ignorieren. Sie konnte einfach nicht umhin, die Kraft in seiner hoch aufragenden Gestalt, seine Schnelligkeit und Gewandtheit wohlwollend zu betrachten, während sie die beiden Mannschaften bei ihrem wilden Gerangel beobachtete. Auch wenn sein Oberkörper über und über mit Schlamm beschmiert und sein hageres Gesicht mit Bartstoppeln übersät war, fand sie ihn doch auf eine herbe Art gut aussehend.

Seine Augen hatten die Farbe polierten Goldes, und von den Augenwinkeln gingen Lachfältchen

aus, die seiner Miene etwas Lausbübisches verliehen. Es hat Zeiten gegeben, da er glücklich gewesen war, aber in diesem Augenblick war er es definitiv nicht. Sein Körper war so angespannt, dass sie die Wut, die von ihm ausging, förmlich spüren konnte.

Als die goldenen Augen in einem eisigen Hellblau aufblitzten, fand sie ihre Vermutung bestätigt: Er war ein Lykae. Ein Werwolf.

Ein Tier. Hinter seinem hübschen Gesicht verbarg sich im wahrsten Sinne des Wortes eine Bestie.

»Nennst du das etwa einen Angriff, du alte Schwuchtel?«, brüllte er

einem der Dämonen zu. Die Muskeln in seinem Hals und seiner Brust traten vor Anspannung deutlich hervor, als er sich seinem Gegner mit gesenktem Oberkörper und gefletschten Zähnen näherte. Sein Akzent war schottisch, aber schließlich stammten die meisten Werwölfe aus dem schottischen Hochland – zumindest früher einmal, ehe sie sich im südlichen Louisiana angesiedelt hatten. »Aye, Caliban! Fick dich ins Knie!«

Die anderen gaben sich alle Mühe, um ihn von einem auffallend muskulösen Dämon zurückzuhalten. Sie schienen der Verzweiflung nahe

zu sein, so als ob der Kerl schon den ganzen Abend darauf aus gewesen wäre, einen Streit vom Zaun zu brechen. Vermutlich war er das auch. Die Lykae wurden innerhalb der Mythenwelt gemeinhin als Bedrohung angesehen, da sie ihre Aggressionen praktisch nicht unter Kontrolle hatten. Ganz im Gegenteil, sie schienen geradezu darin zu schwelgen.

Einhundert Prozent reine, unverfälschte Männlichkeit, ein Leitwolf durch und durch. Und dennoch löste er etwas in ihr aus, eine Art … Wollust. Während das

Spiel fortgesetzt wurde, wartete Lucia darauf, dass sich dieses Gefühl in Abscheu verwandelte. Und sie wartete.

Doch mit jedem gnadenlosen Hieb, den der Mann austeilte – oder einsteckte –, und mit jeder seiner geknurrten Drohungen und höhnischen Bemerkungen schien seine Anziehungskraft nur noch größer zu werden. Ihre Atemzüge wurden flacher, und ihre zierlichen Klauen rollten sich zusammen. Wie sehr sie sich danach sehnte, einen warmen Körper an den ihren zu ziehen.

Doch als sie sich wieder an das

letzte Mal erinnerte, als sie so etwas gefühlt hatte, überlief sie ein eisiger Schauer. Sie zwang sich, den Blick von seinen Mätzchen abzuwenden, und musterte stattdessen die ausgelassenen Nymphen am Spielfeldrand. Lucia war einmal genauso gewesen wie sie: vergnügungssüchtig, ohne einem höheren Zweck zu dienen.

Bin ich immer noch wie sie? Nein, sie war inzwischen diszipliniert und lebte nach einem Kodex. Ich bin eine Skadiane – das habe ich mir durch Schmerz verdient, und durch das Blut, das ich vergossen habe.

Mit einem entschiedenen

Kopfschütteln zwang sie sich, sich wieder auf ihre Mission zu konzentrieren: die Kobolde zu erledigen. Mit bloßem Auge betrachtet, erschienen sie engelsgleich, doch in Wahrheit handelte es sich um Geschöpfe des Untergrunds mit reptilienartigen Zügen. Und wenn man zuließ, dass sie sich ungehindert vermehrten, kam es häufig dazu, dass sie sich menschliche Junge schnappten und damit die ganze Mythenwelt in Gefahr brachten.

Die beiden hatten sich getrennt. Einer von ihnen floh noch tiefer in die Sümpfe hinein, während sich

der andere hinter der Zuschauerwand aus Nymphen versteckte und sich in dieser Menge offenbar sicher fühlte.

Gedankenverloren tastete Lucia nach den mit Widerhaken versehenen Pfeilen in ihrem Schenkelköcher und genoss das tröstliche Gewicht des Bogens über ihrer Schulter.

Ihre Beute täuschte sich. Die Bogenschützin verfehlte niemals ihr Ziel.

2

Garreth ließ das Rudel Dämonen, das ihm auf den Fersen war, rasch hinter sich zurück und kam dem Malfeld zusehends näher. Der Regen prasselte unvermindert auf ihn ein, als er sogar noch mal an Geschwindigkeit zulegte.

Das würden leichte Punkte werden. Er hatte mit dem Ball inzwischen fast schon das andere Ende des Spielfeldes erreicht. Die ihn verfolgenden Dämonen gaben schließlich auf, einer nach dem anderen verlangsamte unter lautem Fluchen das Tempo.

Und dann erlebte Garreth den verwirrendsten Moment seines Lebens. Seine Lider wurden auf einmal schwer, und seine dunklen Klauen gruben sich in den Ball, bis sie dessen lederne Hülle durchbohrten. Als er tief einatmete, roch er sofort aus Tausenden von Gerüchen – der kupferartige Geruch des Blitzes, geschnittenes Gras, die sumpfigen Bayous, von denen sie umgeben waren – einen neuen, einzigartigen Duft heraus. Von Sinneseindrücken überwältigt, kapitulierten seine Muskeln, und er wurde immer langsamer.

Sie. Meine Gefährtin. Sie ist nahe

… Obwohl sie nicht in Windrichtung zu ihm stand, war sie nahe genug, dass er sie wittern konnte. Er wusste nicht, wie sie aussah, wie sie hieß oder auch nur, welcher Spezies sie angehörte, doch er wartete schon seit tausend Jahren auf sie – seine ganze Existenz lang. Er riss den Kopf herum, drehte sich in ihre Richtung.

Eine zierliche Frau stand ein wenig abseits des Spielfeldes.

Der erste Blick verschlug ihm den Atem. Sein Lykae-Instinkt brüllte laut auf. Sie ist dein. Nimm sie dir.

Sie war ungefähr eine halbe Meile von ihm entfernt, doch er sah sie

trotz des Regens in aller Deutlichkeit, konnte jede noch so kleine Einzelheit ausmachen. Sie hatte einen pinkfarbenen Schmollmund und funkelnde bernsteinfarbene Augen. Die zarte Person trug einen schwarzen Bogen und hatte sich einen Lederköcher voller Pfeile um den Oberschenkel geschnallt. Durch die Mähne ihres langen, nassen Haares waren deutlich kleine, spitze Ohren zu erkennen. Ja, sie ist mein.

Uff! Die Dämonen rammten ihn mit der Wucht eines Güterzuges, sodass er sich mit einem Mal mit ausgestreckten Gliedmaßen flach

auf dem Spielfeld liegend wiederfand, und warfen sich auf ihn. Seine linke Schulter sprang mit einem Ploppen aus dem Gelenk. Ein Knie auf seinem Kiefer kostete ihn drei Backenzähne. Er knurrte – nicht vor Schmerz, sondern vor Frustration – und hieb mit seinem gesunden Arm auf die Dämonen ein, die ihn nach wie vor mit Schlägen bombardierten. Während er so um seine Freiheit kämpfte, gerieten ihm seine Zähne in die Luftröhre.

Die Zwillinge rannten herbei, um ihm zu helfen. Endlich gelang es ihnen, die Dämonen von ihm

herunterzuzerren. Mühsam kam Garreth auf die Knie, während er hustete und würgte, ohne dabei die fremde Frau aus den Augen zu lassen.

Plötzlich nahm sie mit einer laserschnellen Bewegung ihren Bogen in die Hand, legte drei Pfeile aus ihrem Köcher an und zog die Bogensehne bis an ihre Wange.

Was zum Teufel hat sie vor? Alles passiert so schnell … Zielte sie auf die Nymphen? Nein, nicht auf sie. Auf einen Kobold, der mitten unter ihnen kauerte. Aus dieser Entfernung trifft sie niemals.

Sie verharrte bewegungslos in

dieser Stellung und wartete auf ihre Gelegenheit. Sie blinzelte nicht einmal, als Regen und Wind ihr die Haare ins Gesicht peitschten, ließ ihr Ziel nicht eine Sekunde aus den Augen, selbst nachdem sie die Sehne losgelassen hatte.

Die Pfeile flogen zwischen zwei Nymphen hindurch und durchbohrten den Hals des Kobolds, sodass dieser von seinem kleinen Körper abgetrennt wurde. Ein fantastischer Schuss! Und doch schien das Ergebnis sie eher zu langweilen.

Immer noch keuchend und dem Ersticken nahe, beobachtete

Garreth, wie sie sich gleichmütig ihren Weg durch die entsetzten Nymphen bahnte. Sobald sie den zweigeteilten Kobold erreichte, warf die Bogenschützin die beiden Leichenteile in den nahe gelegenen Sumpf.

Dann legte sie den Bogen wieder über die Schulter und schlenderte in die Richtung zurück, aus der sie gekommen war. Als ihr mit einem Mal bewusst wurde, dass sie im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand, hielt sie kurz inne.

»Oh.« Sie winkte ihnen auf eine Art zu, die auch Königin Elisabeth gut zu Gesicht geständen hätte, und

sagte: »Spielt weiter.«

Während er noch nach Luft rang und seine Cousins seinen Rücken bearbeiteten, als ob er ein Amboss wäre, trafen sich ihre Blicke. Als er seine schlammbedeckte Hand nach ihr ausstreckte, musterte sie ihn mit verächtlicher Miene und verschwand im Gebüsch. Schließlich kam Uilleam auf die Idee, Garreth in den Rücken zu treten, und die Backenzähne flogen wie Bonbons aus Garreths Luftröhre.

»Was zum Teufel ist denn mit dir los?«, fragte Munro.

Immer noch schwer atmend, stand Garreth auf. Er hatte aus

Erzählungen gewusst, was ihm bevorstand, wenn er auf seine Gefährtin traf, hatte aber nicht mit so einer heftigen Reaktion gerechnet. »Es … ist passiert.«

Sie wussten sofort, wovon er sprach. Munro wirkte ungläubig, Uilleam eifersüchtig. Wie lange warteten die beiden schon?

»Die Bogenschützin?«, fragte Uilleam. »So einen Schuss hab ich noch nie gesehen. Aber sie sah aus, als ob sie eine Walküre sein könnte.«

»So ein verdammtes Pech«, fluchte Munro leise.

»Jetzt renkt mir doch endlich die

Schulter wieder ein! Beeilt euch!«

War ja klar! Beim ersten Mal, dass Garreth seine Gefährtin sah, auf die er schon so lange wartete, wurde sie Zeugin, wie er seine Gegner als Schwuchteln beschimpfte und unfair spielte. Er hatte nicht mal ein Hemd an, war auf dem besten Weg, sich einen ordentlichen Rausch anzutrinken, und über und über mit Schlamm und Blut bedeckt. Nicht einmal Schuhe trug er. Wahrscheinlich sah es so aus, als ob er vorhätte, sich in eine Orgie zu stürzen.

»Ihr werdet niemandem davon erzählen«, stieß Garreth mit rauer

Stimme hervor.

»Warum denn nicht?« Munro zog mit einem festen Ruck an Garreths Arm.

»Was auch immer sie sein mag, sie ist anders«, erwiderte er. »Und sie soll die Königin der Lykae werden? Niemand darf davon erfahren, nicht bevor sie mein Zeichen trägt und sich mit mir vereinigt hat. Schwört es!«

»Aye, dann schwören wir«, sagte Uilleam.

Noch in derselben Sekunde, in der sie seine Schulter wieder eingerenkt hatten, rannte er davon.

Spür sie auf. Mach sie zu der

Deinen. Die Stimme seines Instinkts tönte lauter denn je in ihm, als er Hals über Kopf durch den strömenden Regen hastete.

Voller Verzweiflung hatte er bis eben noch einem weiteren Jahr ohne seinen älteren Bruder entgegengesehen, einem weiteren Jahr königlicher Verantwortung, die übernehmen zu müssen er nie erwartet hatte. Das Schicksal weigerte sich auch an diesem Tag, ihm Lachlain zurückzugeben, aber es hatte Garreth dieses himmlische Geschöpf zur Gefährtin gegeben.

Die Erregung in ihm wuchs, während er durch die Wildnis

stürmte, gefolgt von überwältigender Erleichterung. Bei dem Regen hätte er ihren Duft glatt verpassen können. Doch jetzt war er auf ihrer Fährte.

Als er jedoch bei einer Reihe von Zypressen, die mit dichten Vorhängen aus Moos behangen waren, angelangte, wurde er langsamer. Hier begann der abgelegenste Teil des Sumpfes, und ihr Duft schien auf einmal aus vier verschiedenen Richtungen zu kommen. Er entschied sich für eine Spur und rannte weiter durchs Gestrüpp, sprang über Bäche und Sumpflöcher.

Als er die Quelle des Dufts erreichte, ohne sie entdecken zu können, drehte er sich einmal um sich selbst. Als er nach oben schaute, sah er einen ihrer Pfeile, der so tief in einem Baum steckte, dass nur die Befiederung zu sehen war. An das Pfeilende hatte sie einen Fetzen ihres T-Shirts gebunden. Schlaues Mädchen. Mithilfe ihrer Pfeile hatte sie ihre Spuren verwischt.

Aber er würde einfach jeder einzelnen Spur folgen und sie aufspüren, egal, wie lange es dauern würde. Sie war für ihn geboren worden. Und ich wurde

dazu geboren, sie zu finden …

Eine halbe Stunde lang lief er durch das Gelände, ehe er ihre wahre Spur fand. Mit seiner arteigenen Lautlosigkeit schlich er näher, jagte diese Jägerin durch den Regen, der auf sie herabnieselte. Der Sumpf machte es ihm leicht, sich ihr unbemerkt zu nähern, mit all den Schatten, in denen er sich verbergen konnte, und dem herumschleichenden Getier, das sie ablenkte.

Als er sie endlich wieder erblickte, musste er sich beherrschen, um nicht laut aufzukeuchen. Aus der Nähe betrachtet, war sie noch

lieblicher, als er gedacht hatte. Sie musste eine Walküre sein, eine von der Spezies, die sowohl für ihre Schönheit als auch für ihre Wildheit berühmt war.

Sie sah atemberaubend aus: hohe, kühn geschwungene Wangenknochen, volle Lippen und eine schmale Nase wie eine Elfe. Aber es waren die Farben, die sie so unvergleichlich machten. Ihre glatte Haut hatte die Farbe polierten Goldes und ihre Augen die schottischen Whiskys.

Sie war von mittlerer Statur und kurvig gebaut, und sie trug ein nasses weißes T-Shirt, das sich an

ihre üppigen Brüste schmiegte. Die Shorts gaben den Blick auf ihre wohlgeformten Beine frei und betonten ihren kessen Po. Ihr Haar war lang – eine dunkle Mähne, schwer vom Regen.

An ihrer rechten Hand trug sie einen ledernen Bogenhandschuh. Ein langer Armschutz aus Leder erstreckte sich von ihrem linken Handgelenk bis zu ihrem Ellenbogen. Wer hätte geahnt, dass die Ausrüstung zum Bogenschießen so sexy aussehen konnte?

Seine Frau würde das Leder anbehalten, wenn er ihren kurvigen, zarten Körper heute Nacht nahm.

Bei diesem Gedanken wurde sein Schaft in der feuchten Jeans hart, und er hätte beinahe geknurrt.

Stattdessen folgte er ihr still und beobachtete sie, während sie sich der Beute näherte, die er bereits in den Höhlen unter ihnen gewittert hatte.

Wenn sie tatsächlich eine Walküre war, besaß sie übernatürliche Sinne, genau wie er: ein ausgezeichnetes Hörvermögen und die Fähigkeit, im Dunkeln über weite Strecken sehen zu können. Doch ihr Geruchssinn wäre nicht einmal annähernd so ausgebildet wie der seine. Sie würde das

Geschöpf mithilfe von Augen und Ohren aufspüren müssen – und genau das tat sie in diesem Augenblick auf meisterhafte Weise.

Allerdings verharrte sie immer wieder, wandte den Kopf ruckartig in seine Richtung, und ihre spitzen Ohren zuckten.

Ohne jede Vorwarnung sprang sie in eine vor Regenwasser triefende Eiche hinauf und ging in kauernder Haltung in Schussposition, indem sie einen weiteren Pfeil auflegte. Aus der Ferne wirkte ihr Bogen ganz gewöhnlich, ein Recurvebogen, dessen Enden sich nach vorne bogen, mit einem verdickten Griff in

der Mitte. Typisch, wenn auch eher altmodisch. Aber als er sich weiter näherte, konnte er die goldenen Symbole erkennen, die in das glänzende schwarze Holz eingraviert waren.

Die Waffe war genauso exquisit und stolz wie ihre Besitzerin.

Sie verharrte bewegungslos, während sie direkt auf den Fleck zielte, an dem er ihre Beute gewittert hatte. Hatte sie etwa vor, sie durch die Erde hindurch zu treffen?

Aye, denn mit einer Stimme, so düster wie die des Sensenmannes, flüsterte sie: »Dein Versteck unter

der Erde wird dich nicht retten.«

3

Ich kann ihn atmen hören, jetzt eher gedämpft. Lucia wusste, dass der Kobold sich unter die Erde verkrochen hatte und um sein Leben rannte. Sie hatte ihn bis hierher verfolgt, indem sie mit Leichtigkeit die Zeichen gelesen hatte, die jede Beute hinterlässt.

Aus diesem Winkel auf dem Baum konnte sie direkt in die Erde hineinschießen, und ihr Pfeil würde bis in den Tunnel darunter vordringen. Ihr besonderer Pfeil – schlank und aerodynamisch würde er sein Ziel erreichen und dann drei

rasiermesserscharfe Widerhaken freisetzen, sobald er auf Widerstand stieß.

Schon bald würde sie der komplett durchgeknallten Nïx zwei bestätigte Tötungen melden können. So wie Lucia es immer tat. Und was dann? Dann wird dieser Tag sich wieder und immer wieder wiederholen, bis zur Akzession.

Wenn die Albträume kamen.

Jetzt erledige erst mal den Kobold und dann geh nach Hause.

Doch aus irgendeinem Grund dachte sie an breite Schultern und hagere Wangen und erinnerte sich daran, wie dieser Lykae sie

angesehen hatte, kurz bevor er zu Boden gerissen worden war. Er hatte sie angestarrt, während sich seine breite Brust unter keuchenden Atemzügen gehoben und gesenkt hatte und ihm der Schweiß über den muskulösen Oberkörper gelaufen war. Bis er dann von ein paar der gewaltigsten Dämonen umgerannt worden war, die sie je gesehen hatte.

Sein offensichtliches Interesse hatte sie aus der Fassung gebracht. Genau genommen hatten sich aller Augen auf sie gerichtet, und das kam nicht allzu oft vor, da sich Lucia für gewöhnlich in der

Gesellschaft der frechen, strahlenden, atemberaubenden Regin der Ränkevollen befand, die stets im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand.

Für den Fall, dass irgendjemand, dieser Mann eingeschlossen – der seine schmutzige Pfote mit Sicherheit nicht nach ihr ausgestreckt hatte –, neugierig geworden und ihr gefolgt sein sollte, hatte sie jedenfalls ihre Spuren verwischt.

Lucia schüttelte heftig den Kopf und holte tief Luft, um sich wieder auf ihre Aufgabe zu konzentrieren. Sobald sie ausgeatmet hatte,

verhielt sie sich vollkommen bewegungslos und spähte an dem Pfeil entlang. Die uralten Inschriften auf ihrem Bogen schienen zu glühen.

Dann ließ sie die Sehne los. Mit einem dumpfen Geräusch durchbohrte der Pfeil den Boden und bohrte sich tief hinein, bis zu dem Fleck, an dem der Kobold wühlte. Ein erstickter Schrei war zu hören.

Ziel getroffen. Selbst unter der Erde hatte sie ihn erwischt. Was nicht überraschend war, denn sie hatte seit Jahrhunderten nicht ein einziges Mal danebengeschossen.

Skadis Essenz wirkte Wunder, im wahrsten Sinne des Wortes.

Lucia schwang sich den Bogen wieder über den Leib und sprang hinunter, um ihrer unsterblichen Beute mit einer raschen Enthauptung endgültig den Garaus zu machen. Es ist schwer, so gut zu sein, dachte sie, während sie zur Stelle schlenderte. Und noch schwerer, sich bescheiden zu geben. Sie seufzte. Jeder muss sein Kreuz tragen, und das ist das meine.

Der Skadianische Kodex umfasste drei Grundsätze: Ehrlichkeit, Keuschheit und Demut. Mit der

Ehrlichkeit hatte sie – meistens – keine Probleme, genauso wenig wie mit der Keuschheit, aber was das mit der Demut sollte, das kapierte sie einfach nicht.

Als sie sich näherte, huschte die Kreatur durch den Tunnel unter ihren Füßen, sodass der Pfeilschaft einen wilden Tanz in dem schlammigen Boden aufführte, der sie belustigte.

Das war ihre größte Freude: die Jagd. Wenn sie so wie heute unterwegs war, fühlte sie sich weniger wie eine Hochstaplerin voller schändlicher Geheimnisse. In diesen Augenblicken fühlte sie sich

nicht, als ob ihr ihre Sünden auf der Stirn geschrieben stünden, sodass alle Welt sie sehen konnte. Und sie vergaß für kurze Zeit, was in der nahenden Akzession über sie hereinbrechen würde.

Sie schüttelte diesen Gedanken ab, kauerte sich hin, um ihre Beute aus der Erde zu holen, und zerrte sie in einem Hagel von Matsch und Wurzeln beim Fußknöchel heraus. Der Kobold, nach wie vor in seiner engelsgleichen Gestalt, zappelte wild hin und her. Ihr Pfeil ragte aus seinem Hals.

Sie ließ ihn zu Boden fallen und zog ihren Pfeil heraus, wobei die

Widerhaken den Hals der Kreatur halb abrissen. Sogleich transformierte sich das Wesen, wurde zum Reptil, mit schlangenartigen Augen und schuppiger Haut. Als es mit seinen jetzt deutlich längeren Zähnen nach ihr schnappte, packte sie den Pfeil an beiden Enden und drückte den Schaft über das, was vom Hals des Kobolds übrig war.

Als ihr das Blut über die Arme spritzte, grinste sie. Sie genoss ihren Job als Gesetzeshüterin.

Gleich nachdem Lucia das Ding enthauptet hatte, zuckten ihre Ohren erneut unruhig. Irgendetwas

beobachtet mich. Sie sprang wieder auf die Füße, ihre Augen huschten hin und her. Ganz in der Nähe.

Der Mann. Sie spürte, dass er es war. Aber wie hatte er sie nur finden können?

Sie spähte in die Schatten. Beinahe hätte es ihr den Atem verschlagen, als goldene Augen zurückblickten.

»Warum bist du mir gefolgt?«, fragte sie gebieterisch. Gelegentlich diente sie als Unterhändlerin zwischen verschiedenen Faktionen, weil sie so geduldig und vernünftig war – zumindest glaubten das alle. Vielleicht wollte er sie um Hilfe

bitten, um irgendein Problem zu lösen.

Jetzt kam der Mann näher, wobei er den natürlichen Pfad ignorierte und einfach auf direktem Weg auf sie zusteuerte. Offenbar hatte sie das Interesse eines Lykae erregt. Das war alles andere als eine gute Sache.

»Wie könnte ich einer hübschen Maid wie dir nicht folgen?«, fragte er mit rauer Stimme und deutlichem Akzent.

Der Regen hatte den Dreck von ihm abgewaschen, sodass seine immer noch bloße Brust und sein Oberkörper in all ihrer Perfektion

und sein kantiges Gesicht gut zu sehen waren. Sein Kinn wirkte störrisch und zeigte den Ansatz eines Grübchens. Seine Haut war gebräunt, und um die goldenen Augen herum waren zarte Lachfältchen zu sehen. Regentropfen hingen in seinen Wimpern. Sein dichtes Haar klebte nass und dunkel an seinen Wangen. Sie hätte darauf wetten können, dass es in trockenem Zustand einen satten Braunton annehmen würde.

Ihre Blicke trafen sich für einige lange Sekunden, ehe er in aller Gemütsruhe ihre Gesichtszüge musterte. Die Art, wie er sie ansah,

wirkte verzehrend, genießerisch, so als ob sie das schönste Geschöpf auf der ganzen Welt wäre und er gar nicht genug von ihr bekommen könnte.

Sie runzelte die Stirn, weil eine Ahnung mit einem Mal jeden einzelnen ihrer Nerven prickeln ließ.

Als sein Blick über ihren Körper wanderte, fuhr er sich mit einer zitternden Hand über den Mund. Offensichtlich gefiel ihm, was er sah.

Warum sollte es ihm auch nicht gefallen? – Nein! Du musst dich vernünftig und ernsthaft verhalten. Und handle vor allem rational.

»Wer bist du?«

»Ich bin Garreth MacRieve vom Clan der Lykae.« Als er auf sie zukam, wich sie zurück. Sie begannen, einander zu umkreisen. »Ich habe noch nie jemanden so schießen sehen wie dich.«

Das war ja mal ein ganz neuer Spruch. »Weil niemand sonst so schießen kann«, erwiderte sie sachlich.

Hatte da etwa sein Mundwinkel gezuckt? »Mit welchem Teufel hast du einen Pakt geschlossen, um so schießen zu können?«

Sie hätte beinahe geseufzt. Teufel? Mit dem hab ich etwas ganz

anderes gemacht. Sie verdrängte die Erinnerungen, die in letzter Zeit immer häufiger in ihr aufstiegen.

»Vielleicht ist dein Bogen verzaubert?«

»Mein Bogen ist nicht verzaubert – nur einzigartig.« Seit über tausend Jahren leistete er ihr nun schon treue Dienste, heute noch genauso perfekt wie in der Nacht von Lucias Transformation. Das schwarze Eschenholz, in das kunstvolle Inschriften geschnitzt waren, glänzte. In einer Sprache, die schon seit Langem ausgestorben war, stand darauf geschrieben, dass Lucia eine Dienerin der Göttin Skadi

war. Für immer. »Du glaubst wohl nicht, dass ich einfach nur von Natur aus über ein« – von einer Göttin geschenktes – »Talent verfüge?«

»Aye. Aber dieses Talent und dazu noch eine solche Schönheit in einer Frau vereint? Das wäre dem restlichen weiblichen Geschlecht gegenüber doch wohl nicht fair.«

Das hatte sie auch schon oft gedacht. Aber zum Glück war sie nicht daran interessiert, die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich zu ziehen.

»Du könntest gar nicht liebreizender sein.«

Genau genommen schon. Ihre Haare waren tropfnass. Ihre Kleidung war langweilig – praktische Shorts und ein einfaches T-Shirt. Sie trug weder Make-up noch Schmuck, aber das tat sie nie. Nicht, seit sie den Bogen trug.

»Gehörst du zu den Feyden oder den Walküren?«

Ich bin eine Bogenschützin. Eine Zölibatärin in Zivilkleidung. Ein Schatten im Hintergrund. »Rat doch mal.«

Immerhin hatte er sie nicht für eine Nymphe gehalten – ein Punkt für ihn. Unglücklicherweise ähnelten die beiden Spezies einander. Beide

verfügten über feenartige Gesichtszüge, aber das waren auch schon alle Gemeinsamkeiten.

»Mit dem Bogen und den spitzen Ohren würde ich normalerweise auf eine Feyde tippen, aber du besitzt kleine Fänge und Klauen, darum fürchte ich, dass es wohl nicht ganz so einfach ist.«

»Einfach? Wovon redest du?«

Er öffnete den Mund und schloss ihn gleich wieder. Dann neigte er den Kopf zur Seite und musterte sie abwägend. Sie spürte, dass er beschlossen hatte, ihr vorzuenthalten, was auch immer er ihr gerade hatte sagen wollen.

Stattdessen bemerkte er: »Verführung. Es ist allgemein bekannt, dass Walküren nur sehr schwer zu verführen sind.«

Er wollte sie verführen? Er bat nicht um eine Verabredung oder warb um sie, nein, es ging ihm einfach nur um Sex. Männer!

»Du meinst, das wäre schwierig? Wenn du dich einer von uns in deinem gegenwärtigen Zustand genähert hättest – unrasiert, blutig, halb nackt und mit Schlamm bedeckt –, wüsste ich wirklich nicht, wieso. Ganz abgesehen davon, dass du nach Maische und Destillerie stinkst. Schweig still, mein Herz.«

Er rieb sich mit der Hand übers Gesicht, offenbar ganz überrascht, dort Bartstoppeln zu fühlen. »Heute ist nicht mein bester Tag.«

»Dann solltest du zurückgehen und dich mit deinen Groupies vergnügen. Es heißt doch immer, dass es nichts Stimulierenderes gibt als eine Orgie mit den Nymphen.« Wieso nur dieser scharfe Ton? Als ob sie eifersüchtig wäre. Sie spürte Unruhe in sich aufkeimen.

»Die will ich nicht.« Er kam ihr wieder näher. »Schon bevor ich dich erblickte.« Er sah ihr tief in die Augen, als ob er durch ihre keusche, asketische Hülle

hindurchschauen und erkennen könnte, wie wild sie in Wahrheit war. Als ob er wüsste, dass ihre Fassade nichts als ein wackeliges Kartenhaus war, das schon die leiseste Berührung zum Einsturz bringen konnte.

In dir lauert die Dunkelheit, Lucia, hatte Skadi sie vor einer Ewigkeit gewarnt. Sei stets vor ihr auf der Hut.

Ja, auf der Hut sein. Lucia musste nach Hause, weit weg von diesem Werwolf mit seiner grollenden Stimme. Ein Gesicht wie dieses war schon einmal ihr Verderben gewesen, ein schönes Gesicht,

hinter dem sich ein Ungeheuer verborgen hatte.

Genauso wie bei dem hier.

»Die Anziehungskraft beruht nicht auf Gegenseitigkeit«, sagte sie knapp. »Also verzieh dich.«

Mit diesen Worten drehte sie sich um, um ihr Opfer zu entsorgen. Sie wollte die Überreste ins Wasser werfen, damit die Tiere etwas zum Fressen hatten. Während sie sich bückte und den Kopf des Kobolds packte, hob der Lykae den Körper hoch, wie ein Gentleman ein fallen gelassenes Taschentuch aufheben würde. So surreal. Sie schmissen die Teile ins trübe Wasser.

Ihre Aufgabe war erledigt. Sie wischte sich die Hände ab und machte sich auf den Heimweg.

Er folgte ihr.

Augenblicklich blieb sie stehen, um einen entnervten Blick gen Himmel zu werfen, ehe sie sich noch einmal an ihn wandte. »Werwolf, spar dir die Zeit und die Mühe. Was auch immer das Gegenteil eines Volltreffers ist, das bin auf jeden Fall ich.«

»Weil ich ein Lykae bin?«

Weil du ein Mann bist. »Du hattest recht – ich bin eine Walküre. Und meine Art hält deine Art für kaum besser als Tiere.«

Das stimmte. Wenn die Lykae auch keine offiziellen Feinde waren wie die Vampire, so hatten ältere Walküren in früheren Zeiten, während längst vergangener Akzessionen – Kriegen zwischen den Faktionen der Mythenwelt –, doch schon gegen sie gekämpft. Sie erzählten, dass man sie nur selten in ihrer voll ausgebildeten Werwolfgestalt zu sehen bekäme, es sei denn, ihre Gefährtinnen oder ihr Nachwuchs seien bedroht, dass aber schon die bloße Andeutung der Bestie, die ihnen innewohnte, ein entsetzlicher Anblick sei …

Warum nur mangelte es Lucias

Stimme dann an Überzeugungskraft?

»Aye, das mag schon sein, aber wofür hältst du mich?« Er kniff die Augen zusammen. »Du stimmst ihnen sicherlich nicht zu, denn sonst würdest du dich nicht mit mir paaren wollen.«

Ihr Mund öffnete sich. »Mich mit d i r paaren? Ich bin in meinem Leben ja schon so manchem arroganten Kerl begegnet, aber du bist der König unter ihnen.«

Seine Miene verdüsterte sich. »Der König, meinst du? Was für eine seltsame Wortwahl.« Aber schnell war er wieder ganz der Alte. »Dann

gewähre mir eine Gunst, wenn ich schon diesen Titel erringe. Sag mir deinen Namen.«

Sie seufzte schwer, sagte dann aber widerwillig: »Man nennt mich Lucia die Jägerin.«

»Lousha«, wiederholte er.

Jeder, den sie kannte, sprach ihren Namen Lu-ssi-a aus. Der Werwolf hingegen, mit seinem ausgeprägten schottischen Akzent, nannte sie Lousha. Nur mit Mühe konnte sie ein Schaudern unterdrücken.

»Also gut, Lousha die Jägerin«, er verzog die Lippen zu einem schelmischen Grinsen, »ich bin dir in die Falle gegangen.«

Ihr ganzer Körper begann zu prickeln, doch zugleich überkam sie eine düstere Vorahnung. Sie sollte nicht in dieser Weise auf ihn reagieren. Ihretwegen hatte er auf die Nymphen und eine Orgie verzichtet. Sicherlich würde er diese Nacht Sex von einer Frau erwarten. Und den konnte sie ihm nicht geben – selbst wenn sie gewollt hätte –, ohne von einer Katastrophe heimgesucht zu werden.

Wieso wanderte ihr Blick also über seinen nassen Brustkorb? Ihre Augen folgten der Spur feiner Härchen von seinem Nabel bis an den tief sitzenden Bund seiner

abgetragenen Jeans, und dann noch tiefer … Als sie die Beule dort sah, musste sie sich zwingen, nicht laut aufzustöhnen.

Als die Beule noch weiter anwuchs, wurde ihr klar, dass er ihren Körper wohl einer ähnlich intensiven Musterung unterzogen hatte. Sie blickte rasch auf und stellte fest, dass die Augen des Lykae unverwandt auf ihre Brüste gerichtet waren. Ihre Nippel drückten gegen den nassen Stoff ihres T-Shirts, und er starrte sie so intensiv an, als würde er ihr das Oberteil am liebsten ausziehen – mit purer Gedankenkraft.

Als ihre Blicke sich dann erneut trafen, flackerte es in seinen Augen blau auf – ein weiterer Hinweis darauf, warum es unklug war, sich mit ihm abzugeben.

»Jetzt lauf schon, Wolf. Oder du wirst es bereuen.«

»Das wird nicht geschehen, Walküre.«

»Wieso?« Angesichts seines entschlossenen Blickes kam ihr ein Gedanke, der so lächerlich war, dass es sich eigentlich gar nicht lohnte, ihn weiter zu verfolgen. Doch sie wurde ihn einfach nicht los. »Ich bin doch nicht etwa … deine Gefährtin oder so was?« Das

war unmöglich.

»Nay, auch wenn ich wünschte, es wäre so.«

Den Göttern sei Dank! »Dann – verschwinde!«

Als er sich stattdessen auf sie zubewegte, schnappte sie ihren Bogen, legte einen Pfeil an und spannte den Bogen, alles ohne nachzudenken. Sie zielte direkt auf sein Herz, was einen Unsterblichen wie ihn nicht töten, aber für eine ganze Weile außer Gefecht setzen würde. »Bleib, wo du bist, oder ich schieße.«

Er blieb nicht, wo er war. »Das machst du nicht. Ich will dir doch

nichts tun.«

»Das ist keine leere Drohung«, sagte sie mit eisiger Stimme. Seine Miene wurde ungeduldig, so als könnte er nicht begreifen, wieso sie so misstrauisch war. »Ich werde schießen, wenn du näher kommst.«

Er kam näher. Also schoss sie ihm ins Herz – beziehungsweise auf die Stelle einige Zentimeter rechts davon, da sie in letzter Sekunde beschlossen hatte, die Richtung ein wenig zu ändern.

Der Pfeil landete in seiner massiven Brust, bohrte sich durch seine Muskeln, bis nur noch die Befiederung zu sehen war.

»Verdammte Scheiße, was tust du denn, Frau?«, brüllte er, den finsteren Blick auf seine Brust gerichtet.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht näher kommen«, erinnerte sie ihn mit gleichmütiger Stimme.

Er legte die Faust um das Pfeilende und versuchte, ihn herauszuziehen, was die Widerhaken allerdings unmöglich machten. Während er unbeholfen daran herumzerrte, fuhr er sie an: »Jetzt hilf mir schon, das Ding rauszuziehen!«

Sie blinzelte zu ihm auf. »Ich bin

dafür zuständig, die Pfeile hineinzubekommen. Ich hole sie nicht heraus.«

Er schob das Kinn vor. »Bei mir schon.«

Zu ihrer Überraschung zuckte es in ihren Mundwinkeln. Was für ein wilder, verrückter Lykae! Schnell brachte sie ihre Gesichtszüge wieder unter Kontrolle. »Warum sollte ich?«

Er kam erneut auf sie zu. Offensichtlich hatte er beschlossen, den Pfeil in seiner Brust einfach zu ignorieren. »Weil wir noch vor Ende dieser Nacht das Bett teilen werden, Walküre, und dann wirst du

dir ziemlich dumm vorkommen, weil du auf deinen Bettgefährten geschossen hast.«

Mit einem Seufzen ließ sie einen weiteren Pfeil fliegen. »Du meine Güte, wie dumm von mir. Was hast du gerade gesagt?«

Er kam immer noch näher. »Wenn ich erst einmal deine vollen Lippen küsse …«

Ein weiterer Pfeil durchbohrte seine Brust.

Jetzt verunstalteten schon drei Wunden diesen wunderbaren Körper, drei Blutspuren rannen über die Erhebungen seiner steinharten Muskeln. Er biss die Zähne

zusammen und sagte: »Das tut höllisch weh, Mädchen, aber es ist auch ermutigend.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Diesen Kobold hast du mit drei Pfeilen auf einmal in den Hals getroffen, aus einer Entfernung, die fünfzigmal so groß war. Ich habe jetzt ein Trio in der Brust. Mir scheint, bei ihm hast du zugeschlagen, während du mich nur kitzelst. Du willst mich nicht umbringen, und das ist ein gutes Zeichen. Vielleicht ist das ja deine Art zu flirten?«

Seine Worte brachten sie im Nu wieder auf den kalten Boden der

Realität zurück. »Ich flirte nicht. Vertrau mir, das würdest du merken.« Denn dann würde in Kürze eine Katastrophe über uns hereinbrechen. Verdammt! Er kam immer noch auf sie zu.

»Wenn du tatsächlich eine Jägerin bist, wirst du einen Wolf nicht leiden lassen. Ich gehe jede Wette ein – wenn du schießt, dann um zu töten, nicht um zu quälen.«

Da hatte er nicht unrecht. Es lag nicht in ihrer Natur, ein Lebewesen zu quälen. Es sei denn, es hatte es verdient. »Na gut. Wenn ich dir helfe, die Pfeile herauszuziehen, lässt du mich dann in Ruhe?«

»Dich in Ruhe lassen? Verdammte Scheiße, dann würde ich sie lieber drinlasssen, Walküre.«

Gleich darauf schlug er mit der Faust auf das Ende des ersten Pfeils, sodass der Schaft durch seinen Körper hindurchgetrieben wurde und in seinem Rücken wieder austrat. Als er nun mit der Hand hinter sich griff, war er in der Lage, die Pfeilspitze zu packen. Er biss die Zähne fest aufeinander und zog den Pfeil quer durch seinen Brustkorb. Die Befiederung verschwand unter seiner Haut, während er den Pfeil hinten aus seinem Rücken herauszog.

Während sie diesem Schauspiel seiner Widerstandskraft sprachlos zusah, warf er den blutigen Pfeil beiseite und widmete sich dem nächsten, dem er die gleiche Behandlung angedeihen ließ. Jedes Mal spannten sich sämtliche Muskeln seines Körpers an, und sobald der Pfeil herausgezogen war, stöhnte er und entspannte sich – ein wenig zumindest. Es war beinahe, als ob er zum Höhepunkt gekommen, aber noch nicht ganz befriedigt wäre.

Ein Teil von ihr fühlte sich geschmeichelt, dass er sich lieber dieser Tortur unterzog, statt ihre

Hilfe in Anspruch zu nehmen. Sie hätte die Enden abbrechen können, sodass er die Pfeile vorne, durch die Brust herausziehen konnte, doch stattdessen trotzte er diesem Schmerz. Nur weil er sie nicht in Ruhe lassen wollte?

Seine Stärke erstaunte sie, und seine Kraft war beeindruckend. Wieder dämmerte ihr eine vage Erkenntnis, und ihre Haut prickelte in der klammen Nachtluft.

Während er den letzten Pfeil herauszog – nur ein kurzes Zucken bezeugte seine Schmerzen –, kam er ihr noch näher, ohne dass die Entschlossenheit in seiner Miene

auch nur im Mindesten ins Wanken geriet.

Sie wich einen Schritt zurück und überlegte, ob sie ihren letzten Pfeil dazu benutzen sollte, ihn aufzuhalten. Sie konnte ihn nicht töten, aber mit einem Schuss zwischen die Augen könnte sie ihn bremsen.

»Ich glaube, ich habe mir das Recht zu bleiben verdient – so wie einen Kuss von dir.«

Sie stieß einen Laut der Frustration aus. »Als ob du dich mit einem Kuss begnügen würdest. Du willst Sex mit mir haben, und dazu wird es einfach nicht kommen.«

»Aber du möchtest es doch auch, oder willst du das leugnen?«

Wollte sie, dass er sie hier und jetzt nahm, mitten im Sumpf, heiß und verschwitzt? Sie schluckte. Er war ein Lykae, er würde sie auf Händen und Knien nehmen wollen … Bei diesem Gedanken beschleunigte sich ihr Herzschlag. Trotzdem schüttelte sie hartnäckig den Kopf. »Natürlich nicht! MacRieve, ich bin eine Walküre. Ich werde nicht von euren … animalischen Bedürfnissen getrieben.«

»Du wirst es sein«, sagte er mit leiser, heiserer Stimme. »Nach

einer Nacht mit mir, Lousha.«

4

Adrenalin strömte durch Garreths Adern und dämpfte den Schmerz seiner Wunden, bis er nichts mehr fühlte als den wachsenden Druck in seinem Schaft und das überwältigende Verlangen nach dem Geschöpf dort vor ihm.

Eine Walküre. Wieder wunderte er sich, dass das Schicksal eine Schildmaid zu seiner Gefährtin bestimmt hatte. Er wusste nicht, ob er lachen oder heulen sollte. Vermutlich wäre er über diese Tatsache verdammt glücklich gewesen, wenn sie nur endlich

damit aufhören würde, sich gegen die überwältigende Anziehungskraft zu wehren.

Gerade eben noch hatte er sich eine Frau gewünscht, die eine etwas größere Herausforderung darstellte. Jetzt fragte er sich, warum sie sich dermaßen sträubte. Sie war erregt; der Duft der Begierde seiner Gefährtin ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Am liebsten wäre er vor Dankbarkeit vor ihr auf die Knie gefallen – und hätte sie gekostet. Ihre Nippel waren so hart, dass sie sicherlich pochten.

Warum also gab sie sich ihm nicht

hin? Aye, inzwischen bereute er seinen Wunsch. Er fragte sich flüchtig, ob sie wohl mit ihm ins Bett gehen würde, wenn er ihr erzählte, dass er ein König sei.

Dann runzelte er die Stirn – ihm war ein anderer Gedanke in den Sinn gekommen. »Hat vielleicht ein anderer Mann einen … Anspruch auf dich?« Möglicherweise würde er noch heute Nacht töten müssen.

»Einen Anspruch auf mich? Ein Mann? Bestimmt nicht!«

Ihr Herz war noch nicht vergeben. Dann ist es an mir, es zu gewinnen. Er verzog seine Lippen zu einem leichten Lächeln.

»Und das wird auch niemals geschehen«, schwor sie.

»Ach ja, meinst du?«

Sein amüsierter Tonfall schien sie zu verärgern. »Noch einmal: Ich bin nicht interessiert. Du könntest wohl kaum eine Frau finden, die noch weniger Interesse hat als ich.«

»Du vergisst, dass ich ein Lykae bin. Ich kann dein Interesse riechen.« Bei den Göttern – ihr Duft war für ihn wie eine Droge, ihre Erregung so süß.

Ein zartes Rosa überzog ihre hohen Wangenknochen. »Vielleicht galt mein Interesse ja einem der anderen Männer auf dem Spielfeld.«

Eifersucht loderte in ihm auf. Etwas Derartiges hatte er noch nie zuvor gefühlt. Ehe sie ihren Bogen erneut heben konnte, hatte er sich schon auf sie gestürzt. Seine schwielige Hand legte sich um ihren Nacken. »Das nimmst du zurück, Frau.« Seine durch das Spiel wachgerufene Aggression hatte er bisher im Zaum halten können. Etwas schwieriger war es schon, das Adrenalin zu kontrollieren, das durch seine Adern floss, nachdem er sie endlich gefunden hatte. Aber diese Eifersucht war einfach zu viel.

»Sonst …?«

»Sonst werde ich dich küssen, bis

du an keinen anderen mehr denken kannst.« Er würde sie verführen, alles anwenden, was er je über Frauen gelernt hatte, um sich bei ihr einzuschmeicheln. »Ich werde dich leidenschaftlich küssen, so heftig, bis du mich keuchend um mehr anflehst.«

Dicht neben ihnen schlug ein Blitz ein, was sie allerdings gar nicht wahrzunehmen schien. Er merkte ihr an, wie sehr sie sich wünschte, er würde sie küssen. Ihre Hüften schoben sich unbewusst in seine Richtung, und das machte ihn wild. Warum ließ sie es nicht endlich zu?

Sie starrte auf seine Lippen, als ob

sie sich gerade ausmalte, was er beschrieben hatte. Doch dann murmelte sie beinahe verächtlich: »Du gewinnst den ersten Preis für schlechtes Timing, Lykae, das steht schon mal fest.«

»Ich verstehe dich einfach nicht, Walküre«, sagte MacRieve heiser. »Wann wäre denn je ein schlechter Zeitpunkt zum Küssen?«

Wie sein Kuss sich wohl anfühlen würde? Nicht dass sie über irgendwelche Erfahrungen verfügte, um ihn einem Vergleich zu unterziehen. Du spielst ein gefährliches Spiel, Lucia.

Er beugte sich vor und vergrub das

Gesicht in ihrem Haar. Sie spürte seinen Atem heiß an der Spitze ihres Ohrs.

Nicht die Ohren! Dort war sie höchst sensibel, und jetzt streiften seine Lippen die Spitze. Das fühlt sich so gut an …

»Ach, das gefällt meinem Mädchen wohl?«, fragte er und fuhr damit fort. Als sie sich an ihn lehnte, nutzte er die Gelegenheit, um sie mit dem Rücken gegen eine alte Eiche zu drücken.

Er legte die Hände zu beiden Seiten ihres Kopfes gegen den Baum, was ihr seine ungeheure Stärke in Erinnerung rief. Die Lykae

waren in puncto Körperkraft die mächtigsten Wesen der Mythenwelt. Sie wären in der Lage, einen ganzen Zug in die Luft zu stemmen. Er hätte sie wie eine Puppe zerbrechen können, und doch war er sehr zärtlich mit ihr umgegangen, selbst nach dem brutalen Wettkampf von vorhin.

Selbst nachdem ich auf ihn geschossen habe.

Er drängte sich noch näher an sie heran, bis sich ihre Körper berührten. Als sein Blick auf der Stelle verharrte, an der ihre Brüste mit seiner übel zugerichteten Brust in Kontakt kam, fühlte sie seinen

Penis augenblicklich noch heftiger pochen. Ihr letztes bisschen Verstand riet ihr: Hör sofort auf!

Sie musste augenblicklich weg von ihm, aber sie war sicher nicht imstande, den weiten Weg bis Val Hall schneller zu rennen als er. Außerdem lag es grundsätzlich nicht in der Natur der Walküren, vor einem Feind davonzulaufen.

Wenn ich muss, werde ich ihm zwischen die Augen schießen. Aus nächster Entfernung. Bei seiner Schnelligkeit würde er dem Schuss sonst ausweichen. Und ihr danach Höllenqualen bereiten. »MacRieve, ich werde dir eine letzte …«

Mit einem brennenden Kuss auf ihren Hals brachte er sie zum Schweigen. Seine Zunge zuckte heiß über ihre eiskalte Haut. Bebend vor Lust und Überraschung blickte sie in die Äste des Baumes über sich und biss sich auf die Lippe.

Doch als er seine Erektion gegen sie presste, schrie sie auf: »Lass mich sofort los!«

Das tat er nicht, also drückte sie ihren Daumen in eine seiner Wunden. Seine dunklen Klauen gruben sich tief in den Baum, aber er ließ sie nicht los. »Frau, das tut verdammt weh!«

»Dann hör auf, mich zu küssen.«

»So weh nun auch wieder nicht.« Sein Mund senkte sich wieder auf ihren Hals herab. Er schien sie nicht nur zu küssen, sondern sie zu kosten … sie zu zähmen.

»Ich kann dir stärkere Schmerzen bereiten.« Schon als sie die Worte aussprach, wurde ihr klar, wie albern das klang. Sie bemühte sich mit aller Kraft, die Augen offen zu halten, während seine Zunge sie hier und dort liebkoste.

»Im Augenblick fühle ich nur einen Schmerz in meinem Körper.« Als er sich ein wenig zurückzog, sah sie das Grinsen auf seinen Lippen.

»Und du wirst schon bald dafür sorgen, dass er vergeht.«

So erdig und sexy. Lucia konnte sich nicht erinnern, wann sie zum letzten Mal in Gegenwart eines Mannes solche Erregung gespürt hatte. Ihre Gedanken schweiften ab.

Doch, ich kann mich sehr wohl an das letzte Mal erinnern. Lebhaft. Lucia büßte immer noch dafür. Sie versuchte, sich ihm zu entziehen, aber er drückte sie fest an sich. Freya möge ihr beistehen, aber das war genau das, was sie sich wünschte. Nein! Sie musste endlich aufhören, so zu tun, als ob sie eine

normale Frau wäre, die kurz davorstand, sich auf eine heimliche Affäre mit einem der attraktivsten Männer einzulassen, den sie je gesehen hatte. »Niemals, MacRieve.«

Sie konnte genauso bösartig wie ihre Schwestern sein. Nur weil sie im Gegensatz zu diesen in einem Konflikt nicht dazu neigte, impulsiv und mit der einer Walküre angeborenen Wildheit zu reagieren, bedeutete das noch lange nicht, dass sie dazu nicht fähig war, wenn es sein musste. »Küss mich noch einmal, Lykae, und du wirst es bereuen.«

Er küsste sie noch einmal. Also trat sie ihm zwischen die Beine und duckte sich unter seinen Armen hinweg. Während er auf die Knie sank, rannte sie davon. Doch sie hörte ihn noch stöhnen: »Trotzdem bereue ich nichts.«

5

Und wieder stapfte er durch das sumpfige Gelände und folgte ihrem berauschenden Duft, während seine Eier noch von dem Tritt schmerzten und seine Wunden wie Feuer brannten.

»Ich kann dich riechen, du bist ganz nahe.« Oh ja, sie war nicht fern. Er drehte sich einmal im Kreis herum, die Augen zusammengekniffen. »Lauf nicht vor mir weg! Du wirst mir nicht entkommen.« Denn wir lieben die Jagd. Oh ihr Götter, nichts lieben wir mehr. »Du hast nur noch einen

Pfeil übrig.«

»Aber der ist mehr als genug«, flüsterte sie über ihm.

Noch ehe er den Kopf heben konnte, hatte sie sich auf ihn gestürzt, ihn in ein Bett aus Moos gedrückt, die Knie auf seinen Schultern, ihren Pfeil gegen seine Stirn gedrückt.

Langsam, geradezu ehrfurchtsvoll, stieß er mit rauer Stimme aus: »Du – gefällst – mir, Frau!« So lieblich, so wild. Mit ihrem bizarren Bogen schwebte sie leuchtend wie ein Racheengel über ihm.

Als Blut aus seiner Stirn austrat und ihm über die Schläfen rann,

sagte er: »Du kannst deinen Pfeil nicht abschießen, Walküre. Auch du empfindest etwas für mich.« Sie wirkte fassungslos, als könnte sie ihr Zaudern selbst nicht begreifen. »Ich wette, du zögerst niemals, sobald du dich zu etwas entschlossen hast.«

Bei seinen Worten begann sie, mit den Zähnen zu knirschen, wie um ihre Entschlossenheit zu bekräftigen.

»Aber du kannst es nicht tun.« In dem Moment, in dem sie die Spannung aus der Sehne nahm, warf er sie auf den Rücken und legte sich mit seinem kompletten

Körper auf sie. Er stöhnte, als er fühlte, wie sich all ihre üppigen Kurven an ihn pressten. Beide waren außer Atem, ihre Brüste hoben und senkten sich verführerisch.

Sie war eine kleine Schönheit, mit ihrer glatten goldenen Haut und den vollen Lippen. Ihr Haar hatte zu trocknen begonnen und die Farbe dunklen Karamells angenommen. Es fühlte sich wie Seide an und duftete himmlisch. Nach Heimat. »Du weißt selbst, dass es sich richtig anfühlt zwischen uns.«

Bei den Göttern, das tat es. Es fühlte sich an, als ob sie das nicht

zum ersten Mal täten. Als würde sie seine Berührung erkennen und sich daran erinnern, sich schon einmal so atemlos wie in diesem Moment gefühlt zu haben.

Was geschah bloß mit ihr? Er hatte recht – wenn sie sich erst einmal entschlossen hatte zu handeln, gab es kein Zögern mehr. Und doch hatte sie nicht auf ihn schießen können.

Sein Mund senkte sich auf ihren hinab. Gerade als sie ihn beiseiteschieben wollte, stöhnte er. Das bloße Aufeinandertreffen ihrer beider Lippen schien ihm mehr Lust zu bereiten, als er ertragen konnte.

Er intensivierte den Kuss, presste seine festen Lippen mit Nachdruck auf die ihren und versuchte, sie mit seiner Zunge zu einer Reaktion herauszufordern.

Der Schock, nach so langer Zeit geküsst zu werden. Die Hitze seines Körpers auf ihrem inmitten des kalten Regens.

Blitze zuckten über ihnen, und sie wusste, dass sie sie verursachte. Ihre eine Hand löste sich vom Bogen, die andere Hand legte sich um seinen Nacken. Als sich ihre Lippen mit einem leisen Keuchen öffneten, verwöhnte er ihren Mund mit seiner köstlichen Zunge,

während sie regungslos verharrte und sich voll und ganz auf seine Zärtlichkeiten konzentrierte.

Dann riss er sich von ihr los und sah mit einem Blick – einer ganz und gar maskulinen Miene der Entschlossenheit – auf sie hinab, der keinerlei Zweifel daran ließ, dass er vorhatte, verruchte Dinge mit ihr zu tun. Oh, dieser Blick. Er raubte ihr jeden klaren Gedanken …

»Deine Augen sind ganz silbrig«, sagte er. Sein Akzent wurde immer auffälliger. »Du begehrst mich ebenfalls.« Ehe er fortfuhr, befahl er: »Jetzt erwidere den Kuss.«

Im Laufe ihres langen Lebens

hatten schon viele Männer versucht, sie zu verführen, doch es war ihr stets leichtgefallen, sie einfach zu ignorieren. Was war bloß so anders an diesem Lykae? Er schien ganz genau zu wissen, wie er das Verlangen und die Wildheit, die in ihr schlummerten, zum Leben erwecken konnte. Dieser dunkle Teil von ihr, den sie mehr als alles andere fürchtete, riss das Kommando an sich und bestimmte über sie. Das ist einfach nur ein Kuss. Ich würde niemals zulassen, dass es mehr wird …

Begierde durchflutete ihren Körper, ihre Brüste fühlten sich

schwer an. Diese Wildheit in mir. Ich kann nichts dagegen tun …

Sie war ausgehungert. Wie lange hatte sie verzichten müssen! Und hier war ihre Belohnung, direkt vor ihr. Ihre Lust schwoll weiter an … sie verlor die Kontrolle …

Verloren. Das alles fühlte sich so … richtig an. Mit einem Stöhnen kapitulierte sie.

Der Instinkt brüllte in ihm auf. Sie braucht dich. Sie verzehrt sich nach ihrem Mann.

Endlich bot sie ihm ihre Lippen dar, aus freien Stücken, ließ es zu. Seine Zunge drang tief in sie ein, er kostete sie, nahm sie in tiefen

Zügen in sich auf. Als sie seinen Kuss mit einem zaghaften Spiel ihrer Zunge erwiderte, stöhnte er auf, drückte sie noch fester an sich.

Sie unterwirft sich mir. Am liebsten hätte Garreth vor Glück laut geknurrt. Noch heute Nacht bringe ich meine Frau nach Hause. In mein Bett, mein Leben. Endlich, nachdem er so lange auf sie gewartet hatte.

Auf … Lucia.

Mit jedem scheuen Züngeln schürte sie sein Verlangen. Als ihre Zungen begannen, sich regelrecht ineinander zu verschlingen, als sie begannen, im gleichen Takt zu atmen, stieß sie ein überraschtes

Stöhnen in seinen Mund aus.

Und dann fühlte es sich an, als bräche ein Damm, als hätte sie genauso wie er jahrhundertelang auf diese Nacht gewartet. Sie schien sein unvorstellbares Verlangen zu teilen – und sogar noch schlimmer darunter zu leiden.

Er küsste sie innig, und während er eine Hand auf ihre Hüfte legte, hob er die andere, um ihre Brust zu berühren. Kurz vor dem Ziel zögerte er jedoch und ließ sie in der Luft schwebend verharren. Aber wie in einem Traum wölbte sie ihren Körper mit einem sehnsüchtigen Wimmern seiner Handfläche

entgegen und presste ihre Brust in seine Hand.

»Bei den Göttern«, sagte er an ihren Lippen, »du treibst mich in den Wahnsinn, Lousha.« Er umfasste ihre üppigen, weichen Brüste, erst die eine, dann die andere, erforschte sie.

Seine Berührung ließ sie erzittern, und sie stieß einen Schrei aus, als er mit seinem Daumen einen ihrer harten Nippel umkreiste. Er beugte sich herab, um seinen Mund auf diese pralle Knospen zu legen, und sie fragte: »Was machst du denn …?«

Als er durch das T-Shirt hindurch

an ihr saugte, blieben ihr die Worte im Hals stecken, und sie stöhnte stattdessen gleich noch einmal auf. Endlich ließ sie ihren Bogen fallen und umfasste seinen Hinterkopf, um ihn an ihrer Brust festzuhalten. In diesem Moment verblasste die Welt um ihn herum, und es gab nur noch seine Gefährtin: ihren Duft, ihr Anblick, ihr sinnlicher Körper. Während er an ihrem Nippel saugte, wanderte eine Hand nach unten, löste ihren Lederköcher und warf ihn beiseite.

Ihre Arme schlangen sich um seinen Hals, ihr Stöhnen wurde drängender und vermischte sich mit

dem seinen, während er sie weiter erforschte.

Doch dann flüsterte sie: »Nicht mehr als das, MacRieve. Nur das ...«

»Aye, nur das.« Für den Augenblick.

Sein Versprechen schien sie zu ermutigen und jeglichen noch vorhandenen Widerstand hinwegzuschmelzen. Sie wälzte sich auf ihn und stieß ihr Geschlecht gegen seines. Er sehnte sich so sehr danach, sie zu nehmen, ihre zarte Haut mit seinem Zeichen zu versehen, aber niemals hätte er sich vorstellen können, dass eine Frau so dringend eines

Höhepunktes bedurfte wie diese hier. Als sie sich an seinem Schaft rieb und ihn beinahe seiner Saat beraubt hätte, zog er sie hastig wieder unter sich.

Sie wurden beide von Aggression getrieben – jeder von ihnen versuchte, die Oberhand zu gewinnen, und so wälzten sie sich immer wieder hin und her.

Er hatte ganz und gar nichts dagegen, dass sie ihn ritt wie ein Pferd, wenn sie das wollte. Später. Jetzt wollte er nur das eine: ihre Hände über ihrem Kopf in seinem festen Griff, ihre Schenkel gespreizt und er dazwischen, dazu ihr Blick,

der sich in seinem verlor. Also schob er sie unter sich und zwängte seine Hüften zwischen ihre Beine.

Endlich gab sie nach, doch erst nachdem ihre kleinen Klauen ihre Spuren auf seinem Rücken hinterlassen hatten. Er warf den Kopf zurück und brüllte vor Genugtuung. Sie machte ihn wild, er war verrückt nach ihr. Mit jedem ihrer Schreie verfiel er mehr ihrem Zauber. Wie hatte ich nur ohne dies leben können?

Doch dann mischte sich ein gewisses Unbehagen unter seinen Enthusiasmus. Noch nie zuvor war er so verrückt nach einer Frau

gewesen. Jetzt erst begriff er, dass sein Leben nicht mehr dasselbe sein würde, wenn er dies hier durchzog. Ein erschreckender Gedanke für jeden Mann. Doch als er auf sie hinabblickte, wusste Garreth, dass er sie haben musste, ungeachtet der Konsequenzen.

Mit diesem Gedanken streckte er die Hand aus und schlitzte mit der Klaue seines Zeigefingers den Schritt ihrer Shorts auf. Während er ihr den Stoff bis zur Taille hochschob, fummelte er gleichzeitig etwas unbeholfen an seiner Jeans herum, bis er sie bis zu den Knien herabgezogen hatte.

Ihr Höschen war schwarz und seidig – höllisch sexy. Doch gerade als er seinen Finger unter den Stoff schob, um es ihr vom Leib zu reißen, packte sie sein Handgelenk. »Nicht!«

»Ich kann nicht warten! Hab schon so lange gewartet …« Mein Schwanz explodiert gleich. Er wollte … in ihr sein. Er musste seinen Samen tief in ihren Schoß pumpen, während er sie mit seinem Zeichen versah, das verkündete, dass sie für alle Zeit die Seine war.

Sie schüttelte den Kopf, ihre Miene wurde zusehends panisch. »Ich kann nicht! Die … die muss ich

anbehalten.«

Verwirrung. Verführe sie.

Also beugte er sich zwischen ihre Beine hinab und küsste sie durch die feuchte Seide ihres Höschens. Erst keuchte sie auf, doch dann verwandelte sich das Keuchen in ein Stöhnen, als er selig leckte, knabberte und kostete. Sobald sie wehrlos ihre Hüften kreisen ließ, versuchte er noch einmal, ihr das Höschen auszuziehen. »Warte!«, schrie sie.

Mit lautem Knurren bedeckte er ihren Körper mit dem seinen und wickelte ihr Haar um seine Faust. »Lousha, ich muss dich haben. Ich

werde dir Lust bereiten und dich zum Höhepunkt bringen, bis du schreist.« Er unterstrich seine Worte mit einer Bewegung seiner Hüften.

Als sein Schwanz über ihr in Seide gehülltes Geschlecht rieb, wurden ihre Augen riesig. »Oh … oh!«

»Du bist gleich so weit, oder?«

Sie nickte zu ihm auf. »Ich glaube … ich weiß nicht …«

Du wirst es bald wissen. Dafür würde er sorgen. Er stieß mit dem Unterleib gegen sie.

»Ah! Hör bloß nicht auf! Bitte …«

»Damit?«

»Ja, damit! Oh ja!« Sie warf den Kopf hin und her. »Hör einfach nicht

auf!«

»Das werde ich nicht. Vielleicht komme ich auf dir … aber ich werde nicht aufhören.« Er rieb sich an ihr, während er gleichzeitig darum kämpfte, seine Saat nicht vorzeitig zu vergießen. Er stand so kurz davor … schon begann es in seinem geschwollenen Schaft zu zucken, die Eichel war feucht.

Da schlug ein Blitz in einem Baum direkt neben ihnen ein, aber sie bemerkte es gar nicht, und er vergaß es auf der Stelle wieder beim Anblick ihrer verzückten Miene, ihrer silbernen Augen. Bei den Göttern, sie kommt.

»Ja, Lousha!« Er stieß immer wieder wie ein Wahnsinniger gegen sie, während ihm die Hose um die Knie hing. Er sehnte sich so verzweifelt danach, endlich in sie hineinzustoßen, zu fühlen, wie sie ihn eng umschloss. »Komm, komm für mich …«

Sie schrie, und ihre Knie fielen auseinander, während sie ihre großen Brüste gegen seinen Brustkorb presste. Während seine Hüften über ihr pumpten, schlug sie ihre Klauen in seinen Rücken und hielt ihn fest.

Mein! Jetzt bist du mein … Er beugte sich zu ihrem Ohr hinab.

»Du hast dafür gesorgt, dass ich verrückt nach dir bin, hast alles verändert.« Seine Hand wanderte zwischen sie zu ihrem Höschen. »Darum werde ich dich jetzt ficken, lang und hart, meine Schöne«, fuhr er mit rauer Stimme fort, »denn wenn du mich schon zu deinem Sklaven machst, dann will ich auch dein Herr und Meister sein.«

Mit einem Ruck riss er ihr die Seide herunter, und seine Eichel stieß gegen ihre Schamlippen, die nach ihrem Orgasmus geschwollen und nass waren. In dem Moment, in dem er selig die Augen verdrehte, schrie sie: »Nein!«

Sie stemmte die Hände gegen seine Brust. »Nein, lass das!« Ihre Leidenschaft war so rasch verflogen, als hätte er sie mit einem Eimer kaltem Wasser übergossen. »Ich kann das nicht!«

»Ach, was du nicht sagst.«

Sie bemühte sich mit aller Kraft, ihm zu entkommen, zur Not auf allen vieren. »Lass mich los!«

Sie fürchtet sich. Auch wenn sein Schwanz kurz davorstand zu explodieren – er pulsierte so heftig, als wäre er in einer zugeschlagenen Tür eingeklemmt –, ließ er sie schließlich los. Seine Hoden waren so schwer von seinem Samen, dass

es schmerzte.

»Ich will das nicht … wollte es nicht.«

Nur eine einzige rasche Bewegung und er hätte sie zu der Seinen gemacht … »Du wolltest das nicht?« Er schoss auf die Füße und zog sich die Jeans hoch. Als er versuchte, sie über seinem angeschwollenen Schaft zu schließen, verwandelte sich seine Lust in nie gekannte Wut und Frustration. »Und warum reitest du dann so schamlos auf meinem Schoß wie eine Dirne, während du an meiner Zunge saugst?«

Es schien ihr die Sprache zu verschlagen. Sie bemühte sich, ihre

Kleidung so schnell wie möglich wieder in Ordnung zu bringen und schnappte sich Bogen und Köcher. Nachdem sie ihre Waffen eingesammelt hatte, fielen ihre Blicke gleichzeitig auf das schwarze Höschen, das er ihr vom Leib gerissen hatte. Sie griff danach, aber er schnappte es ihr vor der Nase weg und stopfte es in seine Hosentasche.

Sie blinzelte verwirrt und wich vor ihm zurück.

»Geh ja nicht weg«, knurrte er. »Ich werde dir ohnehin folgen.«

»Du verstehst nicht.«

Ihre Augen wirken … gequält?

»Dann erklär es mir! Liegt es daran, dass ich bin, was ich bin?«

»Wenn du versuchst, mir zu folgen, werde ich dich für immer hassen.«

Verdammt! Was war hier bloß los? Sie wirkte, als wollte sie gleich um ihr Leben rennen.

Mit einem Mal fiel ihm die tragische Geschichte seines Cousins Bowen ein. Die Geschichte des todunglücklichen Bowen war allen Lykae-Männern eine Warnung, was passieren konnte, wenn eine Gefährtin anders war und flüchtete. Bowens Schicksalsgefährtin war auf grauenhafte Weise ums Leben

gekommen, als sie vor ihm davonrannte.

Eiskalte Angst durchströmte Garreth, als er sich vorstellte, Lucia könnte verletzt werden. Er holte scharf Luft und rang um Selbstbeherrschung, während er zusehen musste, wie sich die Frau, die ihm auf der ganzen Welt am liebsten war, seinem Griff entzog.

6

Was war denn das gerade? Wie konnte das nur passieren?

Um ein Haar wäre Lucia … unkeusch gewesen. Sie hatte so kurz davorgestanden, ihre Reinheit – und damit zugleich ihre Fähigkeiten – aufzugeben, und das kurz vor der Akzession!

Ein Fehltritt würde Lucia ihre Kräfte kosten. Denn Skadi hatte ihr nichts geschenkt. Lucias Bogenkünste waren nur geliehen – und an bestimmte Bedingungen geknüpft.

Es hätte nicht mehr viel gefehlt …

gar nicht viel.

Und doch sehnte sich ihr bebender Körper auch jetzt noch nach seiner Berührung – nach mehr.

Lucia rief sich in Erinnerung, wie einfach die Situation war: Die Akzession war gleichbedeutend mit ihrem Kampf gegen Cruach. Wenn sie jedoch diesem Lykae erlag, würde sie ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten als Bogenschützin verlieren. Sollte der Blutige Verdammte seinem Gefängnis entkommen und sie jagen, wäre sie völlig hilflos. Wenn er käme, um Rache zu nehmen …

Was auch immer MacRieve in ihrer

Miene sah, es brachte ihn dazu, sich mit hoch erhobenen Händen von ihr zurückzuziehen. »Schon gut, du brauchst keine Angst zu haben. Von mir hast du nichts zu befürchten.«

Sie wusste, dass sie verstört wirken musste, ihr Herz raste vor panischer Angst. »Ich habe keine Angst vor dir.«

Ich habe Angst vor ihm – Angst vor der Gefangenschaft in seiner mit Leichen angefüllten Höhle. Sie drückte sich den Handrücken gegen den Mund, als sie zu würgen begann.

Lucia, ich gab dir Fleisch und Wein …

»Augenblick, Walküre, ganz ruhig. Ich wollte dich nicht aus der Fassung bringen.« Geistesabwesend berührte MacRieve seinen immer noch angeschwollenen Schaft, der ihm anscheinend Schmerzen bereitete. Sogar jetzt noch reagierte ihr Körper auf diesen Anblick.

»Wenn du fest entschlossen bist, jetzt zu gehen, dann triff dich wenigstens am Wochenende hier mit mir«, sagte er angespannt, als ob dies ein gewaltiges Zugeständnis seinerseits wäre. »Samstagmittag kommen wir wieder her. Das gibt uns beiden genug Zeit, uns zu

beruhigen und über all das nachzudenken.«

Sein Angebot überraschte sie. »Ich … ich weiß nicht.« Vorhin hatte er behauptet, sie sei nicht seine Gefährtin, aber womöglich hatte er gelogen, da seine Reaktion so heftig ausgefallen war. Jetzt neigte sie doch eher dazu, ihm zu glauben, denn sonst würde er in diesem Augenblick gegen seine Brust trommeln, »Meine!« knurren und sie sich kurzerhand über die Schulter werfen. »Also gut. Ich bin einverstanden«, log sie. Sie fühlte etwas, das sie in der Gegenwart eines männlichen Wesens schon

sehr lange nicht mehr gefühlt hatte. Fünfhundert Jahre lang, um genau zu sein.

Todesangst.

Am Samstagabend regnete es nicht im Bayou. Es herrschte nichts als Stille.

Garreth wartete schon seit Viertel nach zehn morgens. Er war bei Sonnenaufgang aufgestanden, zu aufgeregt, um im Bett liegen zu bleiben, und hatte begonnen, sich vorzubereiten. Er hatte sorgfältig über sein Outfit nachgedacht und wollte sich als Mann von Welt präsentieren, als der Anführer, der er war, und nicht als der trinkende,

fluchende Krawallbruder, für den Lucia ihn vermutlich hielt. Dann erst war ihm klar geworden, dass er nichts als löchrige Jeans, abgenutzte Stiefel und alte Sweatshirts besaß.

Damit passte er wohl kaum zu einer Frau von ihrer zarten Schönheit. Aber zur Hölle damit, letztendlich spielte es gar keine Rolle. Sie kommt nicht. Aber er wusste einfach nicht, warum. Sicher, die Walküren hassten die Lykae, hielten sie für Tiere, aber sie hatte sich ihm gegenüber offen gezeigt.

Bei den Göttern, und wie offen sie

gewesen war. Sie war zum Höhepunkt gekommen und hatte ihn dann einfach unbefriedigt sitzen lassen. Er war Zeuge ihrer Leidenschaft geworden, und sie hatte alle Erwartungen an seine Gefährtin noch übertroffen.

Bei der Erinnerung an ihre Lust schwoll sein Schwanz in der abgetragenen Jeans an, und er rieb mit dem Handballen über seine aufblühende Erektion. Die ganze Woche lang war er schon in diesem Zustand gewesen, geil wie ein junger Kerl, der zum ersten Mal ins Bordell geht, ganz gleich, wie oft er sich auch selbst Erleichterung

verschaffte. Er hatte gehofft, sich noch an diesem Tag mit ihr zu vereinen, hatte es sich auf tausend verschiedene Arten vorgestellt.

Aber sie wird nicht kommen. Er sah noch einmal auf die Uhr an seinem Telefon. Zehn Uhr abends. Das konnte er offensichtlich vergessen. Wie es schien, war Lucia alles andere als leicht zu haben. Sein Wunsch war ihm erfüllt worden, und nun wünschte er sich, es wäre nicht so.

Nachdem sie ihn in jener Nacht dort allein zurückgelassen hatte, hatte Garreth Munro und Uilleam aus dem Spiel geholt, das nach wie

vor im Gang gewesen war. »Wir müssen alles über unsere neuen Nachbarinnen, die Walküren, herausfinden«, hatte er verkündet. »Über jede einzelne.« Er war überrascht, wie wenig die Lykae über diese Faktion der Mythenwelt wussten. Und wieder hatte er seine Freunde zur Geheimhaltung verpflichtet. »Kein Wort darüber zu irgendjemand.« Wenn die Ältesten des Clans erfahren sollten, dass ihre neue Königin eine Walküre sein würde …

Die Zwillinge und er waren sich einig, dass niemand von Lucia erfahren durfte, ehe sie Garreths

Zeichen durch seinen Biss empfangen hatte. Erst dann würden die Bestien, die die Lykae in sich trugen, wissen, dass sie für alle Zeit unter seinem Schutz stand, weil sie Garreths Marke an ihr erkannten.

Schließlich hatten die drei die Straßen von New Orleans durchgekämmt, wo sie sich normalerweise nicht sehr oft aufhielten, und die ganze Zeit hatte Garreth ungeduldig die Stunden bis zu diesem Tag gezählt.

Es hatte sich als schwierig herausgestellt, sich Informationen zu beschaffen. Die Mythianer von New Orleans standen den

Neuankömmlingen in ihrer schönen Stadt mit einem gewissen Misstrauen gegenüber, und angesichts der nahenden Akzession waren sie besonders auf der Hut. Garreth hatte seine Suche ergebnislos beenden müssen, aber die Zwillinge hatten eine Voodoo-Ladenbesitzerin bezirzt, die ihnen einiges erzählt hatte.

Während Garreth im Sumpf wartete, dachte er noch einmal über alles nach, was sie über Lucia erfahren hatten.

»Ihre Bogenschießkünste sind legendär«, hatte Munro gesagt. »Ansonsten gibt es über sie nichts

Besonderes zu berichten.«

Das war alles, wofür sie bekannt war? »Es muss doch noch mehr geben. Was macht sie gerne? Wofür interessiert sie sich?«

»Das weiß niemand«, hatte Uilleam erwidert. »Sie ist einfach nur die Bogenschützin.« Als ob es sonst nichts über sie zu sagen gäbe. Das war es, was man in ihr sah.

»Aber es heißt, dass sie jedes Mal, wenn sie ein Ziel verfehlt, grauenhafte Schmerzen erleidet«, hatte Munro hinzugefügt.

Glücklicherweise würde das bei ihrem Geschick nicht allzu häufig der Fall sein, dachte Garreth bei

sich. Aber dann wurde sein Herz auf einmal schwer.

Ist das der Grund dafür, wieso sie so gut ist?

Vor allem aber hatten sie erfahren, dass Walküren ganz spezielle Geschöpfe waren. Schon ihr Ursprung faszinierte ihn enorm. Jede Walküre besaß drei Elternteile. Wann auch immer eine junge Kriegerin ihrem Tod mit außergewöhnlicher Tapferkeit entgegensah, ließen die nordischen Götter Freya und Odin einen Blitz in sie fahren und retteten sie, indem sie sie nach Walhalla holten. Dort erwachte die junge Frau schließlich

– geheilt, in Sicherheit und schwanger mit einer Walkürentochter.

Diese leiblichen Mütter gehörten allen möglichen Faktionen der Mythenwelt an: Furien, Hexen, Gestaltwandlerinnen, sogar Menschen. Ihre Töchter besaßen jeweils die unverwechselbare Haar- und Augenfarbe und einige Charakteristika ihrer Mütter, doch sie alle erbten Freyas feenhafte Züge und ihre berühmt-berüchtigte Habgier. Das ging sogar so weit, dass man sie mit glitzernden Juwelen, insbesondere Diamanten, hypnotisieren konnte.

Man sagte, der Schrei einer Walküre könne Glas zerspringen lassen, außerdem seien sie übernatürlich schnell und müssten weder essen noch trinken. Stattdessen konsumierten sie elektrische Energie von der Erde und produzierten Blitze, wenn sie heftige Emotionen durchlebten.

Das war eine der Legenden über Walküren, denen er bislang nie so recht hatte Glauben schenken wollen, bis er eine von ihnen in den Fängen der Leidenschaft erlebt hatte. Unzählige Blitze hatten jene Nacht zerrissen, und das lag nicht nur an dem Unwetter, das zu jener

Zeit geherrscht hatte.

Garreth hatte auch einiges über einzelne andere Walküren erfahren. Nïx war ihre Hellseherin. Gerüchten zufolge war sie über dreitausend Jahre alt und vollkommen übergeschnappt. Regin war die Letzte der Strahlenden, und ihre Haut leuchtete. Annika war die kühne Anführerin des Koven in New Orleans, eine meisterliche Strategin, deren einziger Lebenszweck darin bestand, Krieg gegen die Vampire zu führen.

Niemand wusste, wer Lucias leibliche Mutter war – oder was sie gewesen war –, aber die

Ladeninhaberin hatte gesagt, dass diese Akzession schon Lucias dritte sein würde. Demnach war sie über eintausend Jahre alt – beinahe so alt wie er.

Am Ende hatte Garreth mehr Fragen über sie als Antworten.

Sie kommt nicht. Verdammt – warum nicht? Er hatte ihr gezeigt, dass er über Leidenschaft – und Geduld – verfügte. Aber sie war am Ende launisch, fast ängstlich geworden. Vielleicht hatte die Intensität ihrer eigenen Reaktion sie verschreckt? Oder aber die seine?

Da fiel ihm ein, was Bowen einmal

erzählt hatte. »Wir machen uns keinen Begriff von unserer eigenen Wildheit.« In dem hoffnungslosen Blick seines Cousins hatte sich sein Verlust widergespiegelt. »Was uns normal erscheint, ist es für andere keineswegs.« Bowens eigene Gefährtin hatte ihn geliebt, bis sie ihn nach seiner Wandlung in Werwolfgestalt gesehen hatte. Dann war sie vor ihm davongelaufen.

Auch Lucia war geflohen. Dabei hatte sie noch nicht einmal einen flüchtigen Blick auf seine innere Bestie geworfen.

Die Bestie aus dem Käfig lassen –

so nannten die Lykae ihre Transformation. Wenn das geschah, wurde Garreth größer, seine Muskeln wurden stärker, seine Fänge und die schwarzen Klauen länger. Der brutale und bedrohliche Schatten seiner Bestie flackerte über seiner Gestalt auf.

Nein, so hat Lucia mich noch nicht gesehen. Finster blickte er den zunehmenden Mond an. Aber das wird sie, bald.

Wenn er nicht vorsichtig war, würde sie bis ans Ende der Welt vor ihm fliehen. Nach einem weiteren Blick auf den Mond wusste er, was er in dieser Nacht zu tun hatte.

»Ach, Lousha, mein Mädchen. Es wird wehtun, aber es gibt keinen anderen Weg.«

Wenn sie nicht zu ihm kam, würde er noch einmal zu ihr gehen müssen. Er stand auf und machte sich auf den Weg nach Val Hall, dem Heim der Walküren. Nachdem er sie kennengelernt hatte, hatte er diesen bizarren Ort ausgekundschaftet. Blitze bombardierten das ganze Gelände, ihr Leuchten erhellte den Himmel über der Villa ohne Unterlass. Überall standen Blitzableiter, und rauchendes Moos bedeckte die Äste verkohlter Eichen. Aus dem Haus

erklang das Kreischen der Walküren.

Nichts von alldem spielte für ihn eine Rolle, bis auf die Tatsache, dass Lucia dort lebte. Jeder Schritt brachte ihn ihr näher.

7

»Ein Lykae ist in unserem Garten. Und auf der ganzen Welt jagen Vampire der Horde uns Walküren. Fröhliche Akzession!«, rief Regin von ihrer »Kommandozentrale« aus. Dabei handelte es sich um einen Esstisch, der in diesem Augenblick mit Landkarten und Papierstapeln bedeckt war und von ihrem strahlenden Gesicht erleuchtet wurde.

Je aufgeregter Regin war, desto mehr strahlte sie. Doch das war nicht der einzige Grund dafür, dass man sie auch »die Strahlende«

nannte …

Lucia gab einen uninteressierten Laut von sich. Sie hörte nur mit halbem Ohr auf die Worte ihrer Schwester, da sie glaubte, draußen vor dem Herrenhaus etwas gesehen zu haben. Sie kauerte auf der Fensterbank, den Bogen auf dem Schoß, und spähte in die Dunkelheit hinaus. Vor Val Hall flackerten Gasleuchten hell in der hereinbrechenden Schwärze der Nacht.

An diesem Tag hätte sie den Werwolf treffen sollen. Die ganze Woche über war sie vollkommen durcheinander gewesen. Sie

wusste, dass sie ihn nicht treffen durfte, doch die Versuchung war schrecklich groß. Sie wollte herausfinden, ob sie sich den süchtig machenden Geschmack seiner Lippen nur eingebildet hatte und warum sie nicht imstande gewesen war, ihm zwischen die Augen zu schießen. Wieso nur hatte alles in ihr sich gegen diese Vorstellung gewehrt?

Und wieso hatte er ihre Unterwäsche an sich genommen?

Das hatte sie mehr als alles andere verwirrt. Im Gegensatz zu ihren Schwestern, die von Dessous geradezu besessen waren, trug

Lucia sportliche Unterwäsche: nahtlos, praktisch. Wenn sie welche kaufte, dann nicht die seidigen, hauchzarten Stofffähnchen, sondern die Art von Wäsche, die im Dreierpack angeboten wurde. Niemals hätte sie gedacht, dass irgendjemand sie einmal zu sehen bekommen würde, und doch hatte er sie gestohlen. Warum?

Sie seufzte. Sicherlich würde MacRieve sie zukünftig in Ruhe lassen, nachdem sie ihn versetzt hatte. Noch während sie diesem Gedanken nachhing, erwartete sie beinahe, ihn auf das Herrenhaus zukommen zu sehen, stinksauer,

sein wunderschönes Gesicht zu einer finsteren Miene verzogen.

Aber dort draußen war nichts. Sie entspannte sich ein wenig.

Am Ende war ihr die Entscheidung, ob sie sich mit MacRieve treffen sollte oder nicht, abgenommen worden. Ihr Terminkalender war randvoll, nachdem ihr Koven erfahren hatte, dass Vampire der Horde auf der Jagd nach einer bestimmten Walküre waren. Allerdings wussten sie nicht, um wen genau es sich handelte.

Vampire waren die meistgehassten Feinde der Walküren. Sie waren in der Lage,

sich von einem Ort zum anderen zu »translozieren« – oder zu teleportieren –, verschwanden nach Belieben und tauchten auf, wo es ihnen passte, was es immens schwierig machte, sie umzubringen. Nachdem die mächtige Königin der Walküren, Furie, ausgezogen war, um dem Anführer der Horde, Demestriu, die Stirn zu bieten, war sie nie wieder zurückgekehrt …

Und nun suchten Ivo der G r a u s a m e – Demestrius Stellvertreter – und seine Männer ausgerechnet hier nach dieser einen Walküre. Es wurde gemunkelt, dass Ivo sogar noch Schändlicheres

plante als sonst und dass er sich mit dem Vampir Lothaire, dem Erzfeind, zusammengetan hatte, der ebenfalls schon seit Urzeiten zu ihren erbitterten Gegnern zählte.

»Wenn ich raten müsste«, sagte Regin, »würde ich wetten, dass diese Blutsauger nach mir suchen, weil ich strahle und so unglaublich schlau bin. Wahrscheinlich planen sie, sich mit mir fortzupflanzen.«

Lucia seufzte. Sie hoffte, dass Regin nur scherzte. »Zweifellos.«

»Und was zur Hölle macht Lothaire hier? Der Kerl war immer schon gruselig. Ich kann partout nicht verstehen, wieso ihn manche

Frauen so heiß finden.« Sie schüttelte den Kopf, sodass blonde Locken über ihre leuchtenden Schultern tanzten.

Ein weiteres von Lucias Geheimnissen, von denen Regin keine Ahnung hatte, denn sie war eine dieser Frauen. Lucia hatte diesen mächtigen Vampir mit seinem blonden Haar und den hellroten Augen schon immer faszinierend gefunden. Der Wird-er-mich-küssen-oder-töten-Nervenkitzel machte ihn attraktiv. Und mit der Meinung stand sie bei Weitem nicht allein da.

»Meinst du wirklich, dass Annika in

New Orleans Vampire finden wird?«, fragte Regin.

»Weiß nicht.« Sobald sie die Neuigkeiten vernommen hatte, hatte sich Annika, die wilde Anführerin ihres Kovens, zusammen mit ein paar anderen Walküren auf den Weg in die Stadt gemacht. »Bisher haben sie sich immer von den USA ferngehalten.« Aus diesem Grund war der Walkürenkoven auch hierhergezogen. Lucia hatte gehört, dass die Lykae ebenfalls deswegen aus Schottland herübergekommen waren.

»Ich hoffe, sie treiben sich tatsächlich in der Stadt herum. Ich

will mich mit ihnen messen!« Regin stand auf und fuchtelte mit einem ihrer beiden Schwerter herum, die sie für gewöhnlich in Scheiden trug, die sie über Kreuz auf den Rücken geschnallt hatte. Zusätzlich trug sie üblicherweise einen Dolch in einer Scheide an ihrem Unterarm. »Dann verspeise ich ihre Eier zum Frühstück!«

Dies war Regins neueste Drohung: die Eier ihrer Feinde zum Frühstück zu verspeisen. »Reege, ich glaube nicht, dass es die gewünschte Wirkung hat, wenn du Männer auf diese Weise bedrohst. Sie denken dabei weniger an Frühstückseier als

an Teebeutel.«

»Häh? Na, ist ja auch egal.«

Bevor Annika gegangen war, hatte sie Regin und Lucia befohlen, alle Koven-Mitglieder zu kontaktieren, die gegenwärtig auf Reisen waren, und sie auf der Stelle nach Hause zu beordern. Aber vor allem sollten sie sicherstellen, dass Emma, Annikas Pflegetochter und eine halbe Walküre, Paris verließ und nach Hause kam.

Unglücklicherweise hatte sich Emma – der normalerweise eher sanftmütige Halbling, eine Mischung aus Vampir und Walküre – geweigert, nach New Orleans

zurückzukehren, nachdem es ihnen endlich geglückt war, sie zu erreichen. Der Grund war wohl ein Mann, den sie kennengelernt hatte – ein heißer Mann.

Annika würde ausflippen. Insgeheim nannte Regin ihre Anführerin »Annika die Aneurysmatische«, und das mit gutem Grund.

»Oh Mann, du bist schon den ganzen Tag so komisch drauf«, sagte Regin, als sie das Schwert wieder in die Scheide schob. »Was ist denn bloß los mit dir?«

Ich habe einen Lykae mit köstlichen Lippen und unglaublichen

goldenen Augen versetzt, der mich eine Zeit lang angesehen hat, als ob ich die schönste Frau auf der ganzen Welt wäre.

»Hat es was mit den neuen Nachbarn zu tun, die du gesehen hast?«, fragte Regin.

Lucia hatte dem Koven berichtet, dass Lykae unerlaubterweise das Territorium der Walküren betreten hatten.

»Oh-oooooh, Werwölfe in New Orleans.« Regin schnaubte. »Wenn sie sich jetzt heimlich aus ihrem Zwinger schleichen, dann kann von ›aus den Augen, aus dem Sinn‹ wohl keine Rede mehr sein, was?«

Regin hatte ihr Gelände den Zwinger getauft. Zu ihrem Entzücken hatte sich der Begriff durchgesetzt.

»Schleichen?«, wiederholte Lucia. »Die haben sich aufgeführt, als ob ihnen das ganze Bayou gehörte.«

»Vielleicht sollten wir ihnen den Hundeflüsterer vorbeischicken, damit der ihnen mal zeigt, wer hier der Boss ist. Tss, tss.«

»Das würde mit Sicherheit helfen«, antwortete Lucia und war erleichtert, als Regin sich wieder auf ihre Papiere konzentrierte. Manchmal war Regin selbst für ihre eigene Schwester zu viel, vor allem

wenn sie nicht die Gelegenheit bekam, sich regelmäßig in ermüdenden Schlachten auszutoben.

Lucia erstarrte. Wieder glaubte sie, eine Bewegung in den Büschen vor dem Haus gesehen zu haben. Ob das MacRieve war?

Seit der Nacht, in der sie sich getroffen hatten, hatte sie viel über ihn in Erfahrung gebracht. Nachdem sein älterer Bruder Lachlain verschwunden war, war Garreth MacRieve der König des Lykae-Clans geworden, obwohl er nie damit gerechnet hatte, jemals ihr Anführer zu werden. Ehe er den

Thron bestiegen hatte, hatte er ein wildes Leben als Aufreißer und Schläger geführt. Sein Verhalten hatte dazu geführt, dass man ihn auch den Dunklen Prinz nannte.

Er war der beste Küsser, den sie sich je erträumt hatte.

Und was würde Lucia sagen, wenn MacRieve tatsächlich auftauchte? Mir scheint, du hättest gerne eine Affäre mit mir, aber ich darf keinen Sex haben. Obwohl ich es ganz dringend möchte. Pflichterfüllung und Keuschheit. Lucia hatte es ja so satt. Dabei hatte sie die Chance gehabt, einen guten Mann zu finden und ein normales Leben zu führen.

Und ich habe beides gründlich vermasselt.

Sie kniff die Augen zusammen, um zu erkennen, was sich dort bewegt hatte. Nur ein dämlicher Kater. Als sie den Atem ausstieß, den sie unbewusst angehalten hatte, wurde ihr bewusst, wie fest sie ihren Bogen umklammert hielt. Heute Morgen hatte sie ihre Fähigkeiten einer Prüfung unterzogen, und anscheinend hatte sich ihr Können nicht verschlechtert. Es hing wohl tatsächlich davon ab, ob eine Penetration stattfand.

Trotzdem hatte sie den Bogen den ganzen Tag über nicht aus den

Händen gelegt. Immer wieder fuhren ihre Finger geistesabwesend über die leicht erhöhte Inschrift. Skadi hatte gezögert, Lucia mit diesem Bogen aus Thrymheim fortgehen zu lassen, wegen der »Dunkelheit in ihr«.

Für die anderen Walküren waren Lucia und Regin eher jung, aber Lucia lebte schon lange auf dieser Welt und hatte viel gesehen. Noch nie zuvor war ihr ein Mann begegnet, der ihre Dunkelheit so zum Vorschein brachte wie MacRieve.

Er könnte sich als ihre schlimmste Schwachstelle erweisen. Wenn das

zutreffen sollte, hätte er zu keinem ungünstigeren Zeitpunkt auftauchen können. Lucia warf einen finsteren Blick in Richtung Kommandozentrale. Schon bald würde sie wieder ihre Pflicht erfüllen müssen. Regin und sie würden losziehen, um – wie alle fünfhundert Jahre – Cruach in seine Schranken zu weisen.

Aber diesmal wollte Lucia einen Weg finden, ihn ein für alle Mal zu erledigen, anstatt ihn nur mithilfe von Skadis goldenem Pfeil bis zur nächsten Akzession zu schwächen.

Das Problem lag jedoch darin, dass der Blutige Verdammte eine …

Gottheit war. Der uralte gehörnte Gott des Menschenopfers und des Kannibalismus.

Darum suchten Lucia und Regin jetzt nach dem Einzigen, was ihn vernichten konnte: einem Dieumort – einem Gottestöter. Dieumorts waren extrem selten. Sie wurden von den Schöpfern des Verderbens hergestellt, einer Liga von Unsterblichen aus allen Faktionen. Diese hatten eine Möglichkeit entdeckt, Götter zu zerstören, die daraufhin sämtliche Schöpfer des Verderbens zum Tode verurteilt hatten. Die Liga hatte sich aufgelöst, und ihre Mitglieder waren

auf der Flucht. Ihre Macht hatten sie in Talismanen, Waffen und sogar Lebewesen verborgen, die über die ganze Welt und angrenzende Ebenen verstreut waren.

Jedes Gefäß der Macht wurde als Dieumort angesehen. Und es gab Gerüchte, dass darunter auch ein Pfeil war.

Lucia und Regin hatten Hunderte von Spuren, denen sie nachgehen mussten – angefangen von Rätseln über uralte Tagebücher bis hin zu versteckten Hinweisen auf Landkarten. Die Zeit zu handeln rückte immer näher, und sie

bereiteten sich gerade auf ihre weltweite Suche vor. Regin breitete häufig all ihre Berechnungen, Tipps, Post-its und Atlanten vor sich aus, wenn sie sicher waren, dass niemand sonst zu Hause war.

Heute Abend war die komplett durchgeknallte Nïx als Einzige außer ihnen daheim, aber sie hielt sich im ersten Stock auf, und außerdem zählte sie nicht, da sie in der Tat verrückt war. Sie konnte die Zukunft so deutlich sehen, dass Gegenwart und Vergangenheit sie aus der Bahn warfen. Sollte Nïx tatsächlich an der Kommandozentrale vorbeischlendern, würde sie es

vermutlich auf der Stelle wieder vergessen oder aber bei dem Anblick der Karten denken: Oh, Grußkarten. Muss wohl schon wieder Dezember sein.

Lucia und Regin hatten sie wiederholt um Hilfe bei ihrer Suche gebeten. Als sie sie das erste Mal darauf angesprochen hatten, hatte sie gefragt: »Was ist ein Dieumort?« Nachdem sie es ihr erklärt hatten, hatte sie versprochen, der Sache nachzugehen. Als sie dann einige Zeit später nachhakten, hatte Nïx nur gesagt: »Also, was genau war jetzt noch mal ein Dieumort …?«

Niemand im Koven wusste, dass Lucia und Regin einen ziemlich großen Teil ihrer Zeit der Erforschung des Gottestöters widmeten, da sie niemandem je anvertraut hatten, was damals mit Cruach geschehen war. Ihre Schwestern wussten, dass Lucia Schmerz empfand, wenn sie ihr Ziel verfehlte, aber sie wussten nicht, wieso. Ebenso wenig wussten sie, dass Lucia eine Skadiane war. Es gab einfach keinen Grund, irgendjemandem davon zu erzählen. Lucia hatte nach der letzten Akzession das Chaos beseitigt, das sie angerichtet hatte,

genauso wie bei der davor, und sie würde es wieder tun …

Ihre Ohren zuckten, gerade als Regin sagte: »Da kommt jemand!«

»Versteck alles!«

»Hey, wie wär's, wenn wir das nicht tun?«, sagte Regin. »Ich hab diese ewige Heimlichtuerei so was von satt. Dauernd fühlen wir uns schuldig, als ob wir Freyas Auto geklaut und eine Beule reingefahren hätten. Lass uns endlich damit aufhören. Wie wär's, wenn diesmal alle mitmachen würden?«

Schon bei der bloßen Vorstellung wurde Lucia übel. »Du hast es

geschworen, Regin!«

»Ich möchte aber doch so gerne, dass der Koven endlich mal weiß, dass ich ein Genie bin.« Lucias Miene blieb unbewegt. »Nein, ehrlich! Kannst du dir vorstellen, wie denen die Augen rausfallen, wenn sie erfahren, dass wir echte Genies sind? Und nicht nur Videospiel-Junkies?«

»Regin!«

Lucia sah wohl so entsetzt aus, wie sie sich fühlte, denn Regin lenkte ein. »Na gut. Tun wir also, als ob wir totale Nieten wären, die nur so rumhängen. Wie immer. Aber wenn wir wirklich einen Gott

abmurksen, dann erzähl ich das jedem, den ich kenne! Nur ein Wort: Pressekonferenz.«

Während sie eilig ihre Unterlagen versteckten, sagte Lucia: »Es wird vermutlich Annika sein.«

Und die würde von der Nachricht, die Lucia und Regin ihr mitzuteilen hatten, gar nicht begeistert sein. Deine Pflegetochter hat einen Mann kennengelernt. Sie sagte uns, sie würde nach Hause kommen, sobald ihr danach sei, ihren zarten Arsch ins Flugzeug zu schwingen.

Als sie die Papiere verstaut hatten, eilten sie und Regin hinüber zur Couch. Als Annika schließlich zur

Tür hereinstürzte, saßen sie im Wohnzimmer und lackierten einander die Zehennägel, während sie sich eine Aufzeichnung von Ich bin ein Star – holt mich hier raus! anschauten.

Es gab nicht den geringsten Hinweis darauf, dass diese beiden insgeheim planten, einen Gott für alle Zeit auszulöschen.

»Ist Myst wieder zurück?«, fragte Annika sie keuchend. »Oder Daniela?« Sie klammerte sich an die dicke Tür, als ob sie am Ende ihrer Kräfte wäre, und spähte in die Dunkelheit hinaus. »Sind sie wieder da?«

»Wir dachten, sie wären bei dir«, sagte Regin.

»Nïx?«

»Hält Winterschlaf in ihrem Zimmer.«

»Nïx!«, schrie Annika über die Schulter hinweg. »Komm auf der Stelle runter!«

Lucia hätte ihr am liebsten viel Glück gewünscht. Nïx tat nie, was andere von ihr wollten, und lebte ausschließlich nach ihren eigenen Regeln.

Annika schlug die Eingangstür zu und legte den Riegel vor. »Ist Emma schon auf dem Heimweg?« Sie beugte sich vor und stützte die

Hände auf die Knie, da sie immer noch völlig außer Atem war.

Lucia und Regin blickten einander schuldbewusst an. »Sie ist … äh … sie kommt noch nicht nach Hause.«

»Was?«, kreischte Annika. Aneurysma in fünf, vier, drei, zwei …

»Sie hat da drüben irgendeinen heißen Typ kennengelernt …«, versuchte Regin zu erklären.

Annika hielt die Hand hoch. »Wir müssen hier weg.«

Wo blieb denn der kataklysmische Tobsuchtsanfall wegen Emma?

Lucia runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, was du mit ›müssen‹ meinst.

Das klingt ja fast so, als ob du willst, dass wir das Haus verlassen.« Oder sogar fliehen? Walküren flohen nicht – vor nichts und niemandem. Ungeheuer fliehen vor uns. So war es schon immer.

Du bist vor diesem Lykae geflohen.

Halt die Klappe.

»Gleich wird ein Flugzeug abstürzen, stimmt's?« Regin seufzte. »Das würde wirklich ganz schön wehtun.«

Lucia stimmte ihr zu. »Vor einem abstürzenden Flugzeug könnte ich möglicherweise weglaufen.«

»Geht jetzt …«, sagte Annika.

»Sofort!«

»Am sichersten sind wir hier.« Regin wackelte mit den Zehen und widmete sich wieder dem Lackieren. »Der Zauber wird alle fernhalten.«

Die Walküren hatten einen speziellen Schutzzauber vom Haus der Hexen gekauft, ihren Alliierten. Dieser Zauber hielt so gut wie jeden Ärger von Val Hall fern.

Regin blickte abrupt auf. »Aber ich, äh, ich habe möglicherweise versäumt, den Inschriftenzauber mit den Hexen zu erneuern.«

»Ich dachte, das geht automatisch«, sagte Lucia. »Sie

belasten unsere Kreditkarte …«

»Bei Freya!«, brüllte Annika. »Ihr – geht – jetzt – sofort!«

Endlich sprang Regin auf die Füße und griff nach ihren Schwertern. Lucia war gleich hinter ihr und tastete eilig nach ihrem Bogen. Gerade als sie ihren Köcher umgeschnallt hatte, zersprang die Eingangstür in tausend Stücke.

8

Auf dem Weg nach Val Hall wurde Garreth immer unruhiger, und seine Nackenhaare stellten sich auf. Obwohl Lykae es eigentlich liebten zu rennen – wenn sie inzwischen auch die Hügel und Felsen der schottischen Highlands mit den Sümpfen und Bayous ihrer neuen Heimat getauscht hatten –, verschaffte ihm seine Kraftanstrengung diesmal keine Erleichterung.

Doch auch wenn er spürte, dass etwas nicht in Ordnung war, konnte er nicht genau sagen, was es war.

Er runzelte die Stirn, als das Satellitentelefon in seiner Hosentasche klingelte, und verlangsamte sein Tempo.

»Was?«, meldete er sich.

»Kannst du zum Gehege zurückkommen?«, sagte Munro. »Es gibt Neuigkeiten … möglicherweise.«

»Hast du irgendjemandem von Lousha erzählt?«

»Nein, hab ich nicht! Wo bist du?«

»Auf dem Weg nach Val Hall. Ich mache mir Sorgen um meine Gefährtin.«

»Aye, Garreth. Da gibt es etwas, was du wissen solltest. Es treiben

sich Vampire hier herum. Die ganze Stadt wimmelt von ihnen.«

Verdammter Mist! »Welche Faktion? Horde oder Devianten?« Während die Horde der älteste und meistgehasste Feind der Lykae war, waren die Devianten noch ziemliche Neulinge im Spiel der Akzession. Es hieß, ihr Verhalten wiche insofern von dem der Horde ab, als sie sich weigerten, Blut direkt von anderen Lebewesen zu trinken.

Manche Mythianer hielten sie für edle Vampire – was für Garreth genauso ein Oxymoron war wie kuschelige Schlangen.

»Es ist die Horde«, antwortete

Munro. »Ivo und Lothaire, um genau zu sein.«

Ivo war ein Feigling. Garreth hatte ihn nie als Bedrohung angesehen. Lothaire hingegen, der Erzfeind, war ein ganz anderes Kaliber. »Was zum Teufel machen die denn hier?«

»Die Horde könnte … auf der Jagd nach Walküren sein.«

Lucia. Das war es, was er gespürt hatte.

»Warte!«, sagte Munro, gerade als Garreth das Gespräch beenden wollte. »Da ist noch etwas an…«

»Nicht jetzt!«, brüllte Garreth, während er schon lossprintete. Er klappte das Telefon mit solcher

Gewalt zu, dass es zerbrochen in seiner Hand lag.

Auf der Jagd nach Walküren.

Lucia drohte Gefahr durch die Horde, einer widerwärtigen Spezies, die für den Tod von Garreths gesamter Familie verantwortlich war. Wenn er jetzt auch noch seine Gefährtin durch sie verlor …

Niemals. Ich verwandle mich bereits.

Nur noch ein paar Meilen. Er ließ die Bestie aus dem Käfig. Ich wollte nie, dass sie mich so sieht …

Ein riesiger gehörnter Vampir stand in der Eingangshalle von Val Hall und starrte Regin und Lucia mit

gierigen Augen an, die die Farbe von Blut hatten.

»Was ist das denn, Annika?« Regin zog eines ihrer Schwerter. »Ein Vampir, der in einen Dämon gewandelt wurde?«

»Unmöglich«, sagte Lucia. »Das ist doch wirklich nur ein Mythos.« Aber was auch immer es war, es hatte Annika dazu gebracht zu rennen, als ob der Teufel hinter ihr her wäre, und sie war eine berüchtigte Vampirjägerin.

»Muss wohl so sein«, keuchte Annika. »So einen mächtigen Vampir hab ich noch nie gesehen.«

»Ist das einer von Ivos Lakaien?«

»Ja. Ich hab gesehen, wie Ivo ihm Befehle erteilte. Sie suchen immer noch nach jemandem …«

Lucia legte ihre Pfeile an, als zwei weitere Vampire sich hinter den Dämon translozierten.

»Jetzt haut schon ab«, zischte Annika ihnen zu. »Alle beide …«

In diesem Augenblick materialisierte sich Ivo der Grausame einfach so mitten in ihrem Wohnzimmer und musterte mit roten Augen die Szene, die sich ihm bot.

»Hallo, Ivo«, sagte Annika feierlich.

»Walküre«, erwiderte er mit einem

gelangweilten Seufzer.

Als er sich auf ihr Sofa fallen ließ und seine Stiefel unverschämterweise auf ihren Tisch legte, sagte Annika: »Du besitzt immer noch die Arroganz eines Königs, auch wenn du keiner bist.« Sie schüttelte den Kopf. »Und nie einer sein kannst.«

»Nichts als ein Schoßhündchen«, sagte Regin mit einem Schnauben. »Demestrius kleines Helferlein.«

Annika versetzte Regin einen Schlag auf den Hinterkopf.

»Was?« Regin stampfte mit dem Fuß auf. »Was hab ich denn gesagt?«

»Genießt euren Spott, Walküren. Es wird euer letzter sein.« An den Dämon gewandt, fügte er hinzu: »Sie ist nicht hier.«

»Wer?«, verlangte Annika zu wissen.

»Diejenige, die ich suche«, erwiderte er kryptisch. Welche Walküre suchte er wohl auf der ganzen Welt?

Mit einem Mal erspähte Lucia den schwachen Umriss einer Gestalt hinter Ivo. Lothaire? Er hatte sich in das Zimmer transloziert, hielt sich aber in den Schatten auf – so düster, wie er in ihrer Erinnerung war, mit seinen rot gefärbten Augen

und der bedrohlichen Miene.

Als auch Annika ihn erblickte, legte der Vampir den Finger auf seine Lippen. Warum verbarg er sich vor Ivo, seinem Vasallen?

Ivo rieb sich den Nacken, denn offenbar spürte er eine Präsenz hinter sich. Doch als er den Kopf herumriss, sah er nichts. Lothaire war schon wieder verschwunden. Warum stand der Erzfeind nicht Schulter an Schulter mit Ivo, bereit zum Kampf? Beziehungsweise Schulter an Kopf – Lothaire war so groß wie der Dämon, und beide überragten Ivo.

Ivo schien seine Besorgnis

abzuschütteln und befahl seinem Lakaien: »Töte alle drei.«

Der Dämonenvampir teleportierte sich mit atemberaubender Geschwindigkeit augenblicklich hinter Annika. Die anderen beiden Vampire translozierten sich zu Regin und Lucia, noch bevor Lucia auch nur einen Schuss abgeben konnte. Regin lieferte sich mit dem einen ein Schwertgefecht, während Lucia den anderen gegen den Brustkorb trat und ihn damit einige Schritte zurücktaumeln ließ, sodass sie freie Schussbahn hatte. Doch er translozierte sich zu schnell wieder nach vorne. Rings um Val Hall

zuckten immer mächtigere Blitze herab.

Aus den Augenwinkeln heraus sah Lucia, dass Annika dem Vampirdämon einige ordentliche Hiebe versetzte. Blut spritzte, und als er aufbrüllte, trat Annika ihm mit solcher Gewalt zwischen die Beine, dass er gegen die Decke krachte.

Aber als er landete, packte er sie um den Hals und schleuderte sie quer durchs ganze Zimmer in den über zehn Meter entfernten Kamin. Annikas Kopf traf mit solcher Wucht auf die Steine auf, dass sich die erste Ziegelschicht durch den

Aufprall in Staub verwandelte.

»Bei den Göttern! Annika!«

Während die nächste Schicht Ziegelsteine auf ihren regungslosen Körper prasselte, drängte sich Regin an dem Vampir vorbei, mit dem sie gekämpft hatte, um ihre gefallene Schwester zu schützen. Lucia eilte an Regins Seite und hatte endlich genug Raum, um einen Schuss abzugeben.

»Lucia, den Großen«, stieß Regin keuchend hervor. »So viele Pfeile, wie du nur kannst. Ich reiß ihm den Kopf ab.«

Sie fügte den beiden Pfeilen, die sie bereits aufgelegt hatte, noch ein

Paar hinzu und zog die Sehne so fest an, wie sie nur konnte. Dieser Schuss war dazu bestimmt zu töten. Sie feuerte ihre Salve ab …

Die Muskeln des Dämons verhärteten sich. Drei der Pfeile fegte er beiseite, als ob es nur Mücken wären. Den vierten fing er auf.

Völliges Unverständnis. Sie hatte i h n … verfehlt? Nein! Wie? Ivos Gelächter hallte von allen Seiten wider, als der Schmerz sie unversehens mit solcher Wucht packte, dass sie zu Boden sank.

Zu viel! Sie erinnerte sich nur zu gut an diese Todesqualen.

Knochen, die aneinanderrieben … die Haut … zu eng.

Ihr ganzer Körper und ihre Finger verkrampften sich, während sich ihrer Brust ein Schrei entrang, dann ein zweiter und noch einer. Jedes Fenster und jede Glühbirne im gesamten Herrenhaus zersprang, sodass es Dolche aus Glas regnete und sie plötzlich alle im Dunkeln standen.

Durch den Schmerz hindurch hörte sie vage das bestialische Brüllen eines Lykae, der auf ihre Schreie antwortete …

Annika bewusstlos. Regin muss es mit zweien auf einmal aufnehmen.

Sie muss fliehen. Ivo und der Dämon sehen zu. Kann mich nicht bewegen …

Ein weiteres Brüllen, diesmal aus größerer Nähe. MacRieve? Er hatte sie gehört. Kam er ihretwegen? Würde er ihren Schwestern helfen?

Durch das Chaos hindurch nahm sie eine Bewegung auf der anderen Seite des düsteren Zimmers wahr. Weiße Fänge und blassblaue Augen blitzten in der Dunkelheit auf, doch durch den Staub und den Schleier ihrer Tränen hindurch vermochte sie ihn kaum zu sehen.

Dann erleuchtete ein Blitz seine Gestalt, und sie zuckte zusammen.

Ihr Schmerz verdoppelte sich. Das kann er nicht sein … es kann nicht sein.

Er war riesig, seine Fänge und die dunklen Klauen waren länger und schärfer. Der Schatten einer bösartigen Bestie flackerte über seinem Körper auf.

MacRieve. Ein Ungeheuer wie aus einer Legende.

Als er zu der Stelle kam, wo sie zitternd und bebend auf dem Boden lag, gelang es ihr nicht, sich vom Fleck zu rühren, so sehr sie auch die Zähne zusammenbiss. Der Schmerz verhinderte jede Bewegung.

Dann kauerte er über ihr und

streckte seine gewaltigen Pranken nach ihrem Gesicht aus. Seine Klauen glitzerten wie Onyx, und sie zuckte zusammen. Was würde er tun …?

Er versucht … mir die Tränen abzuwischen?

»Schhhh, Frau.« Er hob sie hoch, während sie ihn noch voller Entsetzen anstarrte. »Hab keine Angst.« Seine Stimme war kehlig, seine eisblauen Augen flackerten besitzergreifend.

In dieser Sekunde begriff sie zwei Dinge: den Grund, warum Unsterbliche die Lykae fürchteten, und dass sie die Gefährtin dieses

einen war.

»Beschütze dich.«

Ja, er könnte ihr nie etwas antun. Er war der festen Überzeugung, dass er nur aus dem einen Grund auf der Welt war: um sie zu beschützen.

»Und meine Schwestern«, brachte sie mit schwacher Stimme heraus.

Er warf einen Blick zur Tür. Offensichtlich hätte er sie am liebsten auf der Stelle weit weggebracht von dieser Bedrohung.

»Bitte, Lykae! Kämpfe gegen diese Vampire.«

Endlich – ein kurzes Zucken seines Kinns. Er trug sie aus dem

Gefahrenbereich und setzte sie sanft hinter einem Tisch ab.

»Ich werde dir … ihre herausgerissenen Kehlen schenken«, sagte er mit dieser bestialischen Stimme. In seinem Blick lag eine ungeheure Sehnsucht, doch Lucia war angesichts seiner vollständigen Verwandlung vollkommen entsetzt. Er wusste es, konnte es sehen, denn sie litt viel zu große Schmerzen, um ihre Abscheu zu verbergen.

Widerwillig wandte er sich von ihr ab und stürzte sich mit Ehrfurcht gebietender Wut auf die Vampire. Nachdem sie sich von ihrer

Überraschung erholt hatte, schloss sich Regin dem Lykae an, sodass jeder von ihnen einem Vampir gegenüberstand. Der Vampirdämon hielt sich zurück und beschützte Ivo, der die Szene fasziniert beobachtete.

Gegen MacRieve waren die Vampire chancenlos.

Mit schwindelerregender Schnelligkeit machte er einen Satz, noch ehe der Vampir auch nur daran denken konnte, sich durch Translokation zurückzuziehen, und schloss die Kiefer um den Hals seines Gegners. Knochen krachten und Blut spritzte aus den Arterien,

als er ihm grausam die Kehle herausriss, um sie dem fassungslosen Vampir gleich darauf ins Gesicht zu spucken. Anschließend durchtrennten seine Werwolfklauen sauber den Rest des Vampirhalses, und Kopf und Körper plumpsten auf den blutroten Boden.

Als Nächstes wandte MacRieve sich Regins Vampir zu. Es war ihr gelungen, ihrem Gegner ein paar Hiebe mit dem Schwert zu verpassen, doch er translozierte sich in einem wahnsinnigen Wirbel um sie herum, verschwand und tauchte sofort wieder an einem anderen Ort auf, um selbst einen

Treffer zu landen. Es war ihr schlichtweg nicht möglich, ihm den entscheidenden Stoß zu versetzen.

Doch MacRieve schien vorauszusehen, wo der Vampir als Nächstes erscheinen würde, und stürzte sich auf ihn. Er schaffte es, ihn umzustoßen und am Boden festzuhalten. Der Kopf des Lykae schoss herab und zerfetzte auch diesem Gegner die Kehle. Innerhalb von Sekunden hatten beide Feinde ihren Kopf verloren.

Mit einem vollständig gewandelten Lykae im Kampfrausch konfrontiert, translozierten sich Ivo und der Gehörnte weg. Sie flohen.

Sobald die Bedrohung abgewendet war, eilte MacRieve an Lucias Seite und hockte sich mit bluttriefenden Fängen neben sie. Angewidert starrte sie zu ihm auf. »Nein, nein.« Genau wie beim letzten Mal verbarg sich hinter einem hübschen Gesicht ein Ungeheuer.

Mit einem Mal war sie im Delirium, befand sich wieder zitternd in Cruachs Höhle. Der Blutige Verdammte ragte über ihr auf, Blut tropfte von seinen zusammengebissenen Fängen in ihre Augen. Purpurfarbene Pfützen und grässliche Leichenteile überall um sie herum. Ich gebe dir Fleisch

und Wein, meine Geliebte …

»Lousha«, stieß MacRieve heiser hervor und holte sie damit zurück in die Gegenwart. »Du bist in Sicherheit.« Zärtlich strich er mit der Rückseite seiner feuchten Klaue über ihre Wange.

»Nein, geh weg … weg von mir!«

Die Brauen zusammengezogen, mit einem schmerzverzerrten Gesichtsausdruck, erhob er sich und rannte in die Nacht hinaus. Garreth MacRieves tödlicher Schatten war augenblicklich verschwunden.

Aber sie wusste, dass er wiederkommen würde.

9

Er war nicht wiedergekommen.

Doch zu seinem Unglück war MacRieve in den meisten Nächten der vergangenen Woche niemals weit entfernt von Lucia gewesen.

»Keltenpelze! Keltenpelze! Jetzt ziehen wir den Wölfen das Fell über die Ohren!«, rief Nïx selig und fasste damit in einem Satz zusammen, aus welchem Grund sich eine Jagdgesellschaft, bestehend aus über zwei Dutzend Walküren, an diesem trostlosen Abend in einem entlegenen Sumpf zusammengefunden hatte.

Lucia, Regin, Annika, Nïx und verschiedene andere hatten sich in einer sorgfältig ausgewählten Lichtung eingefunden, während andere Walküren über das ganze neblige Bayou verstreut positioniert waren, um von Bäumen oder anderen Aussichtspunkten aus Meldung zu machen, sobald sie die Beute erspäht hatten.

Dieser ganze Aufwand galt … Garreth. Er war es, der ihnen in die Falle gehen sollte, und Lucia war der Köder.

»Halloooo!« Regin schnipste mit den Fingern. »Mythenwelt an Lucia!«

»Häh? Was ist?«

»Du bist schon wieder ganz weggetreten.« Regins verärgerter Blick wich augenblicklich einer besorgten Miene. »Es ist einfach zu früh. Ich hab Annika gleich gesagt, dass es zu früh ist.«

Obwohl es noch gar nicht lange her war, dass Lucia einen Fehlschuss getan hatte, hatte der Koven sie gebeten, noch einmal danebenzuschießen, in der Annahme, dass Garreth ihr erneut zu Hilfe eilen würde, da er dies schon einmal getan hatte.

»Nein, mir geht’s gut«, sagte Lucia. Sie hatte das Ganze ein paar

Tage aufschieben müssen, damit sie neue Kraft – und neuen Mut – hatte sammeln können. Für jeden Fehlschuss musste sie bezahlen, aber sie hatte beinahe vergessen gehabt, wie hoch der Preis war, da das letzte Mal schon so lange zurücklag.

»Bist du sicher? Wir können das Ganze auch abblasen.« Regin allein verstand, wie grauenhaft es werden würde.

»Ich komm schon damit klar«, versicherte Lucia ihr, während sie nervös an der Bogensehne zupfte.

»Na gut. Sie hätten dich ja gar nicht gefragt, aber …«

Aber Aggression, die sich gegen eine Walküre – ganz egal welche – richtete, wurde immer mit einer Demonstration ihrer Stärke beantwortet. Umgehend und brutal. Und ein Lykae hatte ihnen Schreckliches angetan.

Garreths älterer Bruder, Lachlain MacRieve, war von den Toten wiederauferstanden und hatte Anspruch auf seine Krone erhoben. Der erste Punkt auf seiner Tagesordnung war allerdings ein ganz anderer gewesen: Er hatte Emmaline die Sanftmütige, Annikas Pflegetochter, entführt.

König Lachlain war der »heiße

Kerl« gewesen, dem Emma irrtümlicherweise in Paris ihr Vertrauen geschenkt hatte. Und jetzt hielt er sie auf der Burg der Lykae in Schottland fest.

Nachdem Annika den aneurysmatischen Schock überwunden und so laut gekreischt hatte, dass der Alarm in sämtlichen Autos aller umliegenden Gemeinden losgegangen war, hatte sie folgenden Plan ersonnen: Sie würden Lachlains einzigen lebenden Verwandten in eine Falle locken und ihn als Druckmittel benutzen, um Emma zurückzubekommen.

Garreth MacRieve. Mit seinen

festen Lippen und den unglaublichen Händen …

»Wenn es nicht die Schmerzen sind, was ist dann mit dir los?«, fragte Regin. »Du denkst doch wohl nicht etwa an MacRieve, oder?« Sie warf ihren Dolch in die Höhe und fing seine Spitze mit der Klaue ihres Zeigefingers wieder auf. »Weil du seine Gefährtin bist und so. Und nur fürs Protokoll: Igitt!«

Lucia piekste mit dem Zeigefinger in Regins Oberarm. »Das nimmst du zurück.«

»Von wegen!«

»Wie oft muss ich es dir denn noch sagen? Ich bin nicht seine

Gefährtin! Vollmond – und kein MacRieve. Damit ist der Fall abgeschlossen.« Zu ihrer nicht enden wollenden Verwirrung war er in der Nacht des Vollmonds nicht zu ihr zurückgekommen. Der Legende nach konnte nichts und niemand einen männlichen Lykae davon abhalten, in dieser Nacht seiner Gefährtin beizuwohnen.

Lucia war so sicher gewesen, dass sie die Seine war. Jetzt wusste sie nicht mehr, was sie denken sollte. Natürlich hatte sie Erleichterung empfunden, als sie feststellte, dass es nicht so war. Wer würde schon so einen ungehobelten Riesenkerl

haben wollen? Noch dazu einen, dessen Gesicht von Zeit zu Zeit eine Bestie enthüllte?

Doch seltsamerweise war es nicht halb so schlimm gewesen, wie sie es sich vorgestellt hatte, ihn während des Vampirangriffs von seiner schrecklichsten Seite zu sehen. Er war brutal und höchst beunruhigend gewesen, aber die grauenhafte Angst, die sie in jener Nacht verspürt hatte, war schnell verschwunden. Als die Erinnerungen an Cruach verblasst waren, hatte sie gleich erkannt, wie sehr sich MacRieve von ihrem Erzfeind unterschied.

Das bedeutete noch lange nicht, dass sie MacRieves Bestie mochte oder etwas in der Art, aber es zeigte ihr vor allem, dass nichts so schlimm wie Cruach sein konnte.

»Augenblick mal!«, platzte Nïx urplötzlich heraus. »Sieht hier noch irgendjemand ein Muster?«

Alle starrten sie verständnislos an.

Sie legte den Kopf zur Seite. »Gut, ich nämlich auch nicht.« Anschließend verlor sie sich in der Betrachtung ihrer Handflächen. Nïx, verrückt wie immer.

»Wenn du nicht MacRieves Gefährtin bist«, fragte Regin, die sich immer noch den Arm rieb,

»warum verfolgt er dich dann?«

»Ich weiß auch nicht«, log sie. MacRieve hatte deutlich die Worte Beschütze dich gesagt. Und jetzt hegte sie den Verdacht, dass es genau das war, was er tat.

Erst letzte Nacht, als sie in den Seitengassen der Stadt Kobolde gejagt hatte, hatte ein Animus-Dämon sie gejagt. In dem Moment, in dem sie dem gigantischen Dämon entgegentreten wollte, hatte sie ein dumpfes Geräusch hinter sich gehört. Als sie herumgewirbelt war, hatte sie den Dämon am Boden liegend vorgefunden. Oder zumindest seine

Beine. Sein restlicher Körper war hinter der Gebäudeecke verborgen gewesen, allerdings nur für den Bruchteil einer Sekunde, ehe ihn jemand mit einem Ruck aus ihrem Sichtfeld entfernt hatte …

Annika hastete an ihnen vorbei, die blonden Brauen zusammengezogen, und überprüfte noch einmal die Logistik ihrer Falle, sorgfältig wie immer. Auch wenn sie andere zu motivieren verstand und eine legendäre Strategin war, hätte sie niemals Anführerin ihres Kovens werden sollen. Dies war Furie, der verschollenen Königin der Walküren, bestimmt gewesen.

Sobald Annika an ihnen vorübergerauscht war, sagte Regin: »In letzter Zeit war hier ganz schön was los, findest du nicht, Luce? Erst diese Vämonenangriffe …«

»Dämpire«, korrigierte Nïx, die kurz von ihrer Handfläche aufsah. »Dämonenvampir gleich Dämpir, nicht Vämon.«

Regin schüttelte heftig den Kopf. »Aber das klingt doch total lahm. Bilde doch mal einen Satz damit, Nïx. ›Mir hat ein Dämpir in den Arsch getreten.‹ Vergiss es! Vampirdämon – Vämon.«

»Du sagst doch bloß aus Prinzip das Gegenteil.« Nïx schnaubte.

Aber es stimmte, es war tatsächlich einiges los. Die Walküren befanden sich in höchster Alarmbereitschaft. Sie hatten die Wraiden, die uralte Geißel, angeheuert, um Val Hall zu beschützen. Dies war eine sehr drastische Maßnahme, aber dieser Vampirdämon hatte sie zutiefst verstört.

Sie hatten gedacht, dass Vämonen in der Tat nur ein Mythos wären. Doch der, dem sie gegenübergestanden hatten, war nahezu unbesiegbar gewesen, was sie zu der Frage führte, wie eine solche Kreatur überhaupt hatte

entstehen können, und wie viele von ihnen existierten. Ihnen war klar, dass Ivo etwas Ruchloses im Sinn hatte.

»Und jetzt ist der längst verloren geglaubte König der Werwölfe auch noch ins Spiel zurückgekehrt«, sagte Regin und warf den Dolch wieder in die Höhe.

Lucia hatte selbst mit Lachlain, dem König der Lykae, gesprochen. Dieses Ferngespräch war so surreal gewesen, und das aus mehr als einem Grund. Sie hatte in einem Zimmer voller Walküren gestanden, und weder diese noch Lachlain hatten auch nur die geringste

Ahnung gehabt, dass sie noch vor wenigen Tagen mit seinem Bruder zusammen und damit beschäftigt gewesen war … ach, wie hatte Garreth es doch gleich ausgedrückt? … schamlos wie eine Dirne auf seinem Schoß zu reiten, während sie an seiner Zunge saugte.

Da sie als die »Vernünftige« in ihrem Koven galt, war Lucia die Aufgabe zugefallen, Lachlain zu ersuchen, Emma freizulassen. Er hatte sich geweigert. Sie hatte ihn gebeten, sanft mit ihr umzugehen. Er hatte nicht so geklungen, als ob er zu so etwas wie Sanftheit fähig wäre.

Zumindest schien er Emma nicht absichtlich schaden zu wollen. Und er hatte sie vor einem Suchtrupp Vampire beschützt und alle drei, die sie gejagt hatten, umgebracht.

Annikas eigene Versuche, mit Lachlain zu verhandeln, hatten damit geendet, dass er »Sie gehört mir!« gebrüllt hatte. Daraufhin schwor Annika mit eisiger Stimme, Jagd auf keltische Pelze zu machen.

Nach diesem Telefonat hatte jede einzelne Walküre des Koven ihren Abscheu vor diesen Lykae zum Ausdruck gebracht und sie Hunde, Tiere oder, schlimmer noch, Untermenschen, genannt. Lucias

schlechtes Gewissen hingegen wuchs ständig weiter an. Mal ganz abgesehen von ihren persönlichen Motiven hatte sie nicht den geringsten Grund, sich mit einem Lykae abzugeben.

Regin beugte sich vor. »Luce, was ist wirklich mit dir los?«

»Ich finde einfach nur, dass das eine schlechte Idee ist.« Sie zupfte noch schneller an der Bogensehne.

»Er ist ein Tier. Das ist einfach nur eine ganz normale Jagd.«

Aber dieses »Tier« hatte seine unvorstellbare Stärke und Brutalität dazu benutzt, ihre Leben zu retten. Ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr

er sich von Cruach unterschied.

»Wir haben vor allen anderen Geheimnisse«, sagte Regin jetzt mit leiserer Stimme, »aber doch wohl nicht voreinander. Ich weiß, dass es etwas gibt, das du mir nicht erzählst. Habe ich denn nicht zur Genüge bewiesen, dass ich ein Tresor bin, in dem deine Geheimnisse gut aufbewahrt sind?«

Noch mehr Schuldgefühle. »Doch, das hast du.« Das war nur allzu wahr. Außerdem, war es überhaupt möglich, dass jemand so schändlich wie Cruach war? »Das war so … in einem Moment vorübergehenden Wahnsinns habe ich vielleicht …

also, MacRieve und ich«, sie machte eine Pause, um dann in aller Eile fortzufahren, »wir haben vielleicht ein bisschen rumgemacht.«

Regins strahlende Haut wurde blass. »Was?«

Sich von Lucia fernzuhalten hatte Garreth all seine Kraft gekostet. Er sehnte sich danach, ihren Schmerz aus der Nacht des Vampirangriffs zu lindern, und hatte nur noch eins im Sinn: mehr Vampire für sie umzubringen.

Nie zuvor musste er ein Lebewesen so große Qualen erleiden sehen wie seine Gefährtin, nachdem ihr Schuss sein Ziel

verfehlt hatte. Als er ins Haus gestürmt war, hatte sie zusammengerollt auf dem Boden gelegen und sich in Krämpfen gewunden.

Voller Entsetzen hat sie mich angesehen. Er wünschte sich sehnlichst, dieses Bild seiner selbst in ihrem Kopf auszulöschen, ihr in Erinnerung zu rufen, wie er normalerweise aussah, aber der Instinkt mahnte ihn, es langsam angehen zu lassen. Sie wird flüchten. Sei vorsichtig.

Also war er ihr heimlich gefolgt und hatte sein Lager in der Nähe von Val Hall aufgeschlagen.

Solange Ivo, Lothaire und dieser Dämonenvampir noch auf freiem Fuß waren, weigerte Garreth sich, die Gegend zu verlassen, nicht einmal, um zum Gehege der Lykae zurückzukehren.

Seinen Clan zurückzulassen war bei Weitem nicht so schlimm gewesen, wie er befürchtet hatte – vor allem nicht jene Lykae, die ihre Gefährtinnen innerhalb des Clans gefunden hatten. Sie hatten es so einfach. Ihre Zufriedenheit verursachte ihm Übelkeit. Wie ich sie beneide.

Aber Garreth konnte zumindest über seine Gefährtin wachen. Seine

Familie hatte er nicht vor der Horde beschützen können, aber er würde nicht zulassen, dass sie auch noch seiner Frau wehtaten. Ob Lucia es nun wollte oder nicht – er wachte über sie, so oft er nur konnte. Abgesehen von der Nacht des Vollmonds.

In dieser Nacht hatte er andere Vorkehrungen getroffen.

Auch wenn sie innerhalb ihres Heims keines Schutzes bedurft hätte. Das absonderliche Herrenhaus von Val Hall war inzwischen noch unheimlicher geworden. Nach dem Angriff der Vampire hatten die Walküren die

Wraiden zu Hilfe gerufen, um sie zu beschützen. Diese skelettartigen weiblichen Wesen in roten Gewändern kreisten nun um Val Hall und bildeten einen undurchdringlichen Schutzwall. Jedes Mal wenn eine Walküre das Haus verließ oder betrat, schnitt sie sich eine Haarsträhne ab, die sie den Wraiden überließ, so als handelte es sich um eine Bezahlung. Und jedes Mal lachten diese Kreaturen gackernd vor Freude über die Gabe.

In dieser Nacht waren Lucia und wenigstens zwei andere ins Bayou hinausgezogen. Sie hatte so

angestrengt in die Dunkelheit hinausgespäht, als ob sie ihn spüren könnte, darum hatte er Abstand gehalten.

Doch wie lange noch würde er in aller Stille folgen können?

10

»Nicht so laut!«, zischte Lucia Regin an.

»Und du hast mir nichts davon erzählt? Ich meine, das ist echt eklig, und ich werde dir das für den Rest deines unsterblichen Lebens vorhalten.«

»So schlimm ist es nun auch wieder nicht …«

Regin schüttelte sich. »Der Kerl pult sich doch wahrscheinlich ständig Vampirfleisch aus den Zähnen. Und du hast ihn auf diesen Mund geküsst? Und überhaupt, willst du vielleicht, dass Skadi dir

den Arsch aufreißt? Oder dir deine Kräfte wieder wegnimmt? Mit wem soll ich denn rumhängen, wenn du ein talentloser Niemand bist?«

Lucia starrte sie wütend an.

»Warte mal! Jetzt wird mir alles klar – das ist deine große Chance, deinen Fehler wiedergutzumachen, Luce. Du schnappst dir den Lykae und machst ihn fertig.«

»Habt ihr denn alle vergessen, was er für uns getan hat?« MacRieve hätte mit Lucia fliehen können, aber er war geblieben und hatte sie und ihre Schwestern verteidigt. Das hatte er ihr zuliebe getan. Und wie wollte sie es ihm

vergelten? Mit Verrat.

Annika hatte die letzten Worte mitgehört und kam herüber zu Lucia, die sich auf ihren Schuss vorbereitete. »Mir scheint, du hast vergessen, dass sein Bruder meine Pflegetochter in seiner Gewalt hat.« Sie unterstrich ihre Worte, indem sie ihr Betäubungsgewehr entsicherte. »Ich weiß, dass du ein schlechtes Gefühl hast, nach allem, was er für uns getan hat, aber wir brauchen ihn, um Emma aus den Klauen dieses Unholds zu befreien.«

»Ich bin doch hier, oder vielleicht nicht?«, sagte Lucia gereizt. Alle starrten sie an. Die vernünftige

Lucia war nicht sehr oft gereizt. »Obwohl ich diejenige bin, die den Preis dafür bezahlen wird.«

»Niemand will, dass dir wehgetan wird«, sagte Annika, um mit weicherer Stimme hinzuzufügen: »Aber, Lucia, du weißt doch, wie verängstigt Em sein muss.«

Die verwöhnte Emma machte sich wahrscheinlich wirklich in die Hose. Obwohl Lachlain wusste, dass sie ein halber Vampir war, und der größte Teil seiner Familie von Vampiren ermordet worden war, hatte er nicht geklungen, als ob er Emma etwas antun wollte. Aber das war auch egal. Em würde schon

allein aufgrund dessen, was er war, vor Angst außer sich sein. Nicht umsonst nannte man sie auch Emma die Furchtsame. Sie fürchtete sich sogar vor ihrem eigenen Schatten.

Wenn sie nur imstande wäre, sich zu translozieren, wie die anderen Vampire, dann hätte sie Lachlain entkommen können. Sie hatten versucht, es ihr beizubringen, aber Emma war immer zu schwach gewesen.

»Hey, Annika, wie viel Beruhigungsmittel hast du denn da drin?«, fragte Regin. »Ich will MacRieve lieber nicht wütend

machen. Du hast ihn nicht kämpfen sehen, weil du unter den ganzen Steinen lagst und so, aber er ist echt brutal.«

»Ich habe die Mischung von den Hexen«, erwiderte Annika. »Sie haben mir geschworen, es würde sogar Elefanten umhauen.«

Regin schüttelte den Kopf. »Der Kerl ist aber ein Werwolf, das wird nicht rei…«

»Fünfzig Elefanten.«

»Oh.«

»Bist du bereit?«, fragte Annika Lucia.

Sicher, Annika. Ich bin bereit, diese grauenhaften Schmerzen noch

einmal auf mich zu nehmen, damit du meinen Möchtegern-Lover fängst. Warum auch nicht, zum Teufel?

Obwohl es in ihrem Kopf drunter und drüber ging, sagte Lucia nur ausdruckslos: »Ich werde tun, was getan werden muss, um Emma zu befreien.«

»Gut«, sagte Annika mit entschlossenem Nicken und stellte sich ihr zur Seite. »Dann fangen wir an.«

Während die anderen ihre Plätze einnahmen, machte Lucia ihren Bogen bereit und legte einen Pfeil auf. Die Pflicht gegenüber der

Familie. Loyalität – zu ihnen und zu Emma. Sie biss die Zähne zusammen, zielte auf eine entfernte Zypresse und spannte die Sehne. In der letzten Millisekunde, gerade als sich Lucias Finger entspannten, um die Sehne loszulassen, schubste Annika sie nach links. Der Pfeil verfehlte den Baum.

Sogleich wurde sie von glühenden Schmerz überwältigt – Höllenqualen wie von unzähligen zerbrechenden Knochen, von vergiftetem Blut, das ihren Körper durchströmte …

Blitze explodierten, und sie fiel zu Boden. Sie konnte einfach nicht aufhören zu schreien.

Lucias Schrei durchschnitt die Nacht.

Garreth antwortete ihr mit einem Brüllen und rannte auf der Stelle in ihre Richtung. Vampire jagen Walküren. Und sie hatte gerade geschrien. Wenn sie dieser Frau etwas angetan hatten …

Seine Fänge wurden schärfer, und die Wut in ihm loderte heiß auf. Meine Gefährtin in Gefahr. Irgendwie gelang es ihm, seine Geschwindigkeit noch zu erhöhen. Äste und Zweige peitschten sein Gesicht und seinen Körper, Tiere brachten sich hastig in Sicherheit, während er immer tiefer in den

Sumpf hineinrannte.

Er befand sich bereits mitten in der Wandlung. Lass die Bestie aus dem Käfig. Er wusste, dass es sie entsetzte, ihn so zu sehen, aber er konnte nichts dagegen tun. Das Verlangen, sie zu beschützen, überwältigte ihn.

Während Garreth auf sie zurannte, witterte er andere Walküren. Es musste wohl eine ganze Gruppe von Vampiren sein, die sie angriff, auch wenn er ihre Witterung merkwürdigerweise nicht aufnehmen konnte. Plötzlich gelangte er auf eine Lichtung, wo er Lucia sofort entdeckte, die auf dem

Boden lag und sich vor Schmerzen wand.

Die Wandlung schreitet fort. Er würde denjenigen abschlachten, der ihr das angetan hatte.

Was du siehst, ist nicht die Wahrheit.

Er fühlte einen Stich im Nacken und schlug mit der Hand auf die Stelle. Ein Pfeil? Oh nein, verdammte Scheiße! Er versuchte verzweifelt, zu ihr zu gelangen, doch sein Körper wurde schlaff und die Beine gaben nach.

Garreth stürzte genau neben Lucia zu Boden und landete auf der Seite. Als Lucia ihn mit leerem Blick durch

einen Tränenschleier hindurch anblickte, wurden sie von grinsenden Walküren umzingelt. Endlich begriff er. Lucia hatte dies absichtlich getan. Sie war der Köder.

»Du … hast ihnen … geholfen?« Seine Worte waren undeutlich, rau.

Sie nickte. Trotz der Tatsache, dass sie ihn hintergangen hatte, konnte er es nicht ertragen, sie weinen zu sehen. Er wollte die Hand ausstrecken, um ihr übers Gesicht zu streicheln, doch sein Arm blieb schlaff. »Warum?«, fragte er heiser. »Warum, Lousha?«

»Er hat sie entführt … hat Emma

entführt«, flüsterte sie.

»Wer?«

»Das weißt du nicht?«

»Was weiß … ich nicht?« Er sah, dass sich ihre Lippen bewegten, hörte sie jedoch nicht mehr, als er in tiefe Bewusstlosigkeit sank.

11

»Bei allem, was heilig ist – wann hält er denn endlich mal die Klappe?«, fragte Regin und unterbrach ihr Videospiel.

MacRieve saß nun schon seit ein paar Stunden in einem Käfig im Keller und hörte einfach nicht auf herumzubrüllen. Lucia hatte das Gefühl, kurz vor einem Nervenzusammenbruch zu stehen, und zu allem Überfluss schmerzten ihre Muskeln immer noch von letzter Nacht. Bei den Göttern, sie zahlte einen wirklich hohen Preis für diese missratenen Schüsse.

Noch nervenaufreibender war Nïx, die auf der Sofalehne kauerte, sich gedankenverloren ihr langes schwarzes Haar flocht und Lucias Reaktionen studierte. Nïx' für gewöhnlich so leere Augen beobachteten sie scharf.

Sie weiß, was ich für ihn empfinde … Beziehungsweise was sie für ihn empfunden hatte, bevor Lucia ihn in seiner gewandelten Gestalt gesehen hatte, das Gesicht grausam und wild, die Fänge messerscharf.

»Lasst mich verdammt noch mal endlich hier raus!«, brüllte er von unten.

Regin starrte Lucia an, als ob das alles ihre Schuld wäre. »Er vermiest mir die Stimmung.« Regin drehte sich um und keifte über ihre Schulter hinweg: »Halt die Klappe!«

»Mach diesen verdammten Käfig auf, du verdammter leuchtender Freak!«

Bei den Göttern, er war verdammt wild.

Doch sobald dieser Gedanke in ihr aufstieg, fiel ihr wieder ein, wie unbeholfen er ihr die Tränen weggewischt hatte. Und letzte Nacht, selbst nachdem er begriffen hatte, was sie ihm angetan hatte, wollte er trotzdem noch die Hand

nach ihr ausstrecken.

»Irgendjemand muss Scooby-Doo sein Futter bringen, denn dieser Krach ist echt nicht mehr lustig!«

Sie hörten, wie er an den Gitterstäben rüttelte, wussten aber, dass sie ihm standhalten würden, obwohl die Lykae die stärkste Spezies der Mythenwelt war. Das Metall war unzerstörbar, dank einiger Zauber, die sie bei den Hexen erworben hatten.

»Du gehst, Luce«, sagte Regin mit einem sehnsüchtigen Blick auf ihr Videospiel.

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun?«

»Er fühlt sich zu dir hingezogen. So eklig das auch ist … Du kannst es doch wenigstens mal versuchen. Hauptsache, du tätschelst nicht seinen Schwanz oder so was.«

»Regin!«, fuhr Lucia sie an, mit einem vielsagenden Blick auf Nïx.

Regin verdrehte die Augen. »Oh Mann, als ob die Wahrsagerin dich nicht schon längst auf dem Schirm hätte.«

Nïx zwinkerte ihr zu.

»Komm schon. So weit bin ich in diesem Spiel noch nie gekommen.«

Langsam erhob sich Lucia. Nur mit Mühe gelang es ihr, nicht zusammenzuzucken, als ihre

Muskeln protestierten.

»Na schön, dann geh ich eben«, sagte sie, so als wäre es ihr lästig, MacRieve sehen zu müssen, obwohl sie sich nichts anderes gewünscht hatte, seit sie am Morgen aufgewacht war. Sie wollte ihm endlich dafür danken, dass er ihr das Leben gerettet hatte, dafür, dass er sie erst in Sicherheit gebracht hatte und sich dann wie der fleischgewordene Zorn auf die Vampire gestürzt hatte, die in das Heim ihrer Familie eingedrungen waren.

Offensichtlich besaß die Bestie auch eine zärtliche Seite. Und eine

tödliche. Ganz gleich, was er war oder was in ihm steckte, er hatte ihre Dankbarkeit verdient. Außerdem kam ihr die Gelegenheit gerade recht, um herauszufinden, warum sie so intensiv auf ihn reagierte. Wie konnte sie sich immer noch dermaßen zu ihm hingezogen fühlen, nachdem sie gesehen hatte, was sich in ihm verbarg?

»Dafür schuldest du mir was, Reege«, fügte Lucia in gekränktem Tonfall hinzu.

Nïx durchschaute ihr Schauspiel natürlich und zwinkerte ihr erneut zu. Sie war glücklich und fühlte sich

von Lucias Verhalten bestens unterhalten.

Aber als die Hellseherin sich erhob und ihr zur Kellertür folgte, wandte Lucia sich um und sagte: »Nein, ich möchte unter vier Augen mit ihm reden.«

»Sogar wenn ich schon alles weiß, was du gleich sagen wirst? Genau wie ich bereits von eurem Speichelaustausch im Sumpf vor ein paar Tagen weiß.« Dann fügte sie etwas sanfter hinzu: »Du magst ihn?«

Lucia seufzte und lehnte sich mit der Schulter gegen die Wand. »Ich begreife das einfach nicht. Er ist wie

Kryptonit für mich. Schon sein Akzent …«

»Bringt deine Klauen dazu, sich zu krümmen?«

»Und wie. Als ich mit ihm zusammen war, konnte ich mich gar nicht dagegen wehren. Er musste mich nur auf eine bestimmte Art und Weise ansehen, und schon hatte ich alles andere vergessen«, gab sie zu. »Hast du schon einmal gegen einen Gegner gekämpft, gegen den du dich nicht wehren konntest? Wie ein Feuerspucker oder so was?«

»Ich stand einmal einer Frau mit diamantener Haut gegenüber«,

erzählte Nïx atemlos. »Ich war wie gelähmt, sogar als sie mich fast erwürgte.«

»Wirklich?«

»Nein, das hab ich mal bei X-Men gesehen. Ich wollte lediglich mein Mitgefühl ausdrücken. Bedauerlicherweise habe ich keine Schwächen.«

»Abgesehen von deinem Wahnsinn?«, gab Lucia zu bedenken.

Ein Seufzen. »Ein Punkt für dich, Bogenschützin. Dann mal los …«

Lucia holte tief Luft und öffnete die Tür. Als sie die Treppe hinabstieg, heftete sich MacRieves Blick auf sie.

Seine Augen waren eisblau, sein dunkelbraunes Haar war zerzaust. Er trug eine abgetragene Jeans und einen langärmligen schwarzen Pulli. Schlicht. Obwohl sie für sich selbst elegantere Bekleidung vorzog, gefiel es ihr, wenn sich Männer lässig kleideten. Ein weiteres Plus auf MacRieves Pro-und-Kontra-Liste.

Augenblicklich umklammerte er mit den Händen die Gitterstäbe und versuchte mit solcher Kraft, sie zu zerbrechen, dass seine Arm- und Schultermuskeln deutlich hervortraten.

»Die kannst du nicht verbiegen, MacRieve. Sie wurden von den

Hexen verstärkt.«

Er ließ sie auf der Stelle wieder los. Sein Mund verzog sich verächtlich. Sie hatte schon öfter gehört, dass die Lykae eine Abneigung gegenüber Hexen hatten. Offensichtlich stimmte dieses Gerücht.

»Warum hast du mir das angetan? Du hilfst ihnen, mich in eine Falle zu locken, nachdem ich dich vor diesen Vampiren gerettet habe? Wirklich gern geschehen.«

Das war's dann wohl mit ihrem Plan, ihm ihre Dankbarkeit zu bekunden. Sie wandte den Blick ab und ließ ihr Haar vor ihr Gesicht

fallen.

»Zum Dank steckst du mich in dieses stinkende Loch.«

Sie blickte sich um. Der Käfig war mit einer Toilette und einer wirklich netten Pritsche ausgestattet. »So schlecht ist es hier doch gar nicht«, sagte sie, auch wenn sie insgeheim zugeben musste, dass es vielleicht ein klein wenig muffig war. Dieses tiefer gelegene Zwischengeschoss war gebaut worden, ehe den Menschen klar wurde, dass Keller im sumpfigen südlichen Louisiana keine gute Idee waren. »Es gibt immerhin ein Fenster«, murmelte sie abwehrend.

»Lousha, du kannst mich befreien.«

»Wenn du noch einmal damit anfängst, gehe ich.«

»Dann sag mir, was ich hier soll!«

»Würdest du mir glauben, wenn ich dir sage, dass Lachlain am Leben ist? Und dass er meine Nichte Emmaline gekidnappt hat und behauptet, sie sei seine Gefährtin?«

Er erstarrte. »Nein, das würde ich nicht! Das muss ein Irrtum sein.«

»Es ist kein Irrtum.« Sie runzelte die Stirn. »Wie kommt es, dass du nichts davon weißt?«

»Ich war schon eine ganze Weile

nicht mehr zu Hause. Wie praktisch, dass ich jetzt nicht in der Lage bin, eure Geschichte zu überprüfen. Wie lange soll ich hier unten bleiben?«

»Bis wir Emma zurückbekommen«, erwiderte sie.

»Und das tust du mir an, nachdem ich dich gerettet habe – und deine Schwestern?«

»Ich schulde dir keine Erklärung. Wir sind Feinde.«

»Nein, sind wir nicht! Wir sind …«

»Wir sind was?«

»Kompatibel«, entgegnete er mit weicher Stimme.

»Wieso bist du in jener Nacht überhaupt nach Val Hall

gekommen?«

Er hob seine breiten Schultern. »Ich war gerade in der Nähe.«

»So wie letzte Nacht? Offensichtlich verfolgst du mich. Du hast mir gesagt, ich sei nicht deine Gefährtin. Hast du mich da angelogen?«

»Ausgerechnet du wirfst mir Unehrlichkeit vor, wo du dich gerade erst als Köder zur Verfügung gestellt hast, um mich in eine Falle zu locken? Und dann lügst du mir auch noch frech ins Gesicht.« Offenbar wirkte sie wenig überzeugt, denn er fügte hinzu: »Überleg doch mal: Wenn du meine

Gefährtin wärst, wie hätte ich mich dann in der Nacht des Vollmonds von dir fernhalten können?«

»Ein Käfig wie dieser hier.«

»Lykae verbünden sich nicht mit Hexen.« Schon der Gedanke schien ihm einen Schauder über den Rücken zu jagen.

Dann bin ich also nicht die Seine. »MacRieve, dein Bruder ist am Leben.«

»Du behauptest, dass er nach einhundertfünfzig Jahren von den Toten zurückgekehrt ist und diese Emma, eine Walküre, seine Königin sein soll?«

»Nicht so ganz.« Sie ist halb

Vampir. Wie würde Garreth auf die Tatsache reagieren, dass die Gefährtin seines Bruders – so scheu und freundlich sie auch sein mochte – ein Blutsauger war?

»Dann sag mir, was genau sie ist«, verlangte Garreth.

»Vergiss es einfach.«

»Dann werde ich Lachlain erst mit eigenen Augen sehen müssen, ehe ich an seine Rückkehr glauben kann«, sagte er, während zugleich Hoffnung in ihm aufkeimte.

Obwohl es eine unglaubliche Geschichte war, hatte Garreth selbst Lachlains Tod doch niemals akzeptiert. Seit Jahrzehnten suchte

er nach der Hauptstadt der Horde, die auf mystische Weise verborgen lag. Nach den ersten dreißig Jahren des Fragens und Suchens hatte er insgeheim zugegeben, dass es vielleicht besser wäre, wenn Lachlain tatsächlich tot war. Demestriu war für seine unvorstellbaren Foltermethoden bekannt.

Aber wenn sich Garreth jetzt erlaubte, tatsächlich an die Rückkehr seines Bruders zu glauben, und sich dann alles bloß als ein Irrtum herausstellte … Er glaubte nicht, dass er es ertragen könnte, Lachlain ein zweites Mal zu

verlieren.

»Du stellst meine Geduld auf eine harte Probe, Lousha.« Das war zwar die Wahrheit, aber zugleich war seine »Gefangennahme« zumindest teilweise freiwillig geschehen. Als sie ihn hierhertransportiert hatten, war er kurz erwacht. Er hatte sogleich seine Fesseln überprüft und wollte sie gerade zerreißen, als ihm einfiel, eine Frage zu stellen: »Wohin bringt ihr mich?«

Sie war matt und bleich gewesen, die Augen glasig vor anhaltendem Schmerz. »Nach Val Hall.«

Daraufhin hatte Garreth aufgehört, gegen seine Fesseln anzukämpfen.

Schließlich war er ein Lykae – es gab keinen Käfig, der ihn halten könnte, und sie brachten ihn direkt in ihr Heim. Er hatte dies für einen Glücksfall gehalten. Auf diese Weise wäre er ihr näher, besser in der Lage, sie zu beschützen. Doch jetzt saß er in der Falle. Verdammte Hexen!

Er hockte sich auf den Boden, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauer und zog ein Knie an den Körper.

»Setz dich«, befahl er. »Das ist das Mindeste, was du für mich tun kannst«, fügte er in milderem Ton hinzu.

Mit einem wütenden Blick zog sie einen Stuhl vor den Käfig und setzte sich umständlich hin.

Sie hat immer noch Schmerzen. Er verhärtete sich gegen das Mitgefühl, das er verspürte. »Warum hattest du in der Nacht des Vampirangriffs so schreckliche Schmerzen? Ich habe kein Blut an dir gewittert, keine Verletzung gesehen.«

»Das geht dich nichts an.«

»Dann ist es also wahr, dass du bei einem Fehlschuss Schmerzen erleidest?«

Sie wirkte bestürzt und zugleich nervös und versteckte ihr Gesicht

wieder hinter ihrem Haar. Über den Ohren trug sie geflochtene Zöpfe, doch der Rest ihrer glänzenden Mähne lag offen auf ihren Schultern, und einzelne Locken fielen ihr in die Stirn. »Was könntest du schon über mich wissen?«

»Mehr als du denkst. Ich habe dich zu meinem Studienobjekt gemacht. Allerdings hab ich nicht alles rausgefunden, was ich wissen wollte. Die meisten Leute wissen nur, dass du die Bogenschützin bist.«

»Das bin ich«, sagte sie, offensichtlich erleichtert. »Mehr gibt es nicht zu wissen.«

»Was ist mit deiner Familie, deiner leiblichen Mutter? Wer waren sie?«

Sie warf einen Blick über die Schulter zurück auf die Treppen, ehe sie ihn wieder ansah. »Ich weiß nicht, wer sie war. Ich weiß nicht einmal, was sie war.«

»Könnte sie eine Lykae gewesen sein?«

Lucia hob die schmalen Schultern. »Wenn ich das nur wüsste.«

»Ah, deshalb handelst du so vernünftig im Umgang mit anderen Faktionen. Du könntest mit ihnen verwandt sein«, bemerkte er. »Wie auch immer … Wenn du die Absicht hattest, geheimnisvoll zu wirken,

dann ist dir das gelungen.«

»Oh, ich bin geheimnisvoll? Du bist aus dem Nichts in meinem Wohnzimmer aufgetaucht und hast zwei Vampire geköpft.«

»Frag mich irgendwas, und ich werde dir antworten.«

Sie hob herausfordernd die Brauen. »Ach, wirklich, Dunkler Prinz?«

»Aye, so nannte man mich.« Garreth hätte nie geglaubt, dass er einmal König werden würde. Schließlich besaß er einen unsterblichen älteren Bruder, und dementsprechend hatte er sich verhalten und Dinge gesagt und

getan, die Lachlain nie möglich gewesen wären. Garreth war der Wilde gewesen, und man hatte ihn den Dunklen Prinzen getauft, noch ehe er zwanzig Jahre alt war. Und ja, die Assoziation mit Luzifer war Absicht. Der verantwortungsbewusste Lachlain hatte ihn aus einem Schlamassel nach dem anderen herausgeholt. »Du hast in meiner Vergangenheit herumgeschnüffelt, um mehr über mich zu erfahren?«

»Herumgeschnüffelt? Deine Vergangenheit ist allgemein bekannt.«

»Kann schon sein. Zweifellos habe

ich Fehler gemacht.« Große Fehler. Wenn er sich mehr für den Clan und weniger für sich selbst interessiert hätte, wäre sein Bruder in jener schicksalhaften Nacht vielleicht nicht allein aufgebrochen. »Aber zumindest stehe ich zu meinen Taten, wenn ich Mist baue.« Im Gegensatz zu dir, kleine Gefährtin.

Sie zog es vor, seinen spitzen Kommentar zu ignorieren. »Warum hast du deine Leute hierhergebracht? Nach Louisiana?«

»Nachdem mein Bruder verschollen war, wollten viele der Lykae so weit wie nur möglich von der Horde entfernt leben. Das war

nicht unsere erste Wahl, glaub mir.« Nachdem er die Krone geerbt hatte, hatte er mit seinem früheren Leben abgeschlossen und begonnen, die Erde nach einem neuen Zuhause für sie abzusuchen. Zumindest das wollte er für sein Volk tun. »Aber am Ende erwies es sich als sinnvoll.«

»Es erwies sich als sinnvoll, in das Territorium der Walküren einzudringen?«, fragte sie nach einem weiteren Blick über ihre Schulter hinweg.

Aye, denn sonst hätte ich dich vielleicht nie gefunden. »Wir sind gar keine so schlechten Nachbarn,

Frau. Und die Walküren und die Lykae sind keine Feinde.«

»Außer während der Akzession. Wenn wir alle gezwungen sind zu kämpfen.«

Alle fünfhundert Jahre geschahen gewisse Schlüsselereignisse in der Mythenwelt, die Konflikte zwischen den Faktionen auslösten. Manche sagten, diese Häufung von Vorfällen sei ein mystischer Mechanismus, um die ständig anwachsende Population Unsterblicher zu regulieren.

Es herrschte kein allumfassender Kriegszustand – zumindest war es in der Vergangenheit so gewesen –,

sondern es wurde eine Art Zermürbungskrieg geführt, in dem sich einzelne Schlachten und Konfrontationen aneinanderreihten. Nachdem die Akzession also über die Mythenwelt hinweggefegt war, wurde die Faktion mit den meisten noch lebenden Spielern zum Sieger erklärt. »Die Lykae werden während dieser Akzession nicht gegen die Walküren kämpfen.«

»Du weißt, was hinter all dem steckt. Und darüber hast du nicht die geringste Kontrolle«, sagte sie mit einem weiteren Blick über die Schulter.

»Würden deine Schwestern es

missbilligen, dass du dich zu mir hingezogen fühlst?«

Sogleich wandte sie sich ihm wieder zu. »Das tu ich nicht!«

»Du kannst dich selbst belügen, Lousha, aber nicht mich. Ich war auch dort in jener Nacht, weißt du noch? Vielleicht bemühst du dich, das alles zu vergessen, aber mir hat es sich unauslöschlich ins Gedächtnis gebrannt.«

»Ganz im Gegenteil, ich will mich daran erinnern. Ich denke gern an meine Fehler, damit ich sie nicht wiederhole.«

»Ein Fehler also? Nennt ihr Walküren herzzerreißende

Orgasmen so?«

»Ich habe dich gebeten, gewisse Dinge zu unterlassen«, brachte sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, »aber du hast mich einfach ignoriert.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, mir die Unterwäsche auszuziehen. Du hast sie mir vom Leib gerissen und dann gestohlen! Warum hast du das getan?«

Er schenkte ihr ein schamloses Grinsen. »Um unanständige Dinge damit anzustellen.«

Sie hielt eine Hand hoch. »Davon will ich nichts hören. Noch einmal,

MacRieve, warum bist du in jener Nacht nach Val Hall gekommen?«

»Weil du geschrien hast wie am Spieß? Ich habe gesehen, dass der Boden mit Pfeilen übersät war, aber keiner davon war blutig. Musstest du für einen Fehlschuss bezahlen? Vielleicht bist du tatsächlich einen Pakt mit dem Teufel eingegangen, um so schießen zu können.«

Ihre Augen blitzten silbern auf. »Du hast nicht die leiseste Ahnung!« Sie schoss auf die Füße und rannte davon, lief die Treppe hinauf, ohne sich noch einmal umzublicken.

»Komm zurück, Lousha!« Das Spiel

war vorbei. Er wollte aus diesem Käfig raus. Er presste die Kiefer aufeinander und versuchte noch einmal, die Gitterstäbe zu verbiegen. Nichts. »Verdammt sollst du sein, Walküre!«

Wenn er erst einmal frei war … dann konnten alle Hexen der Welt sie nicht beschützen.

12

Lucia hatte MacRieve gesagt, sie werde nicht von animalischen Bedürfnissen angetrieben, so wie er. Und er hatte mit seiner tiefen, rauen Stimme geantwortet: »Du wirst es sein. Nach einer Nacht mit mir, Lousha.«

Er hatte recht gehabt. Sie konnte einfach nicht aufhören, an ihn zu denken. Immerzu sah sie die Bilder vor sich, wie er sie berührt hatte.

Jetzt, mitten in der Nacht, lag sie in ihrem Bett – einem Einzelbett, da sie es ja nie mit jemand anders teilen würde – und grübelte über

diesen Mann nach, der unten gefangen saß. In ihrem verzweifelten Bemühen herauszufinden, wieso er solche Macht über sie besaß, starrte sie unverwandt zum Deckenventilator empor, als ob dieser alle Antworten auf das Rätsel Garreth MacRieve besäße.

Zugegeben, der Lykae hatte offensichtliche Vorzüge: die goldenen Augen, sein muskulöser Körper, seine breiten Schultern, die dafür geschaffen zu sein schienen, sich an ihnen festzuklammern.

Seine festen Lippen. Keine Minute verging, ohne dass sie daran

dachte, wie sie sich auf ihren Lippen angefühlt hatten. Sie wusste nicht, wie sie es so lange ausgehalten hatte, ohne zu küssen. Oder wie sie in ein Leben ohne Küsse zurückfinden sollte.

Lucia schätzte sogar die Wildheit, mit der er diesem Vampir die Kehle herausgerissen hatte. Aber da war noch etwas – eine Art Verbindung zu ihm. Selbst während ihres Wortwechsels vorhin hatte er starken Einfluss auf sie gehabt. Auch wenn er ihr nicht diesen besonderen Blick zugeworfen hatte; den Blick, der ankündigte, dass er kurz davorstand, schlimme Dinge

mit ihrem Körper anzustellen. Nur deshalb war sie vermutlich überhaupt in der Lage gewesen, noch klar zu denken.

Sie fürchtete, dass er genau der Typ Mann war, der Frauen dazu brachte, leichtfertig zu handeln, dumme Entscheidungen zu treffen. Sie jedenfalls verleitete er zu Gedanken wie: Keuschheitsgelübde? Was denn für ein Keuschheitsgelübde?

In jener Nacht im Sumpf, als sie beinahe zugelassen hätte, dass er sie nahm, war es das erste Mal gewesen, dass ein Mann sie zum Höhepunkt gebracht hatte. Kein

Wunder, dass sie ständig an ihn d a c h t e . Natürlich. Selbstverständlich wollte sie das noch einmal erleben.

Schon bei der Erinnerung daran, wie sich die Begierde in seinen Augen widergespiegelt hatte, begann ihr Herz erneut zu rasen. Sie hatte ihn fast vollkommen nackt gesehen – nur die Jeans hing ihm noch um die Knie – und so verführerische Blicke auf seine prächtige Erektion erhascht. Wenn sie noch das geringste Zögern gespürt hatte, ob sie je mit einem Mann zusammen sein wollte, oder Angst, aufgrund ihrer

Vergangenheit, dann hatte er beides vollkommen ausgelöscht, mit seinen Küssen auf ihr Höschen, die sie alles andere vergessen ließen.

Jetzt drückten ihre harten Nippel gegen ihr dünnes Shirt, ihr Atem ging schneller. Sie war so nass für ihn, sehnte sich nach mehr. Sie drehte sich auf den Bauch, was das Ganze noch schlimmer machte, also drehte sie sich wieder auf den Rücken. Den Blick starr gegen die Decke gerichtet, akzeptierte sie endlich, dass es keinen Sinn hatte, dagegen anzukämpfen.

Ihre Hand schlüpfte in ihr

Höschen.

Irgendetwas weckte Garreth. Er war nervös und verspürte ein unheimliches Gefühl, so als knisterte die Luft vor Elektrizität. Das sollte eigentlich keine Überraschung sein, da an diesem bizarren Ort ständig der Blitz einschlug – wie andauernde Mini-Explosionen.

Einige Blitze schlugen so nahe ein, dass das ganze Herrenhaus bebte und Staub von der Decke regnete – äußerst verdächtige Anzeichen in einem Gebäude, das vor so langer Zeit errichtet worden war. Und zwischen den Blitzen hörte er

Walkürenschreie, das Dröhnen des Fernsehers und muntere Videospielmusik, die sich für ihn anhörte, als ob Nägel über eine Tafel kratzten.

Was Garreths Elend noch vergrößerte, war die Tatsache, dass er ständig Lucias Duft in der Nase hatte und ihre Stimme hören konnte, und damit die Worte, die sie dieser abartigen Kreatur mit der leuchtenden Haut zuflüsterte.

»Ich spüre, dass er mächtiger wird als je zuvor«, hatte Lucia diesen Nachmittag gesagt. Wer?

»Dann bin ich nur froh, dass wir noch einen Reserveplan in der

Hinterhand haben«, hatte Regin erwidert. Was für einen Plan?

»Alles hängt davon ab, dass wir ihn finden. Wenn ich schon in den Ring steigen muss, will ich in der Lage sein, auch wieder herauszukommen.« Was denn finden? Wohin zum Teufel geht sie?

»Wie viel Zeit bleibt uns noch?«

»Vielleicht ein Jahr. Ehe sie kommen …«

Ehe wer – oder was – kam? Was hatte Lucia bloß gemeint?

Es machte ihn verrückt, aber sie kam nicht wieder zurück, ganz gleich, wie laut er heulte. Sie war die geheimnisvollste Frau, die man

sich vorstellen konnte, und mit jedem Tag und jeder Nacht wurde das Geheimnis noch größer.

Mit einem Mal fing er einen Duft auf – den Duft ihres Verlangens? Er spürte den Luftzug, spürte, dass er von ihr kam. Und dann überkam ihn die Erkenntnis. Nein, das kann nicht sein. Sie wird doch nicht …

Lucias Augen schlossen sich langsam, als ihre Finger in das Höschen eintauchten, wo sie feuchte Haut suchten – und fanden. Mit einem Seufzen streichelte sie über ihre geschwollene Klitoris, während sie sich MacRieves Körper vorstellte. Es blitzte immer heftiger.

Bei der nächsten Bewegung stellte sie sich seine zerschossene Brust vor, so muskulös. Sie rieb schneller … schneller …

Sein Oberkörper, der sich zu den schmalen Hüften hin verjüngte. Sie stöhnte. Diese Linie dunkler Härchen, die zu seinem Schaft hinabführte …

»Lousha!«, brüllte er.

Ruckartig setzte sie sich im Bett auf und zog die Hand zurück. Er konnte doch nicht wissen … sicher nicht.

»Komm zu mir!«

Er wusste es! Oh ihr Götter, was soll ich jetzt tun? Ihre Schwestern

waren sowieso schon misstrauisch und vermuteten, dass das Interesse wohl auf Gegenseitigkeit beruhte. Was tu ich nur? Ihr Blick huschte durch den Raum.

Als er noch einmal ihren Namen brüllte, sprang sie vom Bett und griff sich hastig einen Bademantel aus ihrem Schrank. Dann rannte sie aus ihrem Zimmer und schlich sich in den Keller hinunter.

Sobald sie eingetreten war, beruhigte er sich. Wie ein gefangenes Tier ließ er sie keine Sekunde aus den Augen.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte sie ungehalten, als sie sich dem

Käfig näherte. »Warum brüllst du ständig nach mir? Ich besitze keinerlei Macht, dich freizulassen.«

»Du kannst den Käfig aufschließen.«

»Werde ich aber nicht. Spar dir den Atem.«

Er musterte ihre Miene auf Anzeichen von Schwäche, aber da er offensichtlich keine fand, änderte er seine Taktik.

»Dann komm zu mir.« Seine Augen verfärbten sich von blau zurück zu gold.

»Warum?«

»Damit ich für dich beenden kann, was du in deinem Bett begonnen

hast.«

Sie spürte das Blut in ihre Wangen strömen. »Ich weiß nicht … was meinst du denn?«

»Komm her, Lousha.« Seine Stimme war genauso hypnotisierend wie seine Augen.

»Wenn du glaubst, du könntest mich dazu verführen, dich freizulassen, dann hast du dich getäuscht.«

»Dich zu verführen, ist Ziel genug, Geliebte.«

Sie zögerte und warf einen Blick über die Schulter.

»Weißt du noch, wie schön es in jener Nacht im Bayou war? Welche

Gefühle ich in dir geweckt habe?«

Eine Nacht voller Schweiß und Verlangen und Blitzen. Die Erinnerung ließ sie erschauern. »Das war ein Fehler. Ich hätte dich nicht ermutigen dürfen.«

»Komm zu mir.« Er hatte wieder diesen Ausdruck in den Augen.

»Um was zu tun?« Kann nicht denken. Verdammt, wieso hatte er nur so viel Macht über sie?

»Lass mich dich küssen.«

Ihre Lippen öffneten sich, und vor dem Haus schlug der Blitz ein. »Durch die Gitter hindurch?« Im Grunde genommen fand sie die Vorstellung sogar erregend. Die

Stäbe standen fünfzehn Zentimeter auseinander, also wäre es durchaus möglich, sich zu küssen – und zugleich wäre es unwahrscheinlich, dass die Situation entgleisen würde.

Ich hätte die Lage besser im Griff als beim letzten Mal.

»Aye. Ich will dich nur küssen. Dich berühren.«

»Nein, ich kann nicht«, flüsterte sie, während sie sich ihm gleichzeitig näherte, als ob sie von einem Magneten angezogen würde. »Warum verfolgst du mich dauernd, wo du doch behauptest, ich sei nicht deine Gefährtin?«

»Weil du, Walküre, die

begehrenswerteste Frau bist, die ich kenne.«

Und du bist der begehrenswerteste Mann, den ich mir je hätte erträumen können. Ja, durch die Gitterstäbe hindurch. Sie würde ihre Neugierde befriedigen und feststellen können, woher genau seine Anziehungskraft kam. Damit ich besser dagegen ankämpfen kann.

Ihre Beine fühlten sich schwach an. Ich könnte es kontrollieren. Wir würden uns doch nur gegenseitig Lust bereiten. Als sie die Hände ausstreckte, um nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten, und ihre

Fäuste um die Gitter schloss, packte er sogleich ihre Hand. Er saugte ihre Fingerspitzen zwischen seine Lippen – die, mit der sie sich gestreichelt hatte – und knurrte: »Oh ihr Götter, Frau, wie du schmeckst …«

Ein Blitz jagte den nächsten, und sie schmolz dahin.

13

Garreth überlief ein Schauer der Glückseligkeit, als er ihren Honig von ihrem eigenen Finger leckte. Als er vorhin ihr Verlangen gewittert hatte, hatte sich jeder Muskel in seinem Körper vor Begierde zusammengezogen. Männliche Lykae strebten stets danach, ihren Gefährtinnen Lust zu bereiten, und er war verrückt danach, Lucia zu befriedigen.

Der Käfig, ihre Täuschung, die beunruhigenden Nachrichten, die sie ihm überbracht hatte – das alles war nebensächlich, es zählte nur,

ihr den Höhepunkt zu schenken, nach dem sie sich so offensichtlich sehnte.

Langsam ließ er ihren Finger aus seinem Mund gleiten. Stattdessen umfasste er ihren Hinterkopf, zog ihr Gesicht so dicht an das Gitter, dass er sie küssen konnte, und legte seine Lippen auf ihre. Bei jeder Bewegung seiner Zunge entspannte sie sich ein klein wenig mehr. Sie packte ihn bei den Schultern, ihre winzigen Klauen gruben sich in sein Fleisch.

Er unterbrach den Kuss nur, um zu sagen: »Wenn du damit anfängst, Lousha, dann bring es auch zu

Ende.«

Sie hatte die Augen halb geschlossen. »Was soll das heißen?«

»Das heißt, dass du mir Eisbeutel für meine schmerzenden Eier besorgen wirst, falls du mich wieder nicht kommen lässt, so wie beim letzten Mal.«

Sie runzelte die Stirn. »Aber warum hast du denn nicht … du weißt schon …?«

»Hab ich«, sagte er heiser. »Wieder und wieder, und ich hatte dein seidiges Höschen um meinen Schaft gewickelt. Ich konnte dich immer noch auf meinen Lippen

schmecken. Es hat mich verrückt gemacht.«

Ihr blieb beinahe die Luft weg, und ihre Augen leuchteten silbrig auf.

»Also, willst du damit anfangen?«

Sie sah verwirrt aus. »Ich … Wir …« Sie schüttelte entschlossen den Kopf. »Wir können keinen Sex haben.« Ihr Blick irrte umher. »Wegen der Gitter.«

»Die stehen fast zwanzig Zentimeter auseinander. Ich sollte in der Lage sein, meinen Schaft durchzuquetschen.«

»MacRieve, ich mein's ernst!«

»Die Gitter könnten mich nicht abhalten. Ich könnte dich von

hinten nehmen, du müsstest nur …«

»Kein Sex.«

Garreth kniff die Augen zusammen. Könnte sie noch … Jungfrau sein? Im Alter von tausend Jahren? Vielleicht war das der Grund, warum sie in jener Nacht aufgehört hatte. »Also gut, kein Sex«, log er. Bis ich dich dazu verführe.

»Dann … was willst du von mir?«

»Ich möchte dich streicheln, bis du kommst, und dann machst du dasselbe für mich.«

Sie schluckte. »Würdest du dich wieder verwandeln?«

»Nein, mein Mädchen«, sagte er

geistesabwesend, aufs Neue davon ergriffen, wie lieblich sie war. Ihr langes Haar ringelte sich um ihr elfengleiches Gesicht. Ihre Locken waren so glänzend wie der schlichte Seidenbademantel, den sie trug. Ihre sinnlichen Augen hatten die Farbe alten Whiskys, und ihre Wangen waren rosig überhaucht.

Aber er wollte ihren Körper sehen, splitterfasernackt. »Lass mich dir das abnehmen.« Er streckte die Hand aus und löste den Gürtel ihres Bademantels, dann ließ er den Stoff über ihre Schultern hinabgleiten. Als er wie eine schimmernde Pfütze zu ihren Füßen lag, trug sie nur noch

ein knappes Höschen und ein nahezu durchsichtiges Shirt. Ihre Nippel waren hart, ihre Lippen leicht geöffnet und feucht, so sinnlich …

Meine Gefährtin ist einzigartig.

Zu diesem Zeitpunkt hätte er sich am liebsten mit Klauen und Zähnen seinen Weg durch die Gitterstäbe gebahnt, nur um zu ihr zu gelangen.

Und das umso mehr, nachdem er ihr das Oberteil ausgezogen und volle, perfekte Brüste entblößt hatte, die seine gierigen Hände lockten. Ihre dunkelrosa Spitzen verlangten nach seinen Lippen.

In einem Moment der Erkenntnis

wurde ihm bewusst, dass er im Angesicht dieser exquisiten Brüste bereit wäre, vieles zu vergeben. Doch das ließ er sie besser nicht wissen.

»Sieh dir nur diese Nippel an, wie sie darum betteln, von meinem Mund verwöhnt zu werden.« Er streckte die Hand aus und umfasste einen, während er den Kopf senkte. Das schien ihr den Atem zu verschlagen. Er näherte sich so weit, dass sein Atem sie kitzelte, während seine freie Hand über ihren flachen Bauch nach unten wanderte. Doch da versteifte sie sich.

»Äh, warte mal. Was ist mit dir?« Ihre Hände ließen seine Schultern los und begannen, seinen Körper zu erforschen. »Du sagtest, wir würden uns gegenseitig berühren.«

Bei ihren Worten wurde sein Schaft so hart, dass er fürchtete, er werde gleich den Reißverschluss sprengen. Als ihre Finger ihn kurz streiften, stand er mit einem Mal aufrecht da. »Dann hol ihn für mich raus.«

Zitternd vor Erwartung zog Lucia den Reißverschluss hinunter. Vorsichtig griff sie in die Hose und keuchte auf, als sein Schaft heraussprang. Er glaubte, sie »Du

meine Güte!« flüstern zu hören. Sie schien kurz davorzustehen, die Nerven zu verlieren.

»Verschaff mir Erleichterung, Lousha.«

Obwohl sie zu ihm emporsah und nickte, benahm sie sich, als ob sie das noch nie zuvor gemacht hätte. Er spürte ihr Zögern, nahm ihre Hand und legte sie um seinen Schwanz. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich zu beherrschen und sich nicht gleich an ihr zu reiben.

»Mach eine Faust«, stieß er heiser hervor.

Doch sie konnte ihre Handfläche nicht um ihn schließen. »Ich kann

nicht«, murmelte sie und starrte ihn wütend an, als er sich ein Lachen verkneifen musste.

»Dann streichle ihn einfach so.« Schon bei ihrer ersten zaghaften Bewegung stieß er pfeifend den Atem aus. »Du hast ja keine Ahnung, wie gut sich das anfühlt.«

Als sie begann, die Hand langsam auf und ab zu bewegen, beobachteten ihre dunklen Augen seine Reaktion. Seine kleine Gefährtin wollte lernen, was ihm Lust verschaffte. Diese Vorstellung machte ihn unsagbar glücklich.

»So ist’s gut, mein Mädchen. Mehr.« Als sie daraufhin fester

zupackte und ihr Tempo beschleunigte, stöhnte er: »Ich muss dich jetzt berühren. Zieh dein Höschen aus.«

Sie schüttelte den Kopf.

Vor Frustration knurrte er laut. »Frau! Wenn ich dir endlich deine verdammte Unterwäsche ausziehen kann, werde ich gleich darauf so tief in dir stecken, dass du nicht mehr weißt, wo du aufhörst und ich anfange.«

»Sie bleibt an.«

»Ich will dennoch hinein.« Als er seine Finger in ihr Höschen schob, spürte er das Beben ihres Körpers. War es Nervosität? Ungeduld?

Wieder küsste er sie, schlang seine Zunge um ihre, während er gleichzeitig durch weiche Locken immer tiefer vordrang.

Als er auf feuchte Haut traf, die bei seiner Berührung noch nasser zu werden schien, stöhnte er gegen ihren Mund, und sie stieß einen Seufzer aus. Er unterbrach den Kuss, um mit rauer Stimme zu flüstern: »Bei den Göttern, du fühlst dich so verdammt gut an … heiß und nass, für mich.«

Aber als er zu ihrer Öffnung vordrang, versteifte sie sich wieder. So ist das also? Sie war tatsächlich noch Jungfrau. Sie versuchte, sich

seinem Kuss zu entziehen.

»Schhhh, Lousha. Ich werde es nicht wieder tun. Nur das hier.« Sein Zeigefinger bewegte sich auf ihrer angeschwollenen kleinen Klitoris und begann langsam zu reiben.

Mit einem Stöhnen klammerte sie sich an ihn. Keuchend blickte sie hinauf in seine Augen.

Mit langsamen Bewegungen liebkoste er sie und steigerte ihre Lust, während er in ihre Faust hineinstieß. Dass seine Hüftknochen dabei immer wieder gegen die Gitterstäbe stießen, ließ ihn kalt. Als sie bereit war, ihn zu

empfangen, die Säfte ihrer Begierde seine Finger hinabströmten, kostete es ihn all seine Selbstbeherrschung, sie nicht auf der Stelle herumzudrehen und zu nehmen. Er könnte sie zwingen, ihm ihr Hinterteil zuzuwenden, ihre Handgelenke hinter ihrem Rücken festhalten und beim nächsten Herzschlag in ihr sein.

Sie würde dir nie wieder trauen.

Aber sein Ziel war so nahe! Eintausend Jahre habe ich darauf gewartet …

Gerade als er sie an den Rand der höchsten Lust getrieben hatte, verlangsamte MacRieve seine

Bewegungen, um ihre Agonie noch zu steigern, und murmelte: »Spürst du das Verlangen hier?«

Ihre Zehen verkrampften sich. Sie liebte es, wenn er so mit ihr redete, wenn sein Akzent immer deutlicher hervortrat. Ja, diese Zeit mit ihm lehrte sie so einiges.

Es hatte sie verblüfft, dass eine so zarte Berührung, das kurze Streicheln seines Schafts, derartige Gefühle in ihm hervorrief. Aber wenn schon ein Streicheln so eine Auswirkung hatte, so trieb ihn dieses feste, rhythmische Melken an den Rand des Wahnsinns. Während sie sich dem Höhepunkt näherte,

wurde die Spitze seines Penis feucht, und er bewegte die Hüften wie im Wahn.

»Halt mich einfach nur fest, den Rest erledige ich.« Mit heiserer Stimme flüsterte er in ihr Ohr: »Und, hast du immer noch das Gefühl, wir wären Feinde, Lousha? Wo ich kurz davorstehe, in deiner Hand zu kommen, und du an meiner?«

In diesem Moment hielt sie ihn ganz sicher nicht für den Feind.

»Hat dich schon einmal ein Mann so etwas fühlen lassen?«

»Nein, nein!«

»Dann sag mir, dass ich der

Einzige bin.« Als sie schwieg, verlangsamte er die Bewegung seiner Finger, bis sie vor Verzweiflung wimmerte. »Sag's mir, Lousha.« Er küsste sie heftig, fast als wollte er sie brandmarken.

»Du bist der Einzige«, stöhnte sie ergeben.

Zur Belohnung legte er die Hand auf ihr Geschlecht und drückte mit dem Handballen gegen ihre Klitoris. Als er ihre geschwollene Knospe weiter bearbeitete, drohten ihre Knie nachzugeben, und ihre Augen schlossen sich.

»Sieh mich an, wenn du kommst!«, befahl er ihr in rauem

Tonfall.

Ihre Lider öffneten sich zitternd. Ihre Blicke trafen sich. Blitz, Hitze, die Anspannung steigt und steigt. Dann die Erlösung.

Er bedeckte ihren Mund mit seinem, erstickte ihren Schrei, während der Höhepunkt einfach kein Ende nahm …

Doch selbst als sie nicht mehr konnte, ließ er ihr keine Ruhe. »Noch einmal!« Seine Finger rieben ihre Klitoris so schnell, dass es sich anfühlte, als ob er einen Vibrator benutzte.

»MacRieve! Oh ihr Götter!« Wie leicht es ihr fiel, für ihn zu kommen.

Er küsste sie noch einmal, als sie aufschrie.

Schließlich löste er sich von ihr. »Jetzt sieh mir zu, wie ich für dich komme. Ich will, dass du es anschaust.« Sein Schaft pulsierte unter ihren Fingern. Seine Miene war so angespannt, als litte er Höllenqualen, während sie sein angeschwollenes Fleisch bearbeitete.

Dann begann er mit einem wilden Schrei zu ejakulieren. »Du machst mich verrückt, Lousha. Machst mich verrückt!« Während sein Samen vor ihren verblüfften Augen aus ihm herausschoss, vergrub er sein

Gesicht in ihrem Haar, stieß ein schier endloses Stöhnen aus und bohrte seinen Schaft immer wieder in ihre Faust.

Als er sich schließlich verausgabt hatte, nahm er ihre Hand weg. Beide rangen nach Atem, und er beugte sich herab und lehnte seine Stirn gegen ihre. »Das war der Grund, warum ich dich so unter Druck gesetzt habe. Ich wusste, dass es so mit dir sein würde. Du hast mir große Freude bereitet, mein Mädchen. Sag mir, dass es dir genauso geht.«

»Das weißt du doch«, murmelte sie.

Er grinste. »Aye, aber ich wollte es dich sagen hören. Und es wird immer besser zwischen uns werden.«

Sie zog sich zurück und schüttelte den Kopf. »Wir können das nie wieder tun. Es war ein Fehler.«

»Weil ich ein Lykae bin? So übel sind wir nicht, Lousha.«

»Es wird kein gutes Ende nehmen zwischen unseren Faktionen. Die Walküren sind bereit, in den Krieg zu ziehen.« Annika hatte vor, die Burg Kinevane zu stürmen, um Emma herauszuholen, und bei Sonnenaufgang würden sie aufbrechen.

Er stieß ein harsches Lachen aus. »Noch einmal: Die Lykae werden keinen Krieg gegen die Walküren führen, solange ich König bin.«

»Das ist es ja, MacRieve. Das bist du nicht.«

Sie erspähte einen Funken Hoffnung in seinen Augen, ehe er sich wieder im Griff hatte. Zuvor hatte sie sich noch gefragt, was Garreth angesichts der Rückkehr seines Bruders fühlte. Ob er wohl froh war, seinen Bruder wiederzuhaben? Oder wütend, weil er damit zum Prinzen degradiert wurde?

Sie hätte wissen müssen, dass

Garreth MacRieve seinen Bruder liebte. Die Lykae waren ebenso sehr für ihre Brutalität wie für ihre Loyalität bekannt.

»Ob ich König bin oder mein Bruder, es wird keinen Krieg geben.«

»MacRieve, die Walküren werden Emma befreien, und wenn Lachlain kommt, um sie sich zu holen … wird er sein Leben verlieren. Auch wenn er es gerade erst wiedererlangt hat.«

14

Gestern war eine Gruppe von Walküren nach Schottland zur Burg Kinevane gereist, um Emma zu befreien, und mit leeren Händen wieder zurückgekehrt. Heute war Emma selbstständig entkommen. Sie hatte allein den Weg nach Hause gefunden und sich nach Val Hall teleportiert. Irgendwie hatte sie es wohl endlich gelernt, sich zu translozieren.

Jetzt lag sie in ihrem kleinen Prinzessinnenbett … im Sterben. Irgendetwas hatte sie angegriffen, etwas mit Klauen.

Lucia saß auf ihrer Bettkante und blickte durch einen Tränenschleier hindurch auf Emma, die Nichte, die sie als Baby auf dem Arm gehalten und zur jungen Frau heranwachsen gesehen hatte. Emmas Haut war leichenblass, ihr Körper schwach und mit Prellungen und Schrammen übersät. Über eine Seite verliefen lange, klaffende Wunden, als ob ein Tier sie angegriffen hätte. Das zerfetzte Fleisch an den Rändern war hochrot und entzündet.

Obwohl Emma eine Unsterbliche war, zeigte sie keinerlei Anzeichen von Regeneration. Sie war unfähig, Blut bei sich zu behalten, und

siechte dahin. Im Delirium sprach sie in wirren Satzfetzen über unverständliche Dinge: ihre verschollene Königin, einen obskuren König der Vampirrebellen, Kriege, an denen sie nie teilgenommen hatte. Und von Zeit zu Zeit schrie Emma laut auf, weil sie glaubte, sie würde in einem Feuer verbrennen.

Lucia konnte nichts anderes tun als sie beobachten – und sich erinnern. Genau wie Emma war auch Lucia einst eine junge Unsterbliche am Rande des Todes gewesen …

Zitternd öffneten sich Emmas

Lider, und tief verängstigte blaue Augen blickten Lucia an. »Tante Luce, werde ich sterben?« Die Furcht in ihrem Blick. Lucia wusste genau, was sie fühlte.

»Aber natürlich nicht, meine Süße«, sagte Lucia, wobei sie ein Schluchzen unterdrücken musste.

Wer hatte Em nur etwas Derartiges angetan? Als sie sie danach gefragt hatten, war ihre Antwort unverständlich gewesen. Annika war vor Sorge ganz außer sich, vollkommen untröstlich. Sie gab Lachlain die Schuld, aber Lucia wusste, dass er es nicht gewesen war. Die sanfte Emma hatte etwas

viel Grauenhafterem gegenübergestanden als einem Amok laufenden Lykae.

Em erhob eine Hand und streckte sie Lucia entgegen. »Bitte …«

Genau wie Lucia vor tausend Jahren um Hilfe gefleht hatte. Aber ich habe nicht die Macht, sie zu retten.

Der Schmerz, die Angst … Ich fühle es, als ob es erst gestern gewesen wäre. Tränen rannen ihr über die Wangen. Lass sie bitte nicht leiden.

Verdammter Mistpfeil! Garreth schlug sich auf den Nacken, aber zu spät.

Draußen vor seiner Zelle lachte

Regin laut auf. »Gleich fällt der große Werwolf um.«

Als sein Körper zu Boden sackte, war sein letzter Gedanke: Ich bring dieses leuchtende Miststück um …

Als er wieder zu sich kam, waren seine Hände hinter dem Rücken gefesselt, und Regin zerrte ihn auf die Füße und schubste ihn aus der Zelle, während Lucia sie mit ruhiger Stimme ermahnte, doch nicht unnötig grob zu sein.

Er schien langsam immun gegen das Beruhigungsmittel zu werden, denn diesmal verlor es seine Wirkung wesentlich schneller als beim letzten Mal. Er hätte

entkommen können, sehnte sich danach, Regins nächsten Schubser abzublocken und zur Abwechslung mal sie zu schubsen, sodass sie auf den Arsch fiel, aber er wusste, wohin sie ihn brachten, hatte ihr Flüstern gehört. Die Walküren zumindest glaubten, dass Lachlain am Leben war.

Und sie glaubten, dass ein weiblicher Vampir namens Emma, der im Sterben lag, seine Gefährtin wäre. Regin und Lucia brachten ihn zu ihr.

Lachlains Gefährtin ein Vampir? Die Vorstellung war einfach nur lächerlich. Niemand verabscheute

diese Blutsauger mehr als Lachlain.

Sobald sie ein Schlafzimmer im oberen Stockwerk betreten hatten, erblickte Garreth Annika, die neben einem Bett stand. Darauf lag eine junge Frau in unruhigem Schlaf. Sie zitterte am ganzen Leib, obwohl sie unter einem ganzen Haufen von Decken begraben war, die ihr bis zum Kinn reichten. Ihr Gesicht war bleich, ihre Wangenknochen traten hervor. Sie sah ganz und gar nicht nach einer stolzen Werwolfkönigin aus.

Annika, die vor Wut zu beben schien, zeigte auf sie. »Ist das vielleicht die richtige Person, an der

Lachlain seine Wut auslassen sollte?«

Als ob Lachlain einer unbedeutenden Frau wie dieser je etwas antun würde. Falls er überhaupt am Leben war.

»Jeder von uns hat schon unter den Vampiren gelitten«, fuhr Annika fort, »und dieser Hund meint, er müsste unsere Emma bestrafen, die so unschuldig und gut ist.« Mit einem Ruck zog sie die Decken herunter, sodass Emmas Bein zu sehen war. »Sieh dir diese Wunden an! Sie verheilen einfach nicht. Was hat er ihr angetan? Du wirst mir auf der Stelle antworten oder …«

»Du meine Güte«, murmelte er. Annika hatte zugleich den Hals des Vampirs aufgedeckt. War das etwa das Zeichen eines Lykae? Ist das das Zeichen meines Bruders? »Das ist sein … nein, das ist unmöglich.« Als er versuchte, sich Emma zu nähern, zog Regin ihn an seinen Fesseln zurück. »Lass mich näher heran«, knurrte er über die Schulter hinweg. »Oder ihr habt keinerlei Hilfe von mir zu erwarten.«

Als Garreth sich Emma näherte, blieb ihm die Luft weg. Mein Bruder hat seinen Anspruch auf sie erhoben. So wie Garreth Lachlains Signatur erkennen konnte, erkannte

die Bestie in ihm das Zeichen als das seines Bruders.

Er war wahrhaftig noch am Leben.

Dies hätte ein Moment der Freude sein müssen, doch die Erleichterung, die er verspürte, wurde rasch von großer Angst verdrängt. Lachlains kleine Gefährtin mit den hellen Haaren würde keine Woche mehr leben.

Sollte sie sterben, wäre Lachlain erneut verloren. Garreths Stimme klang tödlich. »Macht sie wieder gesund.«

»Wir haben alles versucht.«

»Warum trinkt sie nicht? Aye, Walküre, ich kann euer Geflüster

hören, ich weiß, was sie ist. Allerdings verstehe ich nicht, wieso sie die Gefährtin meines Bruders ist.« Ein Vampir. Ein Bluttrinker. Er sah zu Lucia, deren Miene undurchschaubar blieb.

»Emma wird niemals die ›Gefährtin‹ eines Lykae werden«, erwiderte Annika.

Aber es war geschehen. Ein männlicher Lykae versah seine Frau mit seinem Zeichen, um andere Männer fernzuhalten, um sie als die Seine zu brandmarken. Und da der Biss während ihres ersten gemeinsamen Höhepunkts ausgeführt wurde, konnte man ihn

ebenso als einen Indikator dafür ansehen, wie sehr er seine Frau begehrte. Nach einem Blick auf ihren Hals war jeder Zweifel daran zerstreut, dass Lachlain Emma tatsächlich als seine Gefährtin ansah und begehrte.

Lachlain hatte ihr ein höllisch deutliches Zeichen verpasst. Vampir hin oder her – er begehrte diese Frau mehr als alles andere auf der Welt.

Mit dieser Erkenntnis war jeglicher Gedanke an Flucht aus Garreths Kopf verschwunden. Er wusste jetzt, dass er hierbleiben musste. Dies war der Ort, zu dem Lachlain

kommen würde. Es war nur eine Frage der Zeit.

» E s ist geschehen«, sagte er heiser. »So viel steht fest.«

Annika schlug ihn hart.

Er warf ihr einen mörderischen Blick zu. »Er hat sie gezeichnet«, stieß er hervor. »Und er wird kommen, um sie zu holen. Ich bin nur überrascht, dass er noch nicht hier ist.«

Annika erhob erneut die Hand, aber Emma war erwacht und murmelte: »Nicht, Annika …«

»Flößt ihr Blut ein«, sagte Garreth.

»Meinst du vielleicht, wir hätten das noch nicht versucht? Sie kann

nichts bei sich behalten.«

»Dann nehmt anderes Blut.« Obwohl es unter den Lykae als große Schande galt, von einem Vampir gebissen zu werden, sagte Garreth: »Nehmt meines.«

»Wieso liegt dir überhaupt daran?«

»Weil sie meine Königin ist und ich für sie sterben würde.«

»Glaubst du mir jetzt?«, fragte Lucia mit tonloser Stimme. Stunden nach MacRieves Konfrontation mit Annika saß sie wieder vor seinem Käfig und beobachtete den Lykae, der darin auf und ab lief. »Dein Bruder hat sie in Frankreich entführt.«

»Aye, aber er würde der Frau niemals so etwas antun!«

»Wir wissen, dass Emma wochenlang bei ihm war, und jetzt kehrt sie sterbenskrank und im Delirium zu uns zurück, redet von Feuern und Krieg und Blut. Sie spricht von Furie, unserer verschollenen Walkürenkönigin, und von Kristoff, dem König der Vampirrebellen. Lachlain hat Emma gefangen genommen, und jetzt stirbt sie.«

MacRieve schüttelte entschieden den Kopf. »Es war nicht Lachlain.«

»Woher willst du wissen, wozu er fähig ist?«, fragte Lucia. »Du weißt

doch gar nicht, wo er in den letzten zweihundert Jahren gewesen ist. Vielleicht hat er irgendwo in der Falle gesessen, wurde gefoltert – was höchstwahrscheinlich so war. Es gibt Gerüchte, dass Demestriu Furie auf dem Grund des Ozeans anketten ließ und sie so dazu verurteilte, ein ums andere Mal zu ertrinken und durch ihre Unsterblichkeit zu neuem Leben zu erwachen. Vielleicht hat er dasselbe mit deinem Bruder getan, oder noch Schlimmeres.« Sie erschauerte. »Lachlain war für seinen Hass auf Vampire berühmt, und Emma ist einer. Du kannst nicht für ihn

sprechen.«

»Und du wirst mich niemals davon überzeugen. Ich kenne meinen Bruder.«

»Annika wird hierfür Vergeltung fordern.«

»Und was wollt ihr ihm antun?«, fragte Garreth. »Ihn töten?«

»MacRieve, du kannst nicht einfach eine von uns entführen und glauben, dass das keine Konsequenzen hätte. Dein Clan würde genauso handeln.«

Da hatte sie recht. »Lachlain wird kommen und sie holen.«

Lucia sah ihm in die Augen. Ihre Miene wirkte hart – eine weitere

Facette ihrer Persönlichkeit.
»Darauf zählen wir.«

15

Mitten in dieser Nacht setzte sich Garreth mit einem Ruck auf seiner Pritsche auf. Er spürte Lykae, überall rund um Val Hall. Hatten sie vor, den Walküren den Krieg zu erklären, um ihn zu befreien und sich ihre Königin zurückzuholen?

Bitte, ihr Götter, lasst meinen Bruder unter ihnen sein.

»Ich nehme Emma noch heute Abend mit«, erklang Lachlains Stimme vor dem Herrenhaus.

Die Stimme seines Bruders. Garreth schloss die Augen und sackte vor Erleichterung in sich

zusammen. Fang nur ja keinen Krieg mit ihnen an, und tu Lousha nichts.

»Ich würde meine Tochter niemals einem Hund überlassen«, rief Annika zurück.

Eine harte Nuss – viel Glück mit ihr, Lachlain.

»Dann tausche mich gegen meinen Bruder aus.«

Augenblick mal, er wollte mit Garreth tauschen? Zur Hölle verdammt, nein! Brüderlicher Zorn – so willkommen – flammte auf. »Verflucht noch mal, Lachlain! Ich bin doch gerade erst in dieses Haus hineingekommen«, brüllte Garreth

auf Gälisch.

»Dann nimm uns beide«, verbesserte sich Lachlain. »Aber lass mich mit ihr reden.«

Wieder wurde drinnen geflüstert. Es wäre dumm, dieses Angebot auszuschlagen – und die Walküren waren alles andere als dumm. Augenblicke später hörte Garreth laute Schritte über sich und witterte, dass sein Bruder das Haus betreten hatte. Sie brachten ihn in den Keller. Damit ich ihn mit eigenen Augen sehen kann.

Als sie Lachlain die Treppe hinunter und in die Zelle führten, starrte Garreth ihn an, als ob er

einen Geist sähe. Lachlain leistete keinerlei Widerstand, selbst als die Tür hinter ihm mit lautem Krachen ins Schloss fiel.

Seit Garreth seinen Bruder zum letzten Mal gesehen hatte, hatte sich dessen Aussehen sehr verändert: Er war hagerer, sein Gesicht wirkte abgezehrt. Aber es war Lachlain, der vor ihm stand. Garreth fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und murmelte: »Kann ich wirklich meinen Augen trauen?«

»Aye, ich bin es tatsächlich.«

Garreth rannte auf ihn zu, ein dickes, fettes Grinsen im Gesicht, und schlug ihm bei seiner

Umarmung ein paarmal aus Leibeskräften auf den Rücken. Jetzt würde alles wieder gut werden. Lachlain würde erklären, was tatsächlich mit dem Vampir geschehen war, und sie würden herausbekommen, wie man sie heilen konnte. Lucia würde erkennen, dass nicht alle Lykae schlecht waren. Aye, mit Lachlains Rückkehr wird alles gut werden. »Also, Bruder, in welchen Schlamassel hast du uns denn nun wieder gebracht?«

Er hob die Brauen. »Aye, ich freue mich auch, dich zu sehen.«

»Ich dachte, du wärst …« Garreth

verstummte. Bei den allmächtigen Göttern, mein Bruder steht direkt vor mir. Er schüttelte sich kurz und fuhr fort. »Als sie sagten, dass du Emma entführt hast, dachte ich, sie wären verrückt. Bis ich sah, dass sie dein Zeichen trägt.« Er runzelte die Stirn. »Hast ein bisschen übertrieben dabei, oder?« Er schüttelte den Kopf. »Ach, ganz egal, es ist gut, dass du wieder da bist. Unter welchen Umständen auch immer. Ich habe so viele Fragen.«

Wo warst du bloß, dass ich dich nicht finden konnte? Warum bist du trotz unserer Warnungen

losgezogen? Sind die Gerüchte über Demestrius Folter wahr?

Doch Lachlain wirkte dermaßen beunruhigt und besorgt über den Zustand seiner Gefährtin, dass Garreth nur sagte: »Aber das kann warten. Willst du hören, wie es ihr geht?«

Lachlain nickte.

»Sie ist verletzt, Lachlain. Über eine Seite ihres Körpers ziehen sich schlimme Risswunden, und sie konnte nichts trinken, obwohl sie in den ersten Stunden so schwach war, dass sie fast gestorben wäre.«

Als plötzlich der Geruch von Blut in der Luft lag, blickte Garreth nach

unten und sah, dass sich die Klauen seines Bruders tief in dessen Handflächen gebohrt hatten.

»Was hat sie gerettet?«

»Eine Bluttransfusion.«

Als sich Lachlains Brauen vor Verwirrung zusammenzogen, so als hätte er diesen Begriff noch nie zuvor gehört, erschrak Garreth. Wo war sein Bruder nur gewesen? Lucia hatte vermutet: Vielleicht hat er irgendwo in der Falle gesessen, wurde gefoltert.

Also erklärte er: »Sie gaben ihr Blut über einen Schlauch, der direkt in ihre Vene führte. Sie glauben, dass sie jetzt stabil ist, aber ihre

Wunden heilen einfach nicht. Ich vermute, sie wurde von ihrem Angreifer vergiftet. Vielleicht war es ein Ghul, aber ich weiß es nicht.«

»Ich schon.« Lachlain fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Demestriu hat ihr das angetan. Ich habe alles gesehen.«

Demestriu. Garreth knirschte mit den Zähnen. Seit Tausenden von Jahren war dieser üble Schurke eine Plage für ihre Familie. Was hatte er nun getan – was würde er noch tun? Diesmal werde ich ihn finden, ihn vernichten …

In diesem Augenblick betrat Lucia den Raum. Seine Rachepläne lösten

sich augenblicklich in Luft auf, da in seinem Kopf nur noch Raum für die Sorge um seine Gefährtin war. Er sah, dass sie geweint hatte, und selbst nach allem, was sie ihm, und auch Lachlain, angetan hatte, zog sich Garreths Brust bei diesem Anblick schmerzlich zusammen.

Als Lucia die Treppe hinabschritt, schoss Garreth an die Seite seines Bruders. Beide waren sie so groß und so stolz. Es überraschte sie, wie ähnlich sie einander sahen. Sie besaßen das gleiche dichte braune Haar und die gleichen ernsthaften goldenen Augen.

Gedankenverloren fragte sie sich,

ob Lachlain Garreth von dem Einfall der Walküren in Kinevane gestern erzählt hatte – insbesondere von Lucias Taten. Und möglicherweise verspürte sie einen Anflug von schlechtem Gewissen darüber, dass sich die Wiedervereinigung der Brüder als Gefangene in ihrem Keller abspielen musste.

»Lucia?«, sagte Garreth mit fragendem Blick.

Da sie nicht wollte, dass der Lykae ihr ansah, dass sie geweint hatte, neigte sie den Kopf, sodass ihr Haar ihr Gesicht verdeckte.

»Geht es ihr immer noch nicht besser?«, fragte Garreth.

Lucia schüttelte den Kopf. »Tante Luce, muss ich sterben?« Verlier jetzt bloß nicht die Nerven, Lucia!

Lachlain umklammerte die Gitterstäbe. Die Sorge um Emma schien ihm Todesqualen zu bereiten. »Sie wird gesund, wenn sie von mir trinkt.«

Garreth wirkte entsetzt. »Du lässt sie …?« Als Lachlain nickte, sagte Garreth an Lucia gewandt: »Dann muss Lachlain zu ihr gehen.«

»Annika hat es verboten. Er darf sich ihr nicht nähern. Emma sieht Dinge, die gar nicht da sind, sie erzählt unsinniges Zeug, als wäre sie verrückt geworden. Annika gibt

ihm die Schuld dafür.«

Garreth fragte: »Was sieht sie denn?«

»Emma sagt, dass Demestriu ihr Vater sei und dass er sie ins Feuer werfen ließ und sie ihn darum töten musste.«

»Das … hat sie getan«, erwiderte Lachlain.

Garreth und Lucia wandten die Köpfe mit einem Ruck zu ihm um.

»Sie hat es getan. Sie hat Demestriu getötet.«

Lucia schüttelte den Kopf. »Unsere süße Emma? Sie soll den mächtigsten und gefährlichsten Vampir getötet haben, der je gelebt

hat?«

»Aye. Er hat sie verletzt. Ist denn niemand unter euch, der ihr glaubt?«

Garreth sah ihn skeptisch an. »Demestriu ist endlich tot? Umgebracht von diesem kleinen, zarten Ding? Sie ist so zerbrechlich wie eine Eierschale.«

»Lachlain, wenn sie eine Motte im Haus findet und versucht, sie wieder ins Freie zu bringen … also, wenn sie dabei versehentlich deren Flügel verletzt, ist sie die ganze Nacht völlig außer sich«, fügte Lucia hinzu. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sie dieses

Ungeheuer auf seinem eigenen Territorium erledigt haben soll, wo unsere wildesten Walküren daran auf dem Schlachtfeld gescheitert sind. Wenn Demestriu von einer Walküre hätte getötet werden können, dann sicherlich nur von Furie, der Stärksten von uns.«

»Ihr kennt Emma nicht so wie ich. Sie ist nicht mehr die Gleiche.«

»Aber was meint sie dann damit, wenn sie sagt, Furie sei noch am Leben, aber es wäre besser, wenn es nicht so wäre?«, fragte Lucia. Konnte sie es wagen, zu hoffen?

»Sie wird von der Horde gefangen gehalten. Demestriu hatte nicht

erwartet, dass sie so lange am Leben bleiben würde.«

Lucia schwankte kaum merklich. Gefangen? Vielleicht gefesselt am Grund des Ozeans? »Und wenn sie sagt, dass dasselbe Blut durch ihre und Kristoffs Adern fließt?«, fragte sie mit kleinlauter Stimme.

»Sie sind Cousin und Cousine.«

Sie öffnete überrascht den Mund. »Furie lebt …«

»Wenn ihr mir nicht glaubt: Es gibt ein Video von dem Kampf. Ich habe es bei Bowen, einem Mitglied unseres Clans, gelassen.«

Garreth hörte auf, Lachlain mit offen stehendem Mund anzustarren,

und wandte sich an Lucia. »Geh und hol es. Annika muss es sehen.«

Sie hob die Augenbrauen. »Du möchtest, dass ich zu eurem Clan g e h e ? « Ins Gehege? In den Zwinger?

»Sag ihnen, dass ich dich geschickt habe, und sie werden dir nichts tun. Dafür verbürge ich mich«, sagte Garreth.

Na klar. »Ich weiß, dass es ihnen nicht gelingen wird, mir etwas zu tun. Aber du schickst mich, die e i n e n Bogen trägt, zu deinen Leuten. Sie werden es dir wohl kaum danken.«

»Ich würde es ja selbst tun«, fuhr

Garreth sie an, »aber das kann ich nicht, weil ihr mich in einen Käfig gesteckt habt, nachdem ich dir zu Hilfe gekommen bin.«

Was, wenn alles, was er sagte, die Wahrheit war? Dann musste Emma unbedingt von Lachlain trinken. Aber ohne Beweis würde Annika es niemals erlauben. »Ich werde es holen und mir ansehen«, sagte sie schließlich. »Dann werde ich es Annika übergeben, so wie du gesagt hast.«

Lachlain zerrte an den Gitterstäben, und ein Knurren entrang sich seiner Kehle. »Verdammt noch mal, das dauert

viel zu lange. Kannst du ihr nicht mein Blut bringen, damit sie davon trinkt?«

»Annika verbietet es. Es … tut mir leid.« Sie wandte sich um und ging zur Treppe.

Gerade als sie zur Haustür eilte, um auf dem schnellsten Weg zum Zwinger zu gelangen, traf sie auf Regin. »Wohin gehst du?«

»Wie es aussieht, muss ich zum Gehege der Lykae. Lachlain schwört, dass es einen Film gibt, der zeigt, wie die kleine Emma Demestriu umbringt. Bleib du hier und ruf mich an, wenn irgendwas passiert.«

Nachdem sie fort war, starrte Garreth noch eine ganze Weile auf die Tür. »Lousha wird sich beeilen«, sagte er schließlich.

»Wie lange weißt du schon, dass sie die Deine ist?«

Ist das so offensichtlich? Garreth wandte sich zu seinem Bruder um. »Eine ganze Weile schon.«

»Ich hatte mich gewundert, dass du so versessen darauf warst hierzubleiben.« Lachlain sah sich den Käfig genauer an, suchte nach Schwachstellen. »Du hast es ihr noch nicht gesagt?«

»Lousha ist kompliziert. Und ich vermute, sie läuft gerne davon.

Erzähl ihr irgendwas, das sie nicht hören möchte, und sie verschwindet. Und sie empfindet keine Liebe für mich. Sie ist der Grund, warum ich überhaupt hier bin«, gab er zu. »Sie ist eine Bogenschützin, die ihresgleichen sucht, leidet aber unter furchtbaren Schmerzen, wenn sie ihr Ziel verfehlt. Darum ist sie ja auch so verdammt gut. Annika hat mir eine Falle gestellt. Ihr Köder war Lousha, die danebenschießen musste und vor Schmerzen laut schrie, und ich bin ihr Hals über Kopf zu Hilfe geeilt und in einen Hinterhalt gerannt. Ich hätte wissen müssen, dass sie auf

gar keinen Fall noch einmal danebenschießen würde. Du hast bestimmt noch niemanden gesehen, der so schießt wie …«

»Ich glaube, ich habe da so eine leise Ahnung.« Lachlain zog sein Hemd zur Seite, um ihm die Wunde an seiner Schulter zu zeigen.

Ich bring sie um, verdammt noch mal. Da geht sie nach Schottland und schießt auf meinen Bruder!

»Ich hege keinerlei Groll gegen sie.« Lachlain umfasste zwei der Gitterstäbe und bemühte sich mit aller Kraft, sie auseinanderzubiegen. »Sie haben sie verstärkt?«

»Aye.« Garreth stand auf und ergriff dieselben Gitterstäbe, mit denen sich Lachlain gerade abmühte. »Diese Wesen haben sich mit den Hexen verbündet. Annika sagte mir, dass nichts Physisches imstande sei, sie zu verbiegen.«

Als es ihnen auch mit vereinten Kräften nicht gelang, den Stahl zu bewegen, begann Lachlain im Käfig auf und ab zu laufen. Er hielt nur einmal inne, um seine Faust in die Zementwände zu rammen.

»Ich kann nicht glauben, dass sie auf dich geschossen hat.« Garreth wusste, dass Lucia vor Emmas Rückkehr einen ganzen Tag lang

fort gewesen war, hätte aber nie gedacht, dass sie bis nach Schottland und wieder zurück gereist wäre. »Wenn wir hier rauskommen, werde ich …«

»Nein, es spielt keine Rolle. Vor allem da du die Tatsache zu akzeptieren scheinst, dass meine Gefährtin ein Vampir ist.«

Garreth machte keinen Hehl aus seiner Frustration. »Es wäre mir auch egal, wenn sie eine Furie wäre, solange du nur glücklich mit ihr bist. Und dass du das bist, ist offensichtlich«, sagte er heiser.

»Aye, aber ich muss zu ihr.« Lachlain kniete sich hin und fuhr mit

den Klauen über den Boden.

»Wenigstens sind wir nicht angekettet. Wenn sie die Tür öffnen, können wir angreifen.«

»Ich würde es vorziehen, Ketten zu tragen«, sagte Lachlain mit wildem Blick. »Ich würde mir lieber beide Hände abhacken, als Emma weiter leiden zu lassen.«

Garreth musterte die Miene seines Bruders. Jeder Lykae würde dasselbe für seine Gefährtin tun. Aber bei Lachlain klang es, als ob er … aus Erfahrung spräche. Was ist dort draußen bloß mit dir passiert, Bruder?

»Vertrau mir, Garreth, nichts ist so

schlimm wie dieses Gefühl …«

Als ein Wimmern aus Emmas Zimmer zu ihnen drang, stieß Lachlain ein Knurren aus und schlug gegen die Gitter. Langsam hob er den Kopf, und sein Augenmerk richtete sich auf die Decke. »Dort komme ich durch.«

»Lachlain, ich denke nicht, dass das klug ist. Das Haus ist Hunderte von Jahren alt und hat schon einiges mitgemacht.«

»Ist mir egal.«

»Es sollte dir nicht egal sein, dass alle drei Stockwerke in Nut- und Federkonstruktion errichtet wurden. Wenn da nur ein Stück fehlt, stürzt

alles wie ein Kartenhaus ein. Es ist sowieso schon baufällig, nachdem es Krieg und Stürme und diese ständigen Blitze aushalten musste. Ich glaube nicht, dass Val Hall es übersteht, wenn sich ein Lykae ins Erdgeschoss durchbeißt.«

»Du musste es stützen, wenn ich durch bin.«

»Ich soll den ganzen Boden halten? Wenn ich versage, könnte das unsere beiden Gefährtinnen verletzen. Das ganze Haus könnte über uns einstürzen.«

Lachlain klopfte ihm auf die Schulter. »Dann pass besser auf, dass du nichts fallen lässt.«

16

Heilige Scheiße. Prinzessin Lucia!

Nach ihrem Ausflug in den Zwinger der Lykae fühlte sie sich, als ob ihr jemand einen Eimer Eiswasser ins Gesicht geschüttet hätte. Denn dessen Bewohner hatten sie als … Garreths »Gefährtin« willkommen geheißen. Sie hatte das Flüstern gehört und dann die mit lauter Stimme verkündete Wahrheit: »Das ist Prinzessin Lucia, die Bogenschützin.«

Er hat gelogen! Ich bin seine Gefährtin. Er hatte sie hinters Licht geführt, um zu bekommen, was er

wollte. Typisch Mann.

Während sie mit dem Band in der Hand durch die Tür hinausrannte, rief sie Regin an. »Ich verlasse den Zwinger gerade mit dem Video. Es ist alles wahr! Sag Annika, sie muss Emma von Lachlain trinken lassen! Auf der Stelle, Regin! Demestriu war derjenige, der Emma verletzt hat, und sie hat ihn tatsächlich umgebracht.«

»Du bist ein bisschen zu spät dran. Kannst dir ruhig Zeit lassen.«

Lucia erstarrte. Ihr Herz drohte vor Angst stillzustehen. »Emma …?«

»Oh nein, ihr geht’s großartig. Genau wie du gesagt hast: Sie hat

von Lachlain getrunken und war im Handumdrehen wieder fit.«

Vor Erleichterung wurden Lucia die Knie schwach, und sie ließ sich auf die Stufen vor dem Zwinger niedersinken. Emma wird leben! Dann verzog Lucia das Gesicht. »Annika hat das erlaubt?«

»Scheiße, nein! Die Wölfe sind ausgebüxt. Und dann hat Emma die Sanftmütige mir einen saftigen Schlag verpasst, nur weil ich Lachlain ein bisschen auf die Pelle gerückt bin!«, fügte sie glücklich hinzu. »Ich meine, so richtig mit aller Kraft, und ich hab’s nicht kommen sehen, nicht das kleinste

bisschen. Endlich haben sich die ganzen Jahre ausgezahlt, die ich mit ihr trainiert habe.«

»Wovon redest du denn da bloß? Wo ist Garreth?«

»Der hält gerade den Fußboden von Val Hall hoch, während die Handwerker mit den Reparaturen beschäftigt sind. Stell dir vor, Lachlain hat sich mit Fängen und Klauen durch die Decke über dem Käfig gearbeitet, um zu Emma zu gelangen, und jetzt steht unser ganzes Haus schief und droht einzustürzen. Da sieht man's mal wieder: Lykae sollte man eben doch nur draußen halten«, sagte Regin

mit einem Schnauben. »Und Em liebt Lachlain, und sie werden heiraten. Das ist die reine Wahrheit. Annika flippt total aus. Aber ich weiß nicht so recht. Ich meine, wenn Emma ihre Königin wird, dann könnte doch ihr erster Erlass dafür sorgen, dass alle Lykae Sklaven der Walküren sind. Bis jetzt ist sie noch nicht ganz von meiner Idee überzeugt, aber das krieg ich schon noch hin.«

Emma war in Sicherheit – gesund. Und verliebt. »Wie sehen die anderen das?«

»Die überwiegende Meinung ist, dass man den beiden gratulieren

sollte, wenn Emma den Wolf so gerne hat, dass sie loszieht und Demestriu kaltmacht. Und Lachlain hat ihr gerade das Leben gerettet. Außerdem wurden bei ihrer Flucht keine Walküren verletzt. Trotzdem heißt das noch lange nicht, dass wir ab sofort mit denen rumhängen oder so.«

Emma wird Lachlain heiraten und seine Königin sein. Jetzt würde sich zwischen den Walküren und den Lykae alles ändern.

Aber das spielte keine Rolle mehr. Garreth war ein Lügner, und sie wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Meistens jedenfalls. Außer

wenn er sie gerade berührte.

»Und, wie ist der Zwinger so?«, erkundigte sich Regin.

Lucia wandte sich zu dem Gebäude um und musterte es mit zusammengekniffenen Augen. Bevor oder nachdem ich damit fertig bin?

»Fliegen da überall Futternäpfe und Kauspielzeuge rum?«

»Das ›Gehege‹ sieht wie ein schottisches Jagdhaus aus.« Und es kam ihr so … normal vor. Was sie umso mehr erschütterte, als sie sich durchaus vorstellen konnte, dort rumzuhängen. Sicher, an den Wänden hatten Klauen den ein oder

anderen Kratzer hinterlassen, aber zur Hölle damit, Val Hall hatte ganz ähnliche »Schönheitsfehler«.

»Und?«, fragte Regin.

»Was?«

»Was ist sonst noch passiert? Ich hör da doch etwas in deiner Stimme.«

»Ich bin eindeutig … seine Gefährtin.«

Regin gab einen gequälten Laut von sich. »Oh Mann. Tut mir echt leid.«

»Ich wusste es ja eigentlich schon, aber ich hab’s nicht wahrhaben wollen. Und er hat es sogar geleugnet.« Was bewies, dass er

ein ziemlich cooler Typ und dazu in der Lage war, sich zu beherrschen, anstatt Meine! brüllend durch die Gegend zu laufen und zu verlangen, dass sie sich auf ewig an ihn band. »Aber die Wahrheit laut ausgesprochen zu hören, und dann noch zu sehen, dass sein Clan mich wie eine der Ihren behandelt, wie ihre Prinzessin … das war einfach zu viel.«

Solange sie keinerlei Bestätigung hatte, hatte sie so tun können, als ob nichts wäre. Jetzt musste sie sich der Wahrheit stellen. Ihr Verdacht war bestätigt worden und seine Lüge entlarvt.

»Er wird dir keine Ruhe lassen, ehe er dich zu der Seinen gemacht hat«, sagte Regin.

»Ich weiß.« Lykae gaben niemals auf. Sie waren der Inbegriff von Besessenheit. Genau wie Lachlain bei Emma würde Garreth nicht eher aufgeben, bis er Lucia vollständig in Besitz genommen hatte.

»Und du darfst keinen Sex haben. Was machen wir denn jetzt nur?«

Da ich ihm anscheinend leider auch nichts abschlagen kann … »Ich sehe zu, dass ich aus der Stadt verschwinde.«

»Wohin gehen wir?«, fragte Regin. Lucia blieb stumm. »Als ob ich dich

mutterseelenallein in die Welt hinausziehen lasse, damit das Leben dir in den Arsch tritt. Entweder kriegen wir beide einen Arschtritt verpasst oder aber keiner von uns! Wir sind ein Team, Bonnie und Bonnie, für immer vereint.«

Lucias Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln. Man konnte keine bessere Freundin haben als Regin. »Wir beginnen mit der Suche nach einem Dieumort.« Sie stand auf und machte Anstalten, zurück ins Gehege zu gehen, auf der Suche nach Garreths Quartier. »Pack eine Tasche für mich, in einer Stunde bin ich da. Jetzt werde ich erst mal ein

bisschen Dampf ablassen, damit sie sehen, dass auch nicht alle Walküren stubenrein sind.«

»Ooh, mach bitte auch was für mich kaputt!«

In seinen Zimmern angekommen, trat Lucia gegen eine kostspielig wirkende Lampe, die auf dem Boden in tausend Stücke zersprang. »Kann ich sonst noch was für dich tun?«

»Ja klar, wenn du seine Gefährtin bist, dann gehört dir doch auch die Hälfte von seinem Kram, also bring mir bitte alle Vinylschallplatten mit, die du finden kannst, ein paar Waffen und natürlich alles, was

glänzt.«

»Bin schon dabei.«

»MacRieve wird uns verfolgen.«

Ja, aber Lucia würde für ihren eigenen Schutz sorgen und tun, was getan werden musste. Ihr blieb keine andere Wahl. »Dann lasst die Spiele beginnen.«

Lachlain MacRieve und sein Bruder standen vor dem Herrenhaus auf dem Gelände von Val Hall und tranken ein paar Bier vor Garreths unmittelbar bevorstehender Abreise.

»Bist du sicher, dass du nicht noch bleiben kannst?« Lachlain ließ seinen Bruder gar nicht gerne

gehen. Er war wegen Emma so außer sich gewesen, dass er von der Zeit, die er mit Garreth zusammen in Gefangenschaft verbracht hatte, so gut wie nichts mitbekommen hatte.

»Ich muss Lousha folgen.«

Unglücklicherweise war Lucia die Jägerin verschwunden. Lachlain hatte gehört, dass sie zusammen mit ihrer »Lästerschwester« Regin »die Sause gemacht« hätte. Diese moderne Ausdrucksweise setzte ihn immer wieder in Erstaunen, aber er kapierte immerhin so viel, dass Garreth in Bezug auf seine Gefährtin recht gehabt hatte: Lucia

neigte dazu wegzulaufen.

»Aye, natürlich musst du ihr folgen, aber vielleicht könntest du noch bis zu meiner Hochzeit bleiben?« Lachlain würde Emma am nächsten Tag heiraten. Obwohl die Lykae sich für alle Ewigkeit an ihre Gefährtin gebunden fühlten – was eine Hochzeit eigentlich überflüssig machte –, bestanden die Walküren auf einer Art Bindungszeremonie. Oder, wie Annika mit vor Wut erstickter Stimme herausgepresst hatte: »Etwas, das ein bisschen seriöser ist als ein Biss.«

Aber was das Wichtigste daran ist: Mein Mädchen freut sich schon

darauf. In weniger als vierundzwanzig Stunden würde er seine süße Emma zur Frau nehmen. Die Zeit bis dahin konnte für ihn gar nicht schnell genug vergehen.

»Ich kann nicht.« Garreth nahm noch einen Schluck. »Es sei denn, du brauchst mich. Um dir dabei zu helfen, dich … einzugewöhnen.« Seine Miene verdüsterte sich.

Auch wenn Garreth Emmas Vampirnatur inzwischen vollkommen akzeptierte, und sogar die Tatsache, dass Lachlain sie höchstpersönlich nährte und das Ganze sogar genoss, hatte er die Nachricht von Lachlains

jahrzehntelanger Gefangenschaft und Folter nicht gut aufgenommen. Dabei hatte Lachlain das Ganze sogar noch heruntergespielt.

»Nein, ich komme schon klar«, sagte er. »Vor allem jetzt, wo die Gefahr durch die Vampire nicht mehr akut ist.« Seiner zarten, kleinen Emma war es irgendwie gelungen, Demestriu zu töten, und Lachlain selbst hatte Ivo den Grausamen umgebracht.

»Sie ist vielleicht geringer geworden, aber nicht verschwunden«, wandte Garreth ein.

Lothaire war immer noch am

Leben. Dieser Vampir hatte irgendetwas an sich, das Lachlains Unterbewusstsein als Bedrohung empfand, und zwar weit über den oberflächlichen Eindruck hinaus. »Wenn du zurückkommst, werden wir eine Strategie ausarbeiten, wie wir uns den Erzfeind vom Leib schaffen.«

»Aye«, stimmte Garreth zu. »Jetzt musst du dich erst einmal auf deine Königin konzentrieren. Und sieh zu, dass ihr bald mal ein paar Kinder in die Welt setzt, alter Mann. Ich hab's nämlich satt, dein Erbe zu sein.«

Lachlain nahm einen großen Schluck. »Erwarte nicht zu viel. Du

hast doch gesehen, wie zart sie ist. Da möchte ich ihr nicht gleich ein Baby zumuten.«

»Zart?« Garreth hob die Brauen. »Der Rest der Mythenwelt, und ganz besonders die Lykae, sehen in ihr eine wilde Kriegerin, die den König der Horde erschlagen hat. Und du hältst sie immer noch für zart.«

Lachlains Miene verfinsterte sich. »Den ersten Eindruck vergisst man nun mal nicht so schnell. Jedenfalls, mach dir darum keine Sorgen, du hast selbst genug Probleme. Weißt du eigentlich, was deine Frau so verschreckt hat?«

»Oh, aye. Sie hat herausgefunden, dass sie meine Gefährtin ist, nachdem ich sie deswegen angelogen hatte.«

Lachlain rieb sich den Nacken. Er hatte genau dasselbe mit Emma getan. Gefährtinnen, die anders waren, tendierten dazu, auf diese Nachricht nicht allzu begeistert zu reagieren. »Wie hat sie's rausbekommen?«

»Ich habe die Zwillinge schwören lassen, niemandem von ihr zu erzählen, aber als sie glaubten, sie müssten gegen die Walküren in den Krieg ziehen, um mich zu befreien, haben sie den Befehl erlassen, dass

Lousha nichts geschehen dürfe. Sie drohten jedem, der ihr etwas antun würde, mit dem Tod. Ich weiß ihre Voraussicht ja zu schätzen, aber der Clan hat natürlich sehr schnell erkannt, was dahintersteckt.«

»Hast du eine Idee, wo sie sein könnte?«

»Ich habe ein paar Hinweise«, erwiderte Garreth.

»Nïx?«

»Aye.«

Die komplett durchgeknallte Nïx. Lachlain verdankte dieser Wahrsagerin alles. Sie war diejenige, die Emma erst auf die Idee gebracht hatte, nach Paris zu

reisen. Wenn Emma nicht dorthin gefahren wäre, hätte Lachlain niemals die Kraft gefunden, den Vampiren zu entkommen, die ihn mehr als hundert Jahre lang eingesperrt und gefoltert hatten …

Lachlain unterdrückte die Erinnerung daran. »Ehe du gehst, möchte ich dir noch einen Rat geben«, sagte er. »Emma hat mir erzählt, dass es unumgänglich ist, Regin zu akzeptieren, wenn du deine Gefährtin für dich gewinnen willst. Die beiden halten zusammen wie Pech und Schwefel. Das ist wohl schon immer so gewesen seit sie Kinder waren.«

»Dann war es wohl nicht besonders hilfreich, Regin ein verdammtes leuchtendes Miststück zu nennen? Zusätzlich zu der Lüge? Meine Güte, das hab ich aber so richtig vermasselt.«

»Aber du sagtest doch, sie sei dir gegenüber nicht gleichgültig. Du kannst sie von dir überzeugen.«

»Aye, und das werde ich«, sagte Garreth mit entschlossenem Nicken. »Dann geh ich jetzt mal.« Er umarmte Lachlain und klopfte ihm auf den Rücken. »Es tut gut, dich wiederzuhaben, Bruder.«

Als sie sich endlich wieder trennten, musste sich Lachlain erst

räuspern, ehe er etwas sagen konnte. »Also dann.«

Garreth starrte in sein Bier hinab. »Ich hab was im Auge«, murmelte er. Im Weggehen sagte er noch: »Pass gut auf unsere Königin auf.«

»Und du sei vorsichtig.« Die beiden Brüder hatten stets aufeinander aufgepasst, darum beunruhigte es Lachlain, dass Garreth diesmal niemanden hatte, der ihm den Rücken deckte. »Und bring dich nicht in Schwierigkeiten.« Garreth war ein großartiger Kämpfer, doch gelegentlich brauchte er Unterstützung.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte

Garreth über die Schulter hinweg. »Ich verspreche dir: In zwei Wochen bin ich wieder da, zusammen mit ihr.«

17

Ein Jahr später, die Nordlande
Möglicherweise die Berge um die Feste Thrymheim,
aber wahrscheinlich nicht

»Ist der Zeitpunkt gerade ungünstig?«, fragte Nïx fröhlich.

»Du weißt ganz genau, dass das ein verdammt unpassender Zeitpunkt ist«, sagte Lucia. »Ich hänge gerade an einem Felsvorsprung ungefähr tausend Meter in der Luft.«

Sie klammerte sich mit den Fingerspitzen – einer Hand – an

einen Felsvorsprung. Mit der anderen hatte sie soeben den Ohrhörer ihres Satellitentelefons eingeschaltet.

Manchmal wünschte sich Lucia, dass Satellitentelefone nicht überall auf der Welt funktionierten.

»Du klingst ja grauenhaft«, bemerkte Nïx. »Hast du denn auch deine Vitamine genommen?«

Lucias Muskeln schmerzten höllisch, sie hatte seit Tagen nicht mehr geschlafen. Wie es schien, war kein Ende der »Spiele« in Sicht. Und Lucia befand sich in einer aufreibenden Zwangslage, nachdem sie ihre Teamkameradin verloren

hatte. »Rufst du aus einem bestimmten Grund an, Nïx?«

»Bist du bei deiner Suche nach Thrymheim schon weitergekommen?«

Lucia hatte ihr Ziel, einen Dieumort zu finden und Cruach zu töten, inzwischen aufgegeben. Mittlerweile wäre sie schon zufrieden, wenn sie dafür sorgen könnte, dass er auch die nächsten fünfhundert Jahre in Gefangenschaft verbringen würde.

Sie brauchte Skadi – genauer gesagt, sie brauchte einen von Skadis Pfeilen –, aber Lucia war nicht einmal imstande, die Göttin zu

finden. »Wenn sie sich nicht auf diesem Gipfel befindet, dann war dieser Gebirgszug reine Zeitverschwendung.«

Dabei war Lucia so sicher gewesen, dass dies der Berg des Götterzorns war. Inzwischen zweifelte sie von Minute zu Minute mehr daran. Sie erinnerte sich vage an einen Pfad, der kontinuierlich bergauf bis zum Gipfel führte, aber sie konnte keinen Pfad finden. Also kletterte sie. »Ich schätze, du willst mir nicht endlich verraten, wo der Tempel ist?«

»Ich dachte, wenn eine Skadiane reinen Herzens ist, könnte sie stets

ihren Weg zur Göttin finden.«

Reinen Herzens? Von wegen. Obwohl Lucia und MacRieve nie mehr als diese beiden Nächte miteinander verbracht hatten, konnte sie einfach nicht aufhören, an ihn zu denken, sich nach ihm zu verzehren. Jedes Mal wenn sie sich selbst berührte, war es sein Körper, von dem sie träumte.

»Ich werde schon noch dorthin zurück finden, Nïx. Auf die eine oder andere Weise.« Halt durch, Lucia! Was blieb ihr auch sonst anderes übrig? Sie holte Schwung, um den nächsten Felsvorsprung zu erreichen.

»Also, genau genommen ist genau das der Grund, aus dem ich anrufe. Ich weiß ja, dass deine To-do-Liste lang und vielfältig ist. Du musst Skadi finden, dich wie immer nach fünfhundert Jahren auf deine Konfrontation mit diesem widerlichen Cruach, dem Inbegriff des reinen Bösen, vorbereiten, und so weiter und so fort.«

Wenn man vom Teufel spricht – im wahrsten Sinne des Wortes. Obwohl der Blutige Verdammte ein widerwärtiges Scheusal war, konnte er sich hinter einem Gesicht verbergen, das so wunderschön war … dass mir die Tränen kamen.

Die moderne Vorstellung des Teufels ging auf ihn zurück.

Doch sie war gezwungen, diesem Wesen gegenüberzutreten. Und das bald. Sie wusste immer, wann es so weit war … In jener Nacht vor so langer Zeit, als sie kurz davorstand, Thrymheim als frischgebackene Skadiane zu verlassen, hatte Lucia die Göttin gefragt: »Was verlangst du von mir?«

»Kurz bevor er sich erhebt, wirst du sein Versteck aufsuchen und ihm mit dem Pfeil, den ich dir gegeben habe, ins Herz schießen. Alle fünfhundert Jahre werde ich dir einen neuen Pfeil geben.«

Sein Versteck aufsuchen? Ganz bestimmt nicht. »Wie werde ich wissen, wann Cruach sich wieder erhebt?« Damit ich Bescheid weiß, wann ich rennen muss, so schnell ich kann.

Skadis Miene war unbewegt gewesen. »Wenn die Albträume beginnen.«

Als sich Cruach zum ersten Mal während Lucias Wache erhoben hatte, war sie jede Nacht von so grauenhaften Visionen heimgesucht worden, dass sie gezwungen war, sich ihrer schlimmsten Angst zu stellen.

Und auch jetzt wurden ihre

Albträume wieder häufiger, schrecklicher, was bedeutete, dass ihr die Zeit davonlief.

»Ja, Nïx, im Moment bin ich ziemlich ausgelastet.«

»Und dazu kommt auch noch, dass du deinem Lykae aus dem Weg gehen musst.«

»Ich geh ihm nicht aus dem Weg.« Und wie ich ihm aus dem Weg gehe. »Und er ist nicht mein Lykae.« Hatten diese beiden leidenschaftlichen Intermezzi schon ausgereicht, um Lucia dem Heiligtum von Thrymheim gegenüber blind zu machen? Nein, auf keinen Fall – sie hatte immer

noch ihre Fähigkeiten.

»Nach allem, was du MacRieve angetan hast, würde ich auch davonlaufen.«

Und bei allem, was ich ihm künftig noch antun werde. Da er sie unermüdlich verfolgte, hatte sie sich – und ihre Keuschheit – häufig auf skrupellose Weise geschützt.

Aber sie hatte nie wieder auf ihn geschossen, nicht seit ihrer ersten Begegnung. Sie wusste, dass er nicht einmal versuchen würde, dem Pfeil auszuweichen, aus Furcht vor dem, was er ihr damit antun würde.

»Regin hat vor dem ganzen Koven damit angegeben, dass ihr beide

ihn in einem Flusscanyon in die Falle gelockt habt, während auf der Anhöhe hoch über ihm ein Sattelschlepper stand, vollbeladen mit riesigen Baumstämmen. Du hast dann die Befestigungen mit deinen Pfeilen zerschossen, und die ganze Ladung ist auf ihn herabgeregnet.« Nïx kicherte. »Und als ob das noch nicht genug gewesen wäre, habt ihr auch noch den Sattelschlepper hinterhergeschickt.«

Das entsprach der Wahrheit. Er war ihnen zu diesem Zeitpunkt schon seit Tagen dicht auf den Fersen.

»Sag mir einfach nur, wie es Reege geht.« Lucia war gezwungen gewesen, sie zurückzulassen, nach ihren ersten vier Wochen auf der Flucht.

»Schlecht. Sie führt sich auf wie eine Diva, lässt sich volllaufen und sucht Streit mit jedem, der größer ist als sie. Sie ist stinksauer, dass du sie einfach so ›weggeworfen‹ hast wie die ›Klamotten vom letzten Jahr‹. Ausgerechnet als sie gerade dabei war, ihren Rausch nach dem Intoxizauber auszuschlafen.«

Lucia besaß genug Textnachrichten von jemandem mit

dem Kurznamen RegRad, die genau das bewiesen, als Zeugnis einer monatelangen emotionalen Achterbahnfahrt.

»Sie hat sich kurz mit Kaderin der Kaltherzigen zusammengetan und an der Talisman-Tour teilgenommen«, fuhr Nïx fort, »aber Kad hat sie wieder abgeschüttelt. Ich habe versucht, sie zu beschäftigen, habe ein paar Feinde nach New Orleans gelockt, damit sie versuchen, sie umzubringen und so. Aber nichts funktioniert. Wir können es alle gar nicht mehr erwarten, dass du endlich zurückkommst und dich wieder um

sie kümmerst.«

Lucia kletterte weiter und sprang mit einem Satz zum nächsten Überhang. Geschafft. »Du weißt doch, warum ich gezwungen bin, durch die ganze Welt zu reisen.«

Seit Monaten schon träumte Lucia von ihrem Dieumort und sah das Bild eines makellosen Pfeils aus Gold vor sich, so wie Skadis, nur dass ihrer mit der Macht der Schöpfer des Verderbens getränkt war, der einzigartigen Fähigkeit, einen fleischgewordenen Albtraum zu töten. Doch es war ihr nicht gelungen, ihn aufzuspüren.

Und jetzt, nachdem sie die

Entscheidung getroffen hatte, sich mit einem von Skadis Pfeilen zufriedenzugeben und vor der Göttin zu Kreuze zu kriechen, konnte Lucia diese auch nicht finden.

Ihr lief die Zeit davon. Zu allem Übel war ihr MacRieve auch noch bei jedem einzelnen Schritt ihrer Suche auf den Fersen geblieben, ganz gleich, wie ausgefallen ihr Ziel auch gewesen war. Sie hatte den Verdacht, dass er sie weiterhin beschützte. Selbst jetzt noch. Nach allem, was sie ihm angetan hatte.

Erst vor zwei Nächten hatte sie ihn in einem Dorf in den Nordlanden

gesehen. Was er wohl mit ihr anstellen würde, wenn er sie in die Finger kriegte? Darüber zerbrach sie sich ununterbrochen den Kopf.

»Nïx, ist das der Grund, warum du angerufen hast? Wegen Regin?«, fragte Lucia. »Ich kann ja mal versuchen, mit ihr zu reden.«

»Genau genommen rufe ich an, weil sich da so eine lästige kleine Apokalypse zusammenbraut. Ich brauch deine Hilfe.«

Schweiß tropfte Lucia in die Augen. Ungeduldig wischte sie ihn fort und blickte sehnsüchtig zu dem Gipfel über ihr empor. Tief in dir drin weißt du ganz genau, dass das

nicht Thrymheim ist, Lucia.

»Warum ich?« Es gab Dutzende von anderen Walküren, die genauso stark waren wie Lucia, oder sogar noch stärker. »Warum nicht Cara oder Annika?«

»Du bist die beste Jägerin der Walküren«, antwortete Nïx.

»Ja, das weiß ich auch«, sagte Lucia, unbescheiden wie immer. »Aber um was für eine Mission geht es?«

»Was für eine Mission?«, fragte Nïx leise, um dann mit wachsendem Enthusiasmus fortzufahren: »Werde ich auf eine Mission ausziehen?«

»Nïx, die Apokalypse! Komm

schon, reiß dich zusammen!«

Es folgte ein längeres Schweigen. »Oh, jetzt weiß ich wieder.« Sie schniefte beleidigt, so als ob Lucia ihr das letzte Stück Kuchen weggegessen hätte. »Ja, mir liegen hier alle Details für dich vor – wo du hinmusst und was du zu tun hast. Alle Einzelheiten habe ich bereits vorhergesehen. Im Grunde musst du nur um Punkt drei Uhr morgen Nachmittag auf einem bestimmten Boot auf dem Amazonas sein.«

»Dem Amazonas? Das ist Tausende von Meilen weit weg von hier! Außerdem bin ich Jägerin und keine Forscherin. Such dir jemand

anderes«, krächzte sie, während sie sich noch ein paar Meter höher kämpfte. Ihre Fingerspitzen brannten wie Feuer.

»Tja, aber ob jemand anders so qualifiziert wäre wie du? Du musst wissen, die Ursache für diese Apokalypse ist nämlich … Cruach.«

Lucia hatte das Gefühl, als ob ihr Magen mit einem Schlag zweitausend Meter in die Tiefe gerutscht wäre.

»Ja, ich dachte mir schon, dass du dich persönlich darum kümmern willst«, sagte Nïx in nachdenklichem Tonfall. »Schließlich ist er dein Ehemann.«

18

Iquitos, Amazonasgebiet
Fünfzehn Stunden später …

Als Lucia vom Helikopterlandeplatz durch die entlegene Hafenstadt sprintete, wurden ihre Sinne von Düften und Geräuschen bombardiert: der Geruch von Peperonis und grünen Bananen an den Marktständen, das unaufhörliche Hupen der Motorradrikschas, die Rufe der Straßenverkäufer, die ihre Waren anpriesen, unbeeindruckt vom immer wieder einsetzenden

Nieselregen.

Obwohl sie von den Anstrengungen der letzten Wochen bereits erschöpft und jetzt seit einem Tag ununterbrochen unterwegs war, rückte Lucia nur ihren Rucksack und ihren Bogenkoffer zurecht, um noch schneller laufen zu können.

Es war Viertel nach drei.

Nachdem sie mithilfe einiger abenteuerlicher alter Klapperkisten aus den Nordlanden herausgeflogen war, hatten diverse weitere Anschlussflüge sie erst nach Südamerika und dann nach Iquitos gebracht. Im Laufe des

vergangenen Tages hatte sie siebentausend Meilen hinter sich gebracht.

Todmüde verfluchte sie zum x-ten Mal die Urheberin dieser Tortur: die komplett durchgeknallte Nïx.

Hätte sie eine gottverdammte Apokalypse nicht schon ein wenig früher vorhersehen können? Dann hätte Lucia wenigstens Zeit gehabt, sich ein dämliches Moskitonetz und vielleicht noch einen Amazonasreiseführer zu kaufen!

Lucia war fast am Fluss angekommen, was nicht weiter schwierig war, da Iquitos vom Amazonas und zwei seiner

Nebenflüsse umschlossen war. Die Sonne spähte durch die herabsinkenden Wolken hindurch und schuf einen leuchtenden Regenbogen, der am anderen Flussufer des Amazonas zu enden schien.

Am Ufer, das aus rotem Lehm bestand, befand sich eine Gruppe von Häusern mit Strohdächern auf Plattformen aus Balsaholz. Daneben lagen einige große Boote an einem schlammigen Strand.

Während sie darauf zurannte, ging ihr noch einmal der Rest jener schicksalhaften Unterhaltung mit der Hellseherin durch den Kopf:

»Nïx, wie kann Cruach denn eine Apokalypse auslösen?«

»Offensichtlich ist er nicht länger nur dein eigenes persönliches Problem. Der Prophezeiung zufolge wird er eine Seuche mit menschlichen Opfern heraufbeschwören.«

Cruach war auch unter dem Namen »Der, dem wir opfern« bekannt. Er hatte die Macht, Lebewesen zu infizieren und in ihnen das verrückte Verlangen hervorzurufen, diejenigen zu töten, die sie am meisten liebten. »Eine Seuche?«

»Früher konnte er seinen

Wahnsinn nur durch direkten Kontakt weitergeben, und das auch nur, wenn er aus seiner Höhle entkommen konnte. Aber bald könnten sich die Auswirkungen wie eine Seuche verbreiten und von einer Person an die nächste weitergegeben werden.«

»Wie? Schwarze Magie? Mithilfe einer anderen Gottheit …?«

»Der Countdown läuft. Tick, tack, tick, tack.«

»Was soll ich tun?«

»Geh zu den Docks. Ich habe dir eine Passage auf einem Schiff namens Contessa gebucht. In den nächsten Wochen wirst du in den

Dschungel hineinfahren, in den tiefsten, dunkelsten Teil des Amazonasgebietes, wo sich keine anderen Boote hinwagen. Finde den Rio Labyrinto, einen mystischen, verborgenen Nebenfluss. Hast du schon mal von ihm gehört?«

Fassungslos hatte Lucia den Atem ausgestoßen. »Oh ja. Niemand, der bisher aufgebrochen ist, um ihn zu finden, kehrte jemals wieder zurück. Nicht einmal Unsterbliche.«

»Das scheint heute dein Glückstag zu sein.«

»Und was wird mir dabei helfen, Cruach zu bekämpfen? Eine Waffe? Ein Verbündeter? Ich schätze mal,

einen Dieumort werde ich dort nicht finden.«

»Was war noch mal ein Dieumort?«

»Ist auch egal. Also, Nïx, was finde ich da unten?«

»Ruf mich an, wenn du pünktlich ankommst – wenn nicht, brauchen wir sowieso nicht weiter darüber reden –, dann erzähle ich dir den Rest. Es sei denn natürlich, ich habe es bis dahin vergessen.« Was mehr als wahrscheinlich war.

Lucia wusste, dass Nïx ihr keine weiteren Einzelheiten mitteilen würde. Sie gab ihre Informationen mit demselben Eifer weiter, mit

dem ein Geizhals Goldmünzen an Bettler verteilte. Wie alle Walküren hatte Lucia lernen müssen, Vertrauen zu – und Nachsicht mit – Nïx zu haben.

»Dann sag mir wenigstens, wie meine Chancen stehen«, hatte Lucia ungeduldig gefragt. »Was passiert, wenn ich versage?«

»Das wäre das Ende des Lebens, wie wir es kennen.«

»Gibt es sonst noch was, was du mir gerne mitteilen möchtest?«

»Alles, was du brauchst, wird an Bord der Contessa sein.« Lautes Rauschen und Knistern. »Oh, und hüte dich vor dem Barão de

borracha und dem Guardião.«

Lucia sprach ein bisschen Portugiesisch. »Hüte dich vor dem Gummibaron und dem Wächter?«

Wieder Rauschen. »Kann … hören … ruf noch mal … viel Glück …«

»Nïx, ich weiß ganz genau, dass du diese Geräusche selber machst.« Sie konnte sich ihre Schwester nur zu gut vorstellen, wie sie die Faust vor den Hörer hielt und hineinpustete. Das Rauschen hörte abrupt auf. »Warum machst du das?«

»Es erschien mir weniger unhöflich als die Alternative.«

»Und die wäre?«

Klick.

Lucia verlangsamte ihr Tempo und starrte mit großen Augen auf eine ganze Reihe von Booten, die soeben ausgelaufen waren. Kam sie zu spät?

Sie bat ein paar Fischer, die gerade mit der Ausbeute des Tages anlegten, ihr die Contessa zu zeigen. Deren Antwort bestand in einem lauten Lachen. Als sie das Boot schließlich fand – wie ein gestrandeter Wal lag es an dem mit Müll übersäten Ufer –, wusste sie auch, warum.

Die Contessa – solch ein edler und kühner Name – war ein Relikt aus

früheren Zeiten. Mit ihren drei Stockwerken und den Gittern anstelle einer Reling sah sie aus wie ein alter Vergnügungsdampfer. Sie war allerdings in keinem guten Zustand. Gleich über der Wasserlinie prangten diverse Löcher im Holz, und quer über die Frontscheibe des Steuerhauses zog sich ein Sprung. Die sichtbaren Metallteile waren allesamt rostzerfressen, und braunrote Spuren zogen sich wie Rinnsale aus Blut über den verkommenen Rumpf.

Das Dach auf dem Aussichtsdeck war … mit Stroh gedeckt.

Lucia verzog das Gesicht zu einer

grimmigen Miene. Abfahrt um Punkt drei Uhr? Nichts, aber auch gar nichts an diesem Gefährt wies darauf hin, dass es sich überhaupt je noch einmal vom Fleck rühren würde. Nïx, du kleines Miststück. Warum hatte ihre Schwester ihr ausgerechnet auf diesem Schiff einen Platz gebucht?

Aber das musste Lucia ja schließlich nicht hinnehmen, sondern sie würde sich einfach eine andere Mitfahrgelegenheit suchen. Sie trat ein paar Schritte zurück, um die anderen Boote am Ufer zu mustern. Alle Boote, die noch nicht ausgelaufen waren, sahen aus, als

ob sie in höchster Eile verlassen worden wären. Bei dem, das ihr am nächsten lag, lagen sogar noch Tischdecken und Geschirr auf den durchnässten Tischen.

Da hörte sie Stimmen an Bord der Contessa, und ein, nein zwei Männer liefen mit stampfenden Schritten übers Deck.

Zumindest war jemand an Bord.

In der Not frisst der Teufel Fliegen. Sie prüfte noch einmal hastig, ob die Zöpfe, die sie sich geflochten hatte, ihre Ohren verbargen.

»Hallo, ist jemand an Bord?«, rief sie. »Ich habe eine Überfahrt auf …« – dieser Badewanne, diesem

Wrack – »diesem Boot gebucht.«

Ein dreckverkrusteter Stiefel landete mit dumpfem Krachen auf dem Dollbord, und ein großer Kerl mit trüben Augen beugte sich vor, um hinabzuspähen.

»Schiff, Lady. Das hier ist ein Schiff«, sagte er beleidigt, so als hätte sie behauptet: »Also, Ihr Penis ist aber ziemlich winzig.« Der Akzent des Mannes verriet ihr, dass er aus dem Süden der USA stammte, seine Stimme war rau. Mit blutunterlaufenen grauen Augen musterte er sie einmal von oben bis unten. »Dr. MacRieve, nehme ich an?«, fragte er schließlich gedehnt.

Dr. MacRieve? Damit hatte Nïx sich soeben statt eines Tritts in den Hintern den sicheren Tod verdient.

Im Umgang mit Menschen hatte Lucia immer Archer, also Bogenschütze, als Nachnamen verwendet, weil sie sich zu ihrem tatsächlichen Namen niemals bekennen würde.

»Von der Louisiana State University?«, fragte er. Dann zog er einen Flachmann aus der Jeanstasche und nahm einen kräftigen Schluck.

Sie fragte sich, was Nïx diesem Kerl wohl sonst noch erzählt hatte. »Ja, das bin ich. Und Sie sind der …

Kapitän?«

»Das bin ich. Captain Wyatt Travis.« Er trug ein weißes Hemd, das weit offen stand, und als eine Brise vom Fluss den Stoff aufblähte, kam zu ihrer Überraschung ein durchtrainierter Oberkörper zum Vorschein.

Lucia entschied, dass er gar nicht mal so übel aussah, mit seinem zerstrubbelten blonden Haar und den Bartstoppeln. Allerdings war er ziemlich betrunken, was nicht zu übersehen war, selbst wenn sie den Alkohol, der ihm aus jeder Pore strömte, nicht gerochen hätte. Wenn sie schätzen sollte, wie hoch

sein Alkoholspiegel wohl war, würde sie auf fröhliche zwanzig Promille tippen.

Wieso verfrachtete Nïx sie auf eine rostige Waschschüssel mit einem besoffenen Captain? Sie sah Nïx vor sich, wie sie fröhlich in die Hände klatschte und »Aus Spaß!« rief. »Meine Assistentin hat ein Zimmer bei Ihnen gebucht, soviel ich weiß.«

»Wir haben Ihnen eine Kabine reserviert. Die letzte.«

»Klimaanlage?«

»Vorhanden. Allerdings nicht in Ihrem Zimmer, Darling.« Jetzt erkannte sie auch, aus welchem Staat er kam: Der Captain war ein

waschechter Texaner.

»Augenblick mal, die letzte Kabine?« Sie musterte die Decks. Das Schiff schien wenigstens über ein halbes Dutzend zu verfügen, zu gleichen Teilen auf die beiden ersten Decks verteilt.

Er schob einen wackeligen Steg über Bord. »Sie brauchen gar nicht so schockiert zu tun, dass wir ausgebucht sind.« Ups, jetzt ist er auch noch beleidigt. Das Einzige, was noch schlimmer war als ein Säufer, war ein überempfindlicher Säufer. »Außer Ihnen sind noch drei andere Doktoren an Bord, dazu noch mein Koch und mein

Matrose.«

Das bedeutete sechs Menschen, den Captain inbegriffen. Das würde nicht funktionieren. Im Gegensatz zu einigen anderen Walküren mied Lucia die Menschen nach Möglichkeit. Ihnen die Geheimnisse der Mythenwelt zu verraten, wurde von den Göttern bestraft, und mit einem von ihnen hatte sie es sich sowieso schon verscherzt. Oder zweien. »Wie viel kostet es, das ganze Schiff zu mieten?«

»Sie sind aber auch nicht das hellste Licht im Hafen, oder? Die Passagiere sind schon an Bord, sie packen gerade ihren ganzen

wissenschaftlichen Kram aus. Wir haben nur noch auf Sie gewartet.«

Mehrere Wochen lang zusammen mit Sterblichen an Bord? Wie es aussah, würde sie das Boot kapern müssen, um in den Teil des Amazonasgebietes vordringen zu können, in den sich sonst niemand wagte. Um die Menschen würde sie sich später kümmern müssen.

Vielleicht könnte Lucia ja einen Mythianer finden, der ein anderes Schiff befehligte. In einer Stadt am Fluss wie Iquitos lebten doch sicher zahllose Unsterbliche.

Während sie noch über ihre Optionen nachgrübelte, überkam

sie wieder dieses seltsame Gefühl, dass sie beobachtet wurde. Sie rieb sich den Nacken, und als sie über die Schulter zurückblickte, glaubte sie einen großen Mann zu sehen, einen viel zu großen Mann. War ihr MacRieve etwa schon wieder auf den Fersen? Sie wusste, dass er nicht weit sein konnte, weil er das ganze vergangene Jahr nie weit weg gewesen war.

Aber vielleicht reagierte sie auch über. Sie war so erschöpft, dass sie kurz vor einem Zusammenbruch stand. Außerdem hatte sie sich schon früher eingebildet, ihn in irgendwelchen Schatten zu sehen,

oder hinter einem Hügel, oder auf einem Balkon über ihr, wie er auf sie hinabblickte. Und jedes Mal hatte sie sich die goldenen Augen, die gierig aus den Schatten spähten, nur eingebildet.

Ihre Ohren zuckten. Da war etwas. Nein, er war wirklich ganz in der Nähe. »Ich nehme die Kabine!« Die Sterblichen werd ich auch später noch los.

Sie schleuderte ihr Gepäck über die Reling, nur den Bogenkoffer aus Graphit hielt sie unter dem Arm, als s i e – in Imitation einer menschlichen Frau – die Planke emporstakste.

Er runzelte die Stirn. »Äh, haben Sie denn nicht noch andere Sachen, eine Ausrüstung oder so, die noch verladen werden muss?«

»Nein. Das ist alles.«

»Ich muss Ihnen noch das Schiff zeigen, und dann werden Sie die anderen kennenlernen.«

»Ja, natürlich.« Sie würde mitspielen, gesellig sein, oder zumindest so tun. »Aber wir müssen auf der Stelle losfahren.«

»Hier richten wir uns nach dem Fluss.« Er bot ihr unnötigerweise seine Hand an, als sie an Bord kam. »So, Sie sind in der siebten Kabine auf der ersten Ebene, dort, ganz

vorne auf Backbord. Hier ist der Schlüss…«

Sie riss ihn ihm aus der Hand. »Ich verdopple, nein, ich verdreifache den Preis, wenn wir augenblicklich losfahren.«

Er kniff seine grauen Augen zusammen. »Vervierfachen Sie ihn, und Sie werden staunen, was für ein Tempo diese alte Lady noch draufhat.«

»Einverstanden.« Sie schöpfte neue Hoffnung. Sterbliche, die sich durch Geld motivieren ließen, waren beherrschbar.

Während der Captain sich schleunigst auf den Weg zum

Ruderhaus machte und jemandem namens Chuck zubrüllte, er solle »ihr mal kräftig in den Arsch« treten, stieg Lucia zum Deck hinauf. Sie beschattete ihre Augen mit der Hand und suchte nach MacRieve. Iquitos war die bevölkerungsreichste Stadt der Welt, die nicht über eine Straße erreicht werden konnte. Hier kam man ausschließlich per Schiffs- oder Luftverkehr hinein oder hinaus. Das hieß, schon unter den günstigsten Bedingungen war der Zugang zur Stadt gar nicht so leicht. Vielleicht hatte sie ihn ja abgeschüttelt.

Die Dieselmotoren des Schiffs

wurden angelassen, stotterten zu Anfang ein wenig und spuckten schwarzen Qualm, liefen aber weiter. Travis setzte ein Stück zurück, um vom Strand wegzukommen, wobei er um ein Haar mit einer schwimmenden Tankstelle zusammengestoßen wäre, und erhöhte dann die Geschwindigkeit. Das Schiff machte einen solchen Satz nach hinten, dass die hintere Plattform, die sich über die gesamte Breite des Bootes erstreckte, von Wasser überspült wurde.

Der ganze Rumpf knarrte, und die abrupte Bewegung schleuderte

Lucia gegen die Reling. Noch während sie ihr Gleichgewicht wiederfand, suchte sie mit wachsamen Augen die Gegend ab.

Nichts. Ein paar Herzschläge später schaltete Travis in einen anderen Gang, und die Contessa arbeitete sich ächzend und stöhnend vorwärts. Endlich! Lucia seufzte erleichtert auf. Sie waren unterwegs. Sie befand sich auf einem Boot, das auf den Amazonas hinaussteuerte, nachdem sie in Rekordzeit vom anderen Ende der Welt hergeflogen war.

Also wirklich – wie hätte der Lykae ihr da auf den Fersen bleiben

können? Es war von vornherein aussichtslos gewesen, sie zu verfolgen.

Und in den nächsten Tagen würde ihre Spur nach und nach erkalten. Sie stieg wieder nach unten auf die erste Ebene, nahm ihren Rucksack und machte sich auf den Weg zu Kabine sieben, um ihre Sachen zu verstauen. Gerade als sie vor der Tür stand, meldete sich ihr Satellitentelefon mit einer neuen Textnachricht. Nach einem kurzen Blick auf das Display sah sie, dass sie von Regin kam. Bei den Göttern, wie sie ihre Schwester und beste Freundin vermisste …

RegRad: Wir sind keine besten Freundinnen für die Ewigkeit mehr, Luce. DU KANNST MICH MAL!

Lucia seufzte. Manchmal konnte sie schon verstehen, wieso andere Regin nur in sehr geringen Dosen ertrugen.

Plötzlich zuckten ihre Ohren erneut, was bedeutete, dass jemand an Bord sie gleich angreifen würde oder aber dass Mac-Rieve in der Nähe war. Sie hoffte nur, dass Ersteres der Fall wäre. Sie ließ ihren Koffer zu Boden plumpsen, ging gleich daneben auf ein Knie, öffnete die Titaniumschlösser und zerrte Bogen und Köcher aus ihrer

Schaumstoffpolsterung.

Sobald sie den Bogen gespannt hatte, erhob sie sich wieder. Aus den Augenwinkeln heraus erspähte sie etwas, das in der Sonne glitzerte. Sie blickte auf, zum Strand hinüber.

MacRieve. Gleich dort vorn auf dem Hügel. Da war sie ihm so lange immer wieder entwischt, nur um jetzt in der Falle zu sitzen?

Was für ein Timing. Bei den Göttern, was für ein Timing!

Konnte er es noch auf das Boot schaffen? Die Contessa musste noch ein Dock passieren, dem sie sich rasch näherte, aber zwischen

dem Dock und dem Boot lagen an die zwanzig Meter Wasser.

Offensichtlich war MacRieve davon überzeugt, dass er diese Entfernung überwinden könnte. Er legte sich den Gurt seiner Tasche quer über den Körper und bekam diesen entschlossenen Blick, mit dem sie inzwischen wohlvertraut war. Moment … War das etwa Blut in seinem Gesicht?

Keine Zeit, um darüber nachzudenken. Sie raste zum hinteren Teil des Decks. Im Handumdrehen hatte sie den Bogen erhoben und einen Pfeil aufgelegt. Es gab nur einen Ausdruck, um

seine Miene zu beschreiben: mörderisch. Er schüttelte langsam den Kopf, als ob er ihr Rache schwören wollte.

Verdammt! Sie konnte nicht schießen, denn sie wusste, dass er nicht einmal versuchen würde, ihren Pfeilen auszuweichen. Auch jetzt noch würde er alles tun, um sie vor jeglichem Schaden zu bewahren, auch wenn er ihr jedes Mal, wenn sie ihn sah, düsterer erschien, wütender.

U n d – die Götter mochten ihr beistehen – sie fand ihn jedes Mal attraktiver.

Mit einem Laut der Frustration ließ

sie den Bogen wieder sinken. MacRieve hatte sich bereits in Bewegung gesetzt und erreichte schnell übermenschliche Geschwindigkeit. Sein massiver Körper bewegte sich mit der Schnelligkeit und Grazie eines Tieres.

Sie schluckte. Er näherte sich bereits dem Ende des Docks, ohne das Tempo zu verlangsamen. Ganz im Gegenteil, er pumpte mit den Armen, um noch einen Zahn zuzulegen. Nein. So weit kann er nicht springen, Werwolf hin oder her.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals,

als sie beobachtete, wie er sich mit einem explosiven Sprung von der Kante löste. Eine Sekunde verging … immer noch in der Luft … mit voller Wucht flog er auf die Stelle zu, an der sie stand …

Zu kurz! Er prallte mit der Brust gegen die Außenwand, und seine schwarzen Klauen gruben sich in das Teakholz.

Nachdem sie bei dem Geräusch seiner brechenden Rippen unwillkürlich zusammengezuckt war, riss sie sich zusammen und holte mit dem Bein Schwung, um ihm einen gehörigen Tritt gegen den Kopf zu versetzen. Doch er

bekam mit der einen Hand ihren Knöchel zu fassen und brachte sie zu Fall. In einer einzigen fließenden Bewegung sprang er auf Deck, sodass er über ihr kauerte und ihre Arme – und ihren Bogen – über ihrem Kopf festhielt.

Ein vor Wut kochender, tropfnasser Lykae beugte sich über sie, sein Körper ein Käfig, geformt aus feuchten, hervortretenden Muskeln. Vergeblich mühte sie sich freizukommen – ein lächerlicher Versuch gegen ein Wesen von seiner Stärke –, doch sie erreichte damit nur, dass sie genauso nass wurde wie er.

Was würde er ihr antun? Was hätte sie nicht verdient?

»Na, das ist aber gar nicht nett, Walküre«, erklang seine tiefe Stimme über ihr, während seine Augen ihr Gesicht musterten und jedes noch so kleine Detail in sich aufnahmen, so als ob er es neu kennenlernte. »Keine schöne Art, deinen Mann zu begrüßen.«

»Du bist nicht mein Mann!« Er hatte tatsächlich Blut im Gesicht, das sich jetzt mit dem Wasser und dem Schweiß vermischte, die ihm über die Wange rannen. »Lass mich los!«

Er hielt sie weiterhin fest. »Hab ich

dir auch gefehlt in den letzten Monaten?«, fragte er. »Wir haben uns wohl ein paarmal verpasst.« Seine Augen flackerten eisblau auf. »Aber jetzt hat es ja endlich geklappt. Das Spiel wird ab sofort nach neuen Regeln gespielt, meine Schöne.«

In der Falle. Irgendwie war es ihm gelungen, die Jägerin zur Gejagten zu machen und sie einzufangen.

Nein! Sie befand sich auf einer Mission, um die Welt zu retten. Sie würde den Lykae loswerden und sie fortsetzen. Das musste sie. Oder aber jedes Lebewesen auf der Erde würde für das bezahlen, was sie

getan hatte – und für das, was sie niemals wieder tun würde …

Bei diesem Gedanken verdoppelte sie ihre Anstrengungen unter ihm. Bei den Göttern, jetzt wurde MacRieve auch noch hart!

»Es gibt da etwas, was wir noch zu Ende bringen müssen«, sagte er mit gedämpfter, bedrohlicher Stimme.

»Ich will, dass du von diesem Boot verschwindest, MacRieve!«, fuhr Lucia ihn an.

Garreth überlief ein heißes Schaudern. Er bekam eine Erektion, wurde hart für sie, was ihr nicht entgehen konnte. »Ach, willst du das?« Sein Tonfall war ungläubig,

denn selbst in diesem Augenblick reagierte seine Lucia auf die entzückendste Art und Weise auf ihn. Eine zarte Röte überhauchte ihre hohen Wangenknochen, und ihre Pupillen waren geweitet. Mit leicht geöffnetem Mund starrte sie auf seine Lippen.

Dann jedoch schien sie aus ihrer Benommenheit zu erwachen. »Runter von mir, du Ochse! Wenn du nicht gehst, dann werde eben ich verschwinden!«

»Meinst du vielleicht, ich habe dich so lange gesucht – und dich aus der Ferne beschützt und für dich gekämpft –, um dich jetzt gehen zu

lassen?« Aus nicht allzu großer Ferne. Erst vor wenigen Momenten hatte er zwei dämonische Assassinen erledigt, die ihr in einer Seitengasse aufgelauert hatten. Sie hatten die Schwerter schon erhoben, warteten nur auf eine Gelegenheit, ihr den Kopf abzuschlagen. Stattdessen hatte Garreth sie geköpft.

Doch jetzt lag sie sicher in seinen Armen. Der Drang, sie fest an die Brust zu ziehen, wuchs weiter an, bis er nahezu überwältigend wurde. Sie endlich wieder unter seinem Schutz zu wissen … nach so vielen Monaten, in denen sie sich

ununterbrochen in Gefahr befunden hatte.

Zufriedenheit machte sich in ihm breit, und er beugte sein Gesicht zu ihrer glänzenden Mähne hinunter, sog ihren Duft in sich auf.

Bei den Göttern – nichts roch so gut wie Lucia.

»Schnüffelst du da … an meinen Haaren?« Sie klang entsetzt. Oder aber erregt. Wer konnte das schon sagen, bei Lucia, der Meisterin der widersprüchlichen Signale?

»Aye«, gab er mit rauer Stimme zu, »nur eines der Dinge, die ich vermisst habe.« Im selben Maße wie seine Zufriedenheit stieg auch

seine Lust. Der Geruch ihres Haars war beinahe zu viel für ihn. Und ihr Körper war so weich und warm unter ihm.

Sie drehte und wand sich noch heftiger, aber er rührte sich nicht von der Stelle. »MacRieve, ich befinde mich auf einer sehr wichtigen Mission. Eine Mission, die dich nichts angeht. Wenn du versuchst, mich damit herumzukriegen …«

»Tu ich nicht. Das hab ich schon im ersten Monat aufgegeben.«

Sie errötete schuldbewusst, was ihn ermutigte. Vielleicht war seine Frau doch nicht so kalt und

emotionslos wie ihre bösartigen Schwestern, auch wenn sie ihn im Laufe des letzten Jahres schon vom Gegenteil überzeugt hatte. »Nein, im Moment ist mein einziges Ziel, dich am Leben zu erhalten.« Sie befanden sich mitten in einer Akzession, und in diesen heimtückischen Zeiten war sie ausgerechnet hierhergekommen, an den Ort, den er von allen Orten auf der Erde am meisten verabscheute. An den gefährlichsten aller Orte, selbst für Unsterbliche.

Sie kämpfte darum, Arme und Bogen freizubekommen, wobei ihre Hüfte seine Erektion streifte. Er

stieß einen wollüstigen Seufzer aus. »Ich erinnere mich an das letzte Mal, als wir uns in dieser Lage befanden.« Unwillkürlich bewegten sich seine Hüften, und sie keuchte auf. »Ich stieß so lange gegen dein Geschlecht, bis du für mich kamst«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Du hattest Angst, ich könnte aufhören, ehe es so weit war.«

Sie wandte den Blick ab, während sie zugleich noch heftiger errötete und ihre Anstrengungen verdoppelte.

»Ein bisschen weiter links, Süße. Und fester.«

Sie warf ihm einen vernichtenden

Blick zu, während sie mit den Armen um sich schlug. »Ich werde dich dermaßen mit Pfeilen spicken …«

Er hielt sie fest. »Irgendwann gehen sie dir aus.«

»Ich stelle sie selber her«, stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Natürlich tust du das. Aber ich sehe deine Bogenschießkünste eher als unser Vorspiel an. Also – schieß!«

»Du hast mich verfolgt, mir nachgestellt, mich gejagt … Ich hab’s endgültig satt! Ich hätte auf dich schießen sollen, als du

gesprungen bist.«

»Oh, dann bin also ich der Bösewicht hier? Hast du denn schon vergessen, was du mir angetan hast? Und meiner Familie?« Dabei war das Schlimmste erst passiert, nachdem sie aus New Orleans geflohen war. Dann hatte der Spaß erst so richtig begonnen: wilde Streiche und Fallen überall auf der Welt, während des ganzen vergangenen Jahres. »Du hättest nicht ohne eine Erklärung vor mir weglaufen dürfen.«

Sie blickte ihm trotzig in die Augen. »Als ob ich vor dir weggelaufen wäre. Ich habe mich

nur um meine eigenen Angelegenheiten gekümmert. Und eine Erklärung war ich dir auch nicht schuldig. Genauso wenig wie in diesem Augenblick. Und jetzt lass mich los!«

»Vielleicht schuldest du mir keine Erklärung, aber es wäre sicher nicht zu viel verlangt, wenn du mir dafür danken würdest, dass ich dir das Leben gerettet habe.«

Stattdessen schob sie das Kinn vor.

Ach, so hat sie sich das gedacht? Endlich gestattete er ihr aufzustehen, erhob sich aber gleichzeitig rasch mit ihr und legte

ihr die Hand in den Nacken. »Bring mich zu deiner Kabine.«

»Bist du vollkommen übergeschnappt?«

»Würde dich das vielleicht wundern, nach allem, was du mir angetan hast? Nach allem, was du mir verweigert hast, uns verwei…«

»Wer zum Teufel ist das denn?«, fragte eine männliche Stimme hinter ihnen.

Als Garreth sich umwandte, erblickte er einen betrunkenen Menschen. Musste wohl der Kapitän sein. Der Mann beäugte Lucias Bogen und Garreths tropfnasse Kleidung. Mit der Miene eines

Mannes, den nichts mehr überraschen konnte, sagte er zu Lucia: »Gibt's ein Problem, Doc?«

Doc? Auch wenn der Kerl ein wahres Muskelpaket war, musste Lucia doch wissen, dass er nichts tun konnte, um ihr zu helfen.

Ihre Lippen wurden schmal. Oh, aye, sie wusste es besser. »Nein, alles in Ordnung, Travis.«

Dieser Travis wandte sich ihm zu. »Lassen Sie mich raten – Sie sind unser obligatorischer blinder Passagier?«

»Neuer Passagier.« Garreth griff in die Tasche seiner durchweichten Jacke und reichte dem Mann ein

durchnässtes Bündel Geldscheine. »Garreth MacRieve.«

Travis blickte von Lucia zu Garreth, dann auf die Handvoll Geldscheine, und akzeptierte mit einem Nicken. »Wir haben aber keine freie Kabine mehr …«

»Kein Problem. Ich werde mich bei ihr einquartieren.«

Während Lucia noch den Mund öffnete, um zu protestieren, sagte Travis: »Dann willkommen an Bord.« Damit drehte er sich um und stieg wieder zu seinem Ruderhaus empor.

Lucia riss sich von Garreth los. »Das ist noch nicht vorbei. Und

wenn du mich nur noch ein einziges Mal mit deinen dreckigen Pfoten anfasst, MacRieve, wirst du es bereuen.«

Sobald sie sich umdrehte, kniff er sie mit seiner dreckigen Pfote in den Hintern. Sein lustvolles Stöhnen verging ihm, als sie herumwirbelte und ihm mit überraschender Wucht einen Hieb gegen den Adamsapfel versetzte, sodass er sich hustend krümmte.

Während sie schon davoneilte, krächzte er: »Aber ich bereue es trotzdem nicht.«

19

Auf dem Weg zurück zu Kabine sieben schnappte sie sich ihren Rucksack, schloss die schwere Tür auf und knallte sie hinter sich zu, sodass die verrosteten Angeln protestierend quietschten.

Auf den ersten Blick war der holzgetäfelte Raum größer, als sie erwartet hatte, ebenso wie das Bett. Vermutlich weil beides schon so alt war und aus einer längst vergangenen Ära des Luxus stammte. Es gab zudem einen Schreibtisch samt Stuhl, einen Nachttisch und eine Lampe. Über

dem Bett baumelte ein Moskitonetz. Zu dem Zimmer gehörten noch ein ziemlich großes Bad und ein etwas beengter Balkon.

Nachdem sie ihren Rucksack auf den Boden hatte plumpsen lassen, lehnte sie sich gegen die Tür und stellte Bogen und Köcher an der Wand ab.

Was soll ich nur tun? Sie war von einem halb verrückten Geschöpf auf eine Mission ausgesandt worden und befand sich nun auf einem Schiff, auf dem es von Menschen nur so wimmelte. Dazu kam diese peinliche geheime Identität, eine bevorstehende Apokalypse und

jetzt auch noch ein Feind, der unter Umständen ihr Verderben sein könnte.

Ein sexy Feind.

Bei den Göttern, er war so attraktiv wie eh und je. Sein dunkles Charisma, das ihr nach wie vor auf der Stelle den Verstand raubte, war ungebrochen.

Ob er wirklich ihren Geruch vermisst hatte? Hatte er sich als Lykae danach gesehnt, ihn wieder zu wittern? Diese Vorstellung ließ sie beunruhigenderweise auf der Stelle erröten. Sie ärgerte sich über sich selbst. Warum dachte sie über solche Dinge überhaupt nach? Sie

sollte sich stattdessen lieber Sorgen darüber machen, welche Vergeltung er für all das plante, was Regin und sie ihm angetan hatten. Sie konnte wohl kaum davon ausgehen, dass das für ihn einfach Schnee von gestern war …

»Ruf mich an, sobald du an Bord bist«, hatte Nïx sie gebeten. Oh ja, und ob sie anrufen würde!

Lucia zerrte ihr Satellitentelefon aus dem Rucksack und wählte ihre Nummer. Aber die Hellseherin meldete sich nicht – was keine große Überraschung war –, darum hinterließ Lucia ihr eine Nachricht.

»Ich bin’s, Nïx«, sagte sie mit der

ruhigsten Stimme, derer sie fähig war. »Ich bin unterwegs. Ruf mich zurück. Ach übrigens – ich glaube, ich hasse dich.«

Sobald sie das Gespräch beendet hatte, sah sie, dass sie eine weitere Textnachricht erhalten hatte. RegRad: Hab's nicht so gemeint. Sind wir noch beste Freundinnen für die Ewigkeit? Ich sollte bei dir sein. Diese Stadt = ÖDE.

Lucia wäre es auch lieber, wenn Regin bei ihr wäre, aber sie hatten sich gleich zu Anfang darüber zerstritten, wie sie mit MacRieves unermüdlicher Verfolgung umgehen sollten. Regin wollte ihn töten, was

Lucia nicht dulden konnte. Nicht, nachdem er Regin, Annika und ihr selbst das Leben gerettet hatte.

Und wie hatte Lucia ihm das vergolten? Mit Schmerz.

Jetzt würde sie für diese Entscheidung bezahlen …

»Lass mich rein, Lousha«, erklang seine Stimme gleich vor ihrer Tür.

Vielleicht hätte ich Regin bei dem Wolf doch ihren Willen lassen sollen. »Warum tust du mir das an?«

»Du stellst Fragen, deren Antwort du bereits kennst? Jetzt mach sofort auf oder …«

»Der böse Wolf hustet und

pustet?« Sie blickte sich in dem Raum um, auf der Suche nach einer Möglichkeit, wie sie es vermeiden könnte, ihn hereinzulassen. Doch ehe sie eine Alternative entdeckte, hatte er bereits das Schloss geknackt und die Tür geöffnet. »MacRieve!«

Er stolzierte an ihr vorbei, wobei er unverschämterweise mit dem Finger ihr Kinn stupste, und schlug die Tür hinter sich zu.

»Du hast die Kabine im Bug?«, sagte er mit gerunzelter Stirn. »Ich bin überrascht, dass du dich nicht einfach in der Hängematten-Klasse eingebucht hast.«

»Wenn du ein Problem damit hast, kannst du jederzeit gehen.«

Er ignorierte ihre Bemerkung und ließ seine prall gefüllte Tasche fallen. Dann unterzog er die Umgebung einer gründlichen Prüfung, schnüffelte herum, untersuchte sämtliche Ecken und Winkel, klopfte gegen die holzgetäfelte Wand und schlurfte über den verblichenen grünen Teppich.

Sie nutzte die Gelegenheit, um ihn zu mustern, mit dem Ergebnis, dass sie ihn so unerträglich hinreißend wie eh und je fand. Sein dichtes dunkles Haar war nach wie vor

etwas zu lang und nachlässig geschnitten. Sein üblicher Dreitagebart beschattete seine hageren Wangen und dieses störrische Kinn … Von den Augen gingen zahllose kleine Fältchen aus, die sich bleich von seiner gebräunten Haut abhoben.

Obwohl er Gewicht verloren hatte – offensichtlich hatte er nicht genug gegessen –, war sein Körper immer noch massiv. An seiner hoch aufragenden Gestalt hatte sich natürlich nichts geändert. Captain Travis war über einen Meter achtzig groß, und er hatte zu dem Lykae aufsehen müssen.

Auf einmal verzog sie das Gesicht. MacRieve trug an seinem linken Handgelenk eine Art silbernes Armband, das aussah, als ob es von einer zerbeulten Rüstung stammte. Das war es, was sie vorhin hatte glitzern sehen, als sie ihn zum ersten Mal zu Gesicht bekommen hatte. Wie merkwürdig.

»Immer noch auf schäbige Art gut aussehend«, sagte er, ohne sich umzudrehen, »genau wie das letzte Mal, als du mich sahst, Walküre.«

Ihr Gesicht färbte sich puterrot. Sie hatte nicht vergessen, wie rau seine Stimme war, jedoch geleugnet, welche Wirkung sie auf sie ausübte.

Er öffnete die Doppeltür zu dem kleinen Balkon, warf einen Blick hinaus und drehte sich wieder um. »Schade, dass sie im Bug liegt.« Dann marschierte er zu dem einzigen Stuhl in der Kabine, ließ sich darauffallen und zog sich die durchnässten Stiefel aus.

»Warum sagst du das immer wieder?«

»Wirst du schon noch sehen.« Barfuß durchsuchte er seine wasserdichte Tasche nach einer verblichenen Jeans und einem schwarzen T-Shirt.

Ihre Augen weiteten sich. »Du ziehst dich auf keinen Fall hier drin

um.«

Mit den Fingern auf dem Reißverschluss seiner tief sitzenden Jeans sah er sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Ach nein?« In aller Gemütsruhe zog er den Reißverschluss herunter. »Mitten auf dem Amazonas in tropfnassen Klamotten rumsitzen? Lektion Nummer eins: Das ist keine gute Idee.«

Ihr erster Instinkt war, sich auf der Stelle umzudrehen, aber dann würde sie einem sich entkleidenden Lykae, der sie begehrte, den Rücken zukehren. Allerdings erschien ihr die Alternative genauso

schlecht: seinen nackten Körper wiedersehen?

Wie oft hatte sie von seinem riesigen Schaft geträumt, sich ins Gedächtnis gerufen, wie er ausgesehen hatte, als er zwischen diesen Gittern hindurch in ihre Fäuste gepumpt hatte?

Sieh ihn nicht an. Errötend drehte sie sich schließlich von ihm weg, doch dann war sie gezwungen, ihm dabei zuzuhören, wie er sich entkleidete. Seine glatte, gebräunte Haut war sicher immer noch feucht, so wie sie es auch in jener regnerischen Nacht im Bayou gewesen war. Sie schluckte und

wurde von der Erinnerung daran überwältigt, wie sie ihn berührte, überall berührte …

»Also, Walküre. Würde es dir etwas ausmachen, mir zu erzählen, was wir ausgerechnet in Amazonien machen? Ich habe mir geschworen, nie wieder in dieses Höllenloch zurückzukehren.«

»Ja, es macht mir etwas aus«, erwiderte sie, ohne sich umzudrehen. »Und wenn du dir geschworen hast, niemals wieder hierher zurückzukommen, dann solltest du einfach wieder gehen.«

»Tolle Idee. Als ich dir im letzten Jahr auf den Fersen war, ist es dir

da nicht ein einziges Mal in den Sinn gekommen, dich im Hotel Ritz zu verstecken?«

»Tolle Idee. Hör endlich auf, mich zu verfolgen!«

Plötzlich fühlte sie seinen Atem – in ihrem Nacken. Sie drehte sich um und hob den Kopf, um in seine hypnotisierenden goldenen Augen zu starren.

Während er auf sie hinabblickte, legte er die Hand auf die Wand über ihrem Kopf und begann mit einer ihrer Haarlocken zu spielen. »Ach mein Mädchen, das werde ich. Jetzt, wo ich dich endlich eingefangen habe.«

Im Gold seiner Augen schwammen winzige schwarze Flecken. Das war ihr nie zuvor aufgefallen. Am Rande nahm sie wahr, dass er sich tatsächlich schon wieder angezogen hatte.

War sie enttäuscht? »Mich eingefangen?«

»Oh, aye.«

Jetzt erst wurde ihr klar, in welcher Lage sie sich befand. Sie war das Objekt der unerschütterlichen Obsession eines Lykae. Die gaben einfach niemals auf. Und die übliche Lösung einer Walküre für ein solches Problem – den Kerl um die Ecke zu bringen –

war keine Option.

Sie war gefangen, konnte ihn nicht loswerden, und wenn sie das Schiff nicht verlassen wollte, würde sie irgendwie mit MacRieve fertigwerden müssen.

Sie würde versuchen müssen, vernünftig mit ihm zu reden. Das einzige Problem? In seiner Gegenwart fühlte sie sich alles andere als vernünftig. Selbst in diesem Augenblick würde sie sich am liebsten auf die Zehenspitzen stellen, sich dabei an seiner Brust reiben und ihm ins Ohr flüstern, dass sie dringend geküsst werden musste.

»Ich biete dir einen Deal an, MacRieve. Wenn du mich ein Jahr lang in Ruhe lässt, werden wir uns wiedertreffen, und ich werde mir von dir den Hof machen lassen. Aber dafür musst du auf der Stelle das Boot verlassen.«

»Uns wiedertreffen? Wie damals im Sumpf?«, fragte er unverblümt.

»Ich schwöre es beim Mythos. Wenn du jetzt sofort verschwindest, werde ich mit dir Kontakt aufnehmen, sobald ich vom Amazonas zurück bin.«

»Das kommt gar nicht infrage. Ich verhandle nicht mit dir. Die Zeit ist vorbei. Ab sofort regeln wir die

Dinge auf meine Weise. Ich bin in deiner Kabine und in deinem Bett. Finde dich damit ab.«

»Das kann doch wohl nicht dein Ernst sein!«

»Hast du es denn nicht satt, vor mir davonzulaufen? Komm endlich zur Ruhe, und wir klären das alles.«

»Noch einmal: Ich laufe nicht vor dir weg! Es gibt eine dringende Angelegenheit, um die ich mich kümmern muss, und das erfordert meine ganze Aufmerksamkeit. Was bedeutet, dass du gehen musst.«

»Dann sag mir, was du so Dringendes vorhast.«

Einen wilden Augenblick lang

erwog sie, ihm alles über Cruach anzuvertrauen. Sie war fest davon überzeugt, dass der Blutige Verdammte in der Tat imstande war, eine Apokalypse heraufzubeschwören, sollte es ihr nicht gelingen, ihn auch für die nächsten fünf Jahrhunderte tief in die Eingeweide seiner Höhle zurückzuschleudern. Nïx hatte gesagt, dass sich seine Macht jetzt wie ein Waldbrand ausbreiten würde, wie eine Seuche, wenn sie ihm nicht die Stirn bot.

Aber Lucia wusste eines ganz genau: Wenn sie ihm alles erklärte, würde der Lykae ihr einfach

mitteilen, dass Cruach von jetzt an seine Sache wäre. Ein Mann wie MacRieve würde niemals akzeptieren, dass sie allein die Macht besaß, ein Ungeheuer zu besiegen, das so mächtig war, dass es die ganze Welt zerstören konnte.

»Erzähl es mir, Lousha …«

Sie riss sich zusammen. In diesem Schlamassel steckte sie nur, weil sie einem Mann vertraut hatte, da würde sie doch nicht blindlings einem anderen ihr Vertrauen schenken, um sich daraus zu befreien! Darum beantwortete sie seine Bitte mit einer Frage: »Wie konntest du bloß so schnell hierher

gelangen? Ich habe dich doch in den Nordlanden gesehen.«

»Ich habe so meine Mittel und Wege. Und ich werde dir genauso wenig erzählen wie du mir.«

»Verdammt, MacRieve, du kapierst einfach nicht, wie wichtig dies hier ist.«

»Dann klär mich doch auf.«

Sie schürzte die Lippen.

»Nein? Dann sind mir deine Angelegenheiten eben auch scheißegal. Mir ist einzig und allein wichtig, dass ich dich endlich gefunden habe. Vielleicht hab ich mich ja auch falsch ausgedrückt. Früher wäre ich gut zu dir gewesen,

hätte dich verwöhnt. Und möglicherweise hätte ich mich tatsächlich auf einen Deal mit dir eingelassen. Aber das ist vorbei. Jetzt will ich nur noch deinen Körper genießen und Rache, für all das, was du mir angetan hast.«

»Fahr zur Hölle«, stieß sie fassungslos hervor.

»Da war ich schon, Walküre. Die letzten zwölf Monate.«

»Ich werde dir entwischen, MacRieve, so wie es mir schon unzählige Male gelungen ist. Wenn du unfair spielen willst …«

»Das tue ich bei dir immer, weil es die einzige Möglichkeit ist zu

gewinnen.« Seine Hand fuhr nach unten. Wollte er sie anfassen, sie streicheln …?

Aber er berührte sie gar nicht. Ihr blieb der Mund offen stehen. Er hat sich meinen Bogen geschnappt! Sie griff danach, doch er war schneller.

»Ich wette, das Ding war schon seit Jahrhunderten nicht mehr außerhalb deiner Reichweite«, sagte er mit einer Miene diabolischer Genugtuung.

»Was hast du vor?«

Ihr entsetztes Gesicht hätte Garreth schon alles gesagt, was er wissen musste, selbst wenn nicht zugleich ein Blitz draußen vor dem

Fenster eingeschlagen wäre. Sie würde alles tun, um ihn zurückzubekommen.

»Gib ihn mir!« Noch einmal griff sie vergeblich danach.

»Ah-ah, Walküre.« Er wandte sich von ihr ab und musterte den Bogen, studierte die Zeichen. In das Holz waren bizarre Symbole eingraviert, bei deren Anblick sich ihm die Nackenhaare sträubten. Mit größtem Misstrauen betrachtete er die esoterischen Zeichen, die er noch nie zuvor gesehen hatte und die genauso mysteriös waren wie die Frau vor ihm. Nicht zum ersten Mal hatte er das Gefühl, Lucia

überhaupt nicht zu kennen.

»Wenn du ihn noch in diesem Jahrhundert zurückhaben willst … wirst du tun, was ich sage.«

Sie presste die Lippen aufeinander.

»Ich denke, wir verstehen einander so langsam. Das macht dich vielleicht ein wenig kooperativer.« Er entspannte den Bogen und legte ihn in den Koffer.

»MacRieve, nein!«

Den Koffer warf er aufs Bett. »Beruhige dich. Ich gebe ihn dir zurück, wenn du beim Mythos schwörst, dass du nicht wegläufst.«

»Ich kann nicht glauben, dass du

mir das antust!«

Er warf ihr einen amüsierten Blick zu. »Glaub es ruhig«, sagte er. Offensichtlich genoss er seinen Sieg. Endlich hatte er eine Runde gewonnen, und er wusste, dass es eine entscheidende Runde war. »Ich tue das, und noch mehr. Ich werde dir gegenüber genauso barmherzig sein, wie du es zu mir warst. In der Zwischenzeit wirst du tun, was ich dir sage.« Er trat zurück, und sein Blick wanderte über ihren ganzen Körper. »Und zwar möchte ich, dass du dich jetzt augenblicklich für mich ausziehst.«

20

Sie erstarrte und warf ihm einen bitterbösen Blick zu. »Wenn ich diesen Bogen wiederhabe, MacRieve, werde ich ihn dazu benutzen, dich zu töten.«

»Das ist ja wohl kaum etwas Neues.« Sein Blick wanderte zu ihren Lippen. »Du hast mir das ganze letzte Jahr über irgendwelche Dinge um die Ohren fliegen lassen und versucht, mich umzubringen.«

»Ich habe noch nie versucht, dich umzubringen. Schließlich bist du immer noch am Leben.«

»Was ist mit dem Holzlaster? Und

dem Lagerhausfeuer?«

Ein einziger brennender Pfeil plus ein Silvestervorrat an Feuerwerk ergab ein pfeifendes, knallendes und kreischendes Inferno. Und er hatte sich mittendrin befunden.

Den Vorfall in Österreich erwähnte er noch nicht mal: Regin, ein paar Schreie, eine Lawine und ein verschütteter, stinksaurer Werwolf.

»Ganz zu schweigen davon, was du in meinem Quartier in Louisiana angerichtet hast!«

Möglicherweise hatte sie ihren »Untertanen« den Befehl erteilt, die Pferde vom Stall in seine Gemächer umzusiedeln. Und eventuell hatte

sie all seine kostspieligeren Besitztümer entzweigeschnitten und genau die Hälfte mitgenommen.

»Was ist mit deinen Lügen?«, fuhr Lucia ihn an. »Du hast behauptet, ich wäre nicht deine Gefährtin!«

Darauf ging er gar nicht erst ein. »Ich war sehr geduldig mit dir, Lousha, habe dir sämtliche Kränkungen meiner Person und meiner Familie verziehen. Damit ist jetzt Schluss. Ich bin heute ein anderer Mann als damals.«

Ein düsterer, sogar noch attraktiverer Mann – oder Bestie. »Kränkungen? Wenn du mir nicht nachgestellt hättest …«

»Zu deinem Glück hab ich das aber und konnte dir auf diese Weise wiederholt deinen strammen kleinen Arsch retten.«

»Wie konnte ich das vergangene Jahrtausend bloß ohne deine Hilfe überleben?«

»In jener Nacht der Vampirattacke hätte ich dich einfach aus Val Hall wegbringen können, fort von der Bedrohung. Stattdessen bin ich geblieben, um deinen Schwestern das Leben zu retten. Das hab ich für dich getan.«

Als ob sie das nicht wüsste.

»Na wenn schon, dann war ich eben ein kleines bisschen sauer,

dass ich für dich ein Opfer gebracht habe und du mich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit sitzen gelassen hast. Und trotzdem gab es noch ein Dutzend mehr Situationen, aus denen ich dich retten musste.«

»Du solltest dich mal reden hören, dieses ganze Geschwafel über deine guten Taten.«

»Was dich angeht, habe ich davon so einige zu bieten. Und in den letzten paar Wochen ist die Zahl deiner Feinde beständig angestiegen.«

»Man könnte meinen, deine Taten wären eine Art Guthaben, und wenn du nur genug tust oder mich oft

genug daran erinnerst, dann könntest du mich kaufen.«

»Nicht kaufen – verdienen. Das ist der Lykae in mir. Selbst wenn ich wollte, das kann ich nicht abstellen. Tief in mir drin bin ich davon überzeugt, dass du dich mir ergeben wirst, wenn ich dir nur beweise, dass ich ein guter Beschützer und Versorger bin. Dann wirst du mich wollen.«

»Aber ich will dich nicht. Das hätte ich im Laufe des letzten Jahres doch wohl kaum noch deutlicher sagen können. Es gibt einen Unterschied zwischen sich zieren und versteh endlich den Wink mit dem

Zaunpfahl! Du hast dir das alles selbst zuzuschreiben, weil du mich einfach nicht in Ruhe gelassen hast.« Sie standen einander so nahe gegenüber, dass ihre Fußspitzen sich berührten. Beide atmeten heftig, und mittlerweile waren ihr die Konsequenzen völlig gleichgültig.

»Du willst mich nicht?« Seine Stimme war nur noch ein tiefes Grummeln. »Ach, Mädchen, willst du wirklich, dass ich dir beweise, dass das gelogen ist?«

Er stand kurz davor, sie zu küssen, u n d – die Götter mögen mir beistehen – sie fürchtete, dass sie

es ebenfalls wollte …

Ein Klopfen an der Tür. »Dr. MacRieve?« Die männliche Stimme vor der Kabine verhinderte ihren Sturzflug in die Katastrophe.

»Dr. MacRieve?«, fragte der Schotte lautlos. Ein wölfisches Grinsen breitete sich über sein Gesicht aus, und zum ersten Mal wurde sein Blick warm.

Sie wäre am liebsten gestorben!

»Das gefällt mir, Lousha.«

»Das war nicht meine Idee«, zischte sie, »dafür ist Nïx verantwortlich.«

»Aber natürlich.«

»Ähm, ja?«, rief sie zurück.

»Hier ist Charlie, Ma'am. Ich bin der Matrose.« Er klang jung, mit leichtem brasilianischem Akzent. »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass die Vorstellungsrunde gleich anfängt. Die anderen Wissenschaftler sind schon auf dem Weg in den Salon.«

»Sag mir bitte, dass das kein Forschungsschiff ist«, murmelte MacRieve.

»Und wenn?«

»Und du tust so, als ob du eine von ihnen wärst?«, fragte er mit durchtriebener Miene.

Wieder klopfte es. »Äh, Dr. MacRieve? Kann ich dem Capitão

melden, dass Sie unterwegs sind?«

Ehe sie ihn davon abhalten konnte, öffnete MacRieve die Tür. Davor stand Charlie, ein offensichtlich überraschter junger Mann.

»Meine Frau und ich werden in zehn Minuten da sein.«

»Äh, ja, apreciável …«

Während sie ihn noch sprachlos anstarrte, schlug MacRieve dem Jungen die Tür vor der Nase zu.

»Lousha«, sagte er mit leiser, drohender Stimme. »Keine Ausreden mehr. Zieh dich aus. Sofort.«

»Ich bring dich um, MacRieve!«,

fluchte sie unterdrückt. »Uns als Ehepaar vorzustellen!«

»Das ist nur noch eine Frage der Zeit.« Für seine Spezies stand unumstößlich fest, dass Gefährten auf ewig zusammen blieben, doch die Walküren zogen eine bindende Zeremonie vor. Annika hatte sogar ihren Groll ein klitzekleines bisschen gemildert, wenn auch nur widerwillig, nachdem Lachlain zugestimmt hatte, Emma zuliebe an einer solchen Zeremonie teilzunehmen.

Und Garreth hatte jetzt also entschieden, Lucia zu heiraten, und würde nicht eher Ruhe geben, als

bis auch sie ihre Vereinigung als unauflöslich ansah. »Merk dir meine Worte.«

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie falsch du damit liegst«, erwiderte sie in merkwürdigem Tonfall.

»Aber würden sie sich nicht wundern, warum wir denselben Nachnamen haben? Dafür kannst du dich bei deiner Schwester Nïx bedanken.«

»Du hättest ihnen sagen können, dass wir Geschwister sind!«

»Als ob sie das glauben würden! Wo du mich doch ständig mit deinen Blicken verführst.«

»Das tu ich nicht! Du spinnst

wohl!«

Er ignorierte ihren Protest und lehnte sich auf dem Bett zurück, die Hände unter dem Kopf gefaltet. Der Koffer mit dem Bogen lag neben ihm, als ob er sie herausfordern wollte, noch einmal danach zu greifen.

»Lousha, bei diesem Treffen willst du doch wohl nicht tropfnass auftauchen, oder?«

Sie sah sich um, während sie offensichtlich ihre Optionen abwägte. Dass sie auch nur in Erwägung zog, sich vor ihm zu entkleiden, verriet ihm, dass es bei ihrem Aufenthalt hier am Ende der

Welt in der Tat um eine außerordentlich wichtige Sache gehen musste.

Garreth hatte sich inzwischen schon zusammengereimt, dass sie sich auf einer Art Suche befand, aber das war in der Mythenwelt schließlich nichts Außergewöhnliches. Außerdem erinnerte er sich noch gut daran, dass sie ihrer Schwester in Val Hall etwas darüber zugeflüstert hatte, einen mysteriösen Gegenstand zu finden.

Musste er wirklich wissen, um was genau es ging? Aber selbstverständlich. Und die

Tatsache, dass das Ganze hier in der grünen Hölle des Amazonas stattfand, machte ihn höchst misstrauisch. Aber er hatte gelernt, dass er es bei Lucia langsam angehen lassen musste. Nach und nach würde er sich schon durchsetzen und alles erfahren.

»Wenn du das hier zurückhaben willst«, mit selbstzufriedener Miene klopfte er auf den Koffer, »dann zieh dich aus.«

Aufblitzende dunkle Augen drohten ihm Vergeltung an. »Das wirst du mir noch büßen.«

»Aber das habe ich doch schon längst, Bogenschützin. Das Hemd

ist für die Baumstämme. Damit hast du mir das Bein gebrochen. Hast du schon mal versucht, Stromschnellen mit einem mehrfachen Bruch zu durchschwimmen? Die Hosen sind dafür, dass du den brennenden Pfeil in dieses Feuerwerkskörperlager geschossen hast, während ich mich darin befand.«

»Das war nicht meine Idee, sondern Reg…«

»Ah-ah, ich bin noch lange nicht fertig. Der BH ist dafür, dass du nicht nur auf einen, sondern gleich auf zwei MacRieves geschossen hast.«

»Was willst du damit sagen?«

»Schon vergessen, dass dein Pfeil auch meinen Bruder getroffen hat?«

»Das war, während wir versucht haben, Emma aus seiner Burg zu retten. Und ich habe nur auf den Arm gezielt, und das auch nur, weil er meine Nichte entführt hatte!«

»Um sie zu seiner Königin zu machen.«

»Zu der Zeit konnten wir aber nicht ahnen, dass es mit den beiden tatsächlich gut gehen könnte.«

Er zuckte mit den Schultern. »Und das Höschen ist für die erste Nacht, in der ich dich beinahe zu der Meinen gemacht hätte. Als meine Eier sich so blau verfärbt haben. Ich

glaube, sie sind bis heute noch nicht wieder vollkommen in Ordnung.«

Eine tiefe Röte kroch über ihre Wangenknochen. »Daran bist du nicht ganz unschuldig. Ich hätte dich nicht immer wieder angegriffen, wenn du mich nicht verfolgt hättest. Und ich darf dich noch einmal daran erinnern, dass du mich angelogen hast!«

»Ich habe gelogen«, sagte er einfach. »Ich wollte dich nicht verängstigen. Aber du bist davongelaufen. Warum, Lousha? Warum läufst du vor mir weg?« Die Frage würde ihn noch um den

Verstand bringen. Jedes Mal, wenn sie zusammentrafen, schien sie sich zu ihm hingezogen zu fühlen. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte er ihr Interesse an ihm gewittert. Trotzdem floh sie vor ihm, kämpfte nach wie vor gegen ihn und schwor immer wieder, dass sie nichts mit ihm zu tun haben wollte.

»Ich – bin – nicht – weggelaufen! Weißt du was? Behalt den Bogen doch einfach.«

»Das ist aber noch nicht alles, was ich in der Hand habe. Du willst mir nicht sagen, was du auf diesem Boot machst, aber ich weiß, dass es dir wichtig ist und dass du dich als

Mensch ausgibst. Wenn du also nicht möchtest, dass ich deine wahre Identität enthülle …«

»Das würdest du nicht wagen! Du weißt, dass darauf eine hohe Strafe steht.«

»Du willst deinen Bogen und dass deine Tarnung nicht auffliegt?« Warum bedränge ich sie nur dermaßen? Vermutlich war er immer noch wütend über die »Streiche«, die sie ihm gespielt hatte. Denn mit einem Oberschenkelbruch zu schwimmen, war in der Tat unvorstellbar schmerzvoll, und er hatte sich geschworen, dafür Rache zu

nehmen.

Aber in erster Linie lag es daran, dass er seine Gefährtin ansehen wollte. Er war ein Mann und im Grunde seines Herzens eher einfach gestrickt. Er sehnte sich schlichtweg danach, die Frau nach Herzenslust anschauen zu dürfen, die ihm das Schicksal auserwählt hatte.

»Du versuchst nur, Zeit zu schinden, Walküre. Wir sind doch beide Erwachsene, und sonst bist du auch nicht gerade prüde.«

»Vielleicht möchte ich ja einfach nur nicht, dass jemand über mich herfällt, sobald ich die Hüllen fallen lasse.«

»Ich verspreche dir, mich zu beherrschen. Zumindest bis nach deinem Treffen.«

»Weißt du was? Ich werd's tun. Nur um dir das zu zeigen, was niemals dein sein wird.« Mit wütender Miene durchwühlte sie ihren Rucksack und zerrte frische Kleidung heraus: eine einfache beige Hose, und dazu griff sie natürlich zielsicher nach einem knappen roten Top und roter Unterwäsche.

»Rot«, hauchte er. Diese Farbe empfanden männliche Lykae als besonders attraktiv, vor allem wenn sie ihre Gefährtin bereits gefunden

hatten. Und diese Wäsche war ganz besonders ansprechend. An der Rückseite des Höschens befand sich eine Schleife, die offenbar speziell für die Augen eines Mannes bestimmt war. Er stellte sich vor, wie er sie berührte, nachdem er Lucia auf allen vieren vor sich positioniert hatte. Er würde ihr das Höschen langsam über die Schenkel ziehen, gerade weit genug, um ihr die Beine zu spreizen und in sie einzudringen.

Sie drehte sich um und zog sich ihr Hemd über den Kopf. Als sie ihren BH ablegte und nach dem trockenen griff, erhaschte er einen

Blick auf eine ihrer vollen Brüste und einen dunkelrosa Nippel.

Wie oft hatte er schon in seine eigene Hand ejakuliert, während er von diesen großen Brüsten geträumt hatte? Wie oft war er schon gekommen, die Zähne vor Frustration aufeinandergebissen, weil er seinen eigenen Schwanz knetete statt diese cremeweißen Hügel?

Obwohl seine Lucia alles andere als schüchtern war, wirkte sie manchmal verunsichert und verhielt sich auf eine Weise, die er von ihr nie erwartet hätte. Nicht prüde, aber doch zurückhaltend. So wie

gerade in diesem Augenblick. Sie tat so, als ob er etwas Grauenhaftes von ihr verlangt hätte, obwohl er doch genau merkte, dass sie erregt war. Ihre Atmung war flach, ihre Augen flackerten silbern. Er fragte sich, ob sie sich dessen bewusst war.

Als sie ihren Slip auszog, kam ihr praller Hintern, ein wahres Kunstwerk, zum Vorschein, und für einige Sekunden war er unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

»Allmächtige Götter«, hauchte er schließlich. Ihre Schultern versteiften sich. »Deinen Arsch

kannte ich noch gar nicht. Etwas Vergleichbares habe ich in den vergangenen tausend Jahren nicht zu sehen bekommen.«

Er ballte die Fäuste, als er sich an sein voreiliges Versprechen erinnerte, nicht über sie herzufallen. Aber verdammt noch mal, er musste seine Hände auf diese Backen legen, daran knabbern, ihnen einen Klaps versetzen. Hauptsache, er konnte diese großzügigen Kurven berühren.

Sie zog sich ihre Unterwäsche für seinen Geschmack viel zu schnell an, dann die Hose und das Oberteil. Schließlich drehte sie sich wieder

um. »So. Bist du jetzt glücklich?«, fragte sie.

»Wenn glücklich so viel heißt wie steinhart sein und dicke Eier haben, dann aye«, sagte er mit rauer Stimme.

Mit einem genervten Blick wandte sie sich der Tür zu. Er schoss auf die Füße, steckte sie eilig in seine Stiefel und schlang sich den Riemen ihres Bogenkoffers über die Schulter, um ihr zu folgen.

»Du kannst nicht mitkommen!« Ihre Miene spiegelte pures Entsetzen.

»Ich gehe dahin, wohin du gehst.«

»Aber deine Augen wechseln die

Farbe, wenn du mich ansiehst.«

Er zuckte mit den Schultern. »Du lässt mich halt nicht kalt.« Die Untertreibung des Jahres. Am liebsten hätte er sein Gesicht in ihrem seidigen Haar vergraben und tief eingeatmet. Er sehnte sich danach, ihre Nippel zu lecken und zu erfahren, wie sie schmeckte …

»Die Menschen werden es sehen! Du musst hierbleiben. Wir haben abgemacht, dass du meine Tarnung nicht auffliegen lässt.«

Er zog eine Sonnenbrille aus seinem Gepäck. »Kein Problem.«

»Und was ist … damit?« Sie zeigte geziert auf seine Erektion.

Mit großer Gestik stopfte er seinen Schaft in den Bund seiner Jeans. Fassungslos starrte sie auf seine Eichel, die kurz zu sehen war, ehe er sein Hemd wieder herunterzog. »Ach, Frau, das ist doch nichts, was du nicht schon mal gesehen hättest. Du konntest die Hände gar nicht davon lassen.«

Sie starrte ihn immer noch mit offenem Mund an, als er ihr besitzergreifend die Hand in den Nacken legte und sie aus der Kabine eskortierte. Er folgte dem Menschengeruch zum Salon.

Als sie dort ankamen, war sie immer noch stinkwütend, aber jetzt

hatte er sie in der Hand, und er würde seinen Vorteil weidlich ausnutzen. Sie wollte nicht auffliegen, und er hatte gedroht, sie zu entlarven. In diesem Stil würde er skrupellos fortfahren, bis sie endlich die Seine war. Genauso skrupellos, wie sie mit ihm umgesprungen war.

»Wir sind noch nicht fertig!«, zischte sie an der Tür.

»Das sag ich mir seit einem Jahr auch immer wieder.« Er drehte sie um und zog sie in die Arme. Obwohl sie mit nicht unbeträchtlicher Kraft gegen seinen Brustkorb trommelte, rührte er sich nicht. »Weißt du,

wann du am nettesten zu mir warst? Immer wenn ich dich dazu gebracht habe, mich zu küssen, und mir einfach genommen habe, was du mir schuldest. Dann bist du jedes Mal dahingeschmolzen.« Er umfasste ihr Gesicht mit beiden Händen, zog sie an sich und drückte seine Lippen auf ihren Mund.

Nach kurzem Zögern wurde sie gefügig, genauso wie er es in Erinnerung hatte. Er genoss die flüchtigen Berührungen ihrer Zungen, ehe es ihm irgendwie gelang, sich wieder von ihr zu lösen. »Ein Vorgeschmack auf das, was heute Nacht folgen wird. Denn

ich werde dich nehmen.« Soll sie sich ruhig schon mal an die Vorstellung gewöhnen.

Er öffnete die Tür und trat als Erster ein, um den Raum zunächst einmal argwöhnisch zu mustern. Es waren zwei Männer mittleren Alters anwesend, offensichtlich Wissenschaftler.

Also ein Treffen mit spießigen Fachidioten und Korinthenkackern? Was er nicht alles für seine Frau auf sich nahm.

21

Immer noch völlig durcheinander, mit dem Gefühl von MacRieves Kuss auf den Lippen, betrat Lucia den Raum. Die beiden Sterblichen, die schon dort waren, betrachteten sie mit offener Bewunderung. Sie überprüfte die Flechten über ihren Ohren, da deren unverhohlene Musterung sie nervös machte.

Die beiden Menschen – ein großer Mann mittleren Alters mit freundlichem Lächeln und blasser Haut und ein jüngerer Mann mit Haartolle und dicker Brille – hätten sich ihr vermutlich gerne selbst

vorgestellt, aber MacRieves aggressives Auftreten mit der dunklen Sonnenbrille schreckte sie vermutlich ab.

Indem er sie, ohne zu zögern, zu diesem Raum geführt hatte, als würde er sich auf dem Schiff bestens auskennen, hatte er ihr wieder einmal überzeugend demonstriert, dass sie ihm einfach nicht widerstehen konnte. Es war richtig gewesen, die letzten zwölf Monate vor ihm davonzulaufen und sich gegen ihn zur Wehr zu setzen. Und das würde sie wieder tun, aber zuerst einmal musste sie ihren Bogen zurückbekommen. Ehe sie

noch etwas Dummes anstellte …

Überall an den Wänden des geräumigen Salons hingen verblasste Landkarten, und auf dem Boden standen Kisten voller wissenschaftlicher Ausrüstung, die noch nicht ausgepackt und in das angrenzende Labor gebracht worden waren. Ein paar Stühle standen in U-Form, mit einem Hocker vorne und in der Mitte. Ein kleines Klimagerät, das röchelte, als ob es in den letzten Zügen läge, stieß einen kühlen Luftzug und das Aroma von Schimmel aus.

Die beiden breiten Fenster waren beschlagen und mit bestickten

Vorhängen versehen. Der helle, fröhliche Stoff passte zur Decke des Tischs, auf dem Kaffeekanne und Tassen bereitstanden.

Sobald sie Platz genommen hatte, ließ sich MacRieve mit seiner imposanten Statur auf dem Stuhl neben ihr nieder. Fest entschlossen, ihn zu ignorieren, blickte sie sich um, bis ein Poster, das an der Wand hing, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Unter einer liebevoll gebastelten Collage aus Dschungeltieren befand sich eine Liste in Schönschrift:

Ein paar Fakten über den Amazonas!

Der Amazonas enthält 20 % der Frischwasserreserven der Welt. Er wird von keiner einzigen Brücke überspannt. Die Mündung des Flusses ist breiter, als die Themse insgesamt lang ist. Das Amazonasbecken ist mit 2,6 Mio. Quadratmeilen beinahe so groß wie die Vereinigten Staaten.

Die Wassertiefe schwankt um etwa 15 Meter zwischen der Hochwassersaison von Dezember bis Mai und der Niedrigwassersaison von Juni bis November. Damit ändert sich alle sechs Monate die komplette Geografie des Beckens. Jedes Jahr erscheinen neue

Nebenflüsse, während andere verschwinden.

Ein Verlust an Regenwaldfläche von 30 bis 40 % führt zu einem Rückgang der Regenmenge, woduch ein irreversibler Zyklus in Gang gesetzt wird, der das endgültige Aus für unsere Erde bedeutet. 16 % des Amazonasgebietes sind bereits für immer verschwunden …

Nebenflüsse erscheinen und verschwinden? Sie befanden sich gerade am Anfang der Regenzeit. Selbst in dem unwahrscheinlichen Fall, dass sie eine Karte finden würde, die ihr den Weg zum

legendären Rio Labyrinto zeigte, wie genau wäre diese, wenn sich die Wasserwege ständig änderten?

Gerade als sie mit Lesen fertig war, betrat ein groß gewachsener Fremder den Raum. Mit seinem pechschwarzen Haar, den jadegrünen Augen und der bronzefarbenen Haut sah der Mann wie ein Model aus, direkt der lateinamerikanischen GQ entsprungen.

»Ist der Stuhl hier besetzt, querida?«, fragte er Lucia mit einem bewundernden Blick.

MacRieve stieß ein dumpfes Knurren aus. Sie spürte, dass der

Lykae kurz davorstand, den Neuankömmling anzugreifen, und kniff ihn heimlich in den Arm, fest genug, um ihm einen gewaltigen Bluterguss zuzufügen.

Doch das schreckte ihn keineswegs ab. Mit mörderischem Blick kreuzte MacRieve die Arme, lehnte sich zurück und legte seinen dreckigen Stiefel auf den fraglichen Stuhl. »Jetzt schon.«

Der Mann kniff die Augen zusammen und erwog wahrscheinlich, Einspruch zu erheben, wählte dann jedoch einen Stuhl auf der anderen Seite des Raums aus.

Kurz darauf kam Captain Travis hereinstolziert, mit einem dampfenden Becher »Kaffee« in der Hand und einer hübschen jungen Frau im Schlepptau. Ohne große Vorrede begann er: »Wie Sie bereits wissen, bin ich Wyatt Travis, Ihr Captain.«

Unser betrunkener, geldgieriger Captain. Der sich geweigert hatte, einer Lady zu helfen, die sich offensichtlich in Schwierigkeiten befand. Nicht, dass er irgendetwas hätte tun können.

Lässig setzte er sich auf den vorne stehenden Hocker. Wenn er auch nicht ganz so hochgewachsen wie

MacRieve war – aber wer war das schon –, so war er doch von großer, kräftiger Statur, wie ein ehemaliger Footballspieler. Die Liebe zum Alkohol musste wohl neueren Datums sein, da er immer noch den Körper eines durchtrainierten Athleten hatte.

»Und die Contessa ist mein Schiff. Mit ihren dreiunddreißig Metern hat sie einen Tiefgang von nur anderthalb Metern. Also, lassen Sie uns in den Dschungel aufbrechen.« Er zeigte auf die hintere Wand des Raumes, die fast vollständig von einer Landkarte des Flusses und all seiner bekannten Nebenflüsse

eingenommen wurde – es sah aus wie der Blutkreislauf des Regenwalds. »Auf dieser Karte werde ich Ihnen immer unsere aktuelle Position markieren.« In dem Papier hatten schon so viele Reißzwecken gesteckt, dass die Karte teilweise Löcher aufwies. Die Contessa war scheinbar schon fast überall im Amazonasbecken gewesen, und das mehrmals.

Als Travis eine Pause machte, um einen großen Schluck aus seinem Becher zu nehmen, nutzte Lucia die Gelegenheit, um MacRieve durch eine Haarsträhne hindurch anzusehen.

Er wirkte misstrauisch und aggressiv, ganz anders als der Mann, den sie vor über einem Jahr kennengelernt hatte. Er war inzwischen härter, düsterer. Meinetwegen. Ihre Lippen schmerzten immer noch ein wenig von seinem schroffen, fordernden Kuss – eine ständige Erinnerung daran, was er mit ihr an diesem Abend noch vorhatte.

Er wird versuchen, Sex mit mir zu haben. Jetzt erst wurde ihr klar, was das tatsächlich bedeutete. Noch heute Nacht.

Wie sollte sie bloß dieses Treffen durchstehen, nachdem sie wusste,

was sie nach ihrer Rückkehr in die Kabine erwartete? Ihre Anspannung war beinahe greifbar, und sie wusste, dass er ihre Nervosität spüren konnte – da sie auch die seine spürte.

Was würde sie tun, wenn er es versuchte? Als sie vorhin ihre Kleidung ausgezogen hatte, hatte sein Blick die pure Verzückung verraten, als würde er gerade das schönste Geschenk auspacken, das er sich nur wünschen konnte.

Überraschenderweise hatte sie darauf reagiert, hatte es … erotisch gefunden, auf seinen Befehl hin einen Strip hinzulegen. Vielleicht

war sie insgeheim ja doch eher der unterwürfige Typ … der über tausend Jahre lang den unbändigen Wunsch gespürt hatte, jeden Gegner zu dominieren. Jeden, ausgenommen MacRieve. Habe ich etwa den Verstand verloren?

»Wir sind in Richtung Süden unterwegs, zum äußersten Ende des eigentlichen Amazonas«, fuhr Travis fort. »Dann biegen wir in einen Nebenfluss ein, den San Miguel, bis hin zu einigen der abgelegensten Teilen des Beckens. Wir werden die ganze Nacht durchfahren, bis der Fluss zu eng wird.« Ein weiterer Schluck für den

durstigen Captain. »Da wir tief in jungfräuliches Territorium eindringen, eignet sich diese Fahrt für eine ganze Reihe verschiedener Disziplinen. Jeder von Ihnen arbeitet auf einem anderen Gebiet, daher werden Sie sich nicht in die Quere kommen.« Beiläufig zeigte er auf die junge Frau neben sich. »Das ist meine Köchin.«

Die Frau war nur mittelgroß und sah wie höchstens neunzehn aus, mit ihren warmen haselnussbraunen Augen. »Hi, ich bin Izabel Carlotta Ambos«, sagte sie mit einem selbstbewussten Winken. Izabel war hübsch, auch

wenn sie ein unförmiges Hemd und eine ausgebeulte Cargohose trug. »Ich bin für Ihre Mahlzeiten zuständig. Mein bife de cavalo ist delicioso, und wenn Sie dafür sorgen, dass der Küche der Fisch nicht ausgeht, werden Sie immer eine frische Köstlichkeit auf den Tisch bekommen.«

MacRieve wurde bei ihren Worten sichtlich munter.

»Einige von Ihnen haben schon meinen Zwillingsbruder Charlie kennengelernt. Er ist der Matrose.« Derselbe brasilianische Akzent wie der ihres Bruders, dieselben haselnussbraunen Augen.

Als Izabel ihr zulächelte, lächelte Lucia gequält zurück. Oh nein, bitte nicht die Tour von wegen Wir beide sind die einzigen Frauen auf einem Schiff voller Männer und müssen zusammenhalten. Sie hatte keinerlei Bedarf an weiteren »Freunden«. Vor allem nicht, wenn sie nur so kurz lebten wie Menschen.

Außerdem war irgendetwas an Izabel merkwürdig, was sie allerdings nicht so recht benennen konnte. Vielleicht hatte sie mythianisches Blut, von irgendeinem entfernten Vorfahren aus der Mythenwelt in ihrem

Stammbaum. Vielleicht war sie aber auch tatsächlich vollkommen menschlich, aber mit einem Fluch belegt. Jedenfalls stimmte irgendetwas nicht.

»Ja, das ist richtig«, sagte der Captain. »Chuck ist meine rechte Hand. Sie werden ihn später kennenlernen.« Ein weiterer Schluck aus dem Becher. »Chuck und Izabel sind neu auf der Contessa, das heißt, diese Fahrt ist die letzte einer langen Probezeit. Sagen Sie mir Bescheid, wenn sie irgendwas vermasseln.« Der Captain schien an einer kosmischen Unfähigkeit zu leiden, Charlie bei seinem richtigen

Namen zu nennen – für ihn war er Chuck. »Also, einige von Ihnen kennen sich schon, aber auf diesem Schiff ist es Brauch, eine kurze Vorstellungsrunde zu machen. Erzählen Sie uns einfach, wer Sie sind, was Sie erforschen und warum Sie hier sind.«

»Dann fang ich mal an«, sagte der blasse Mann. Sein Akzent verriet, dass er von der Ostküste stammte, vermutlich einer der oberen Zehntausend. »Ich bin Benjamin Rossiter, Doktor der Medizin und Professor für Chemoökologie an der Cornell. Ich bin auf der Suche nach noch nicht katalogisierten Pflanzen,

die hoffentlich auch von pharmazeutischem Nutzen sind.« Auch wenn er entspannt wirkte, hatte er dunkle Ringe unter seinen blauen Augen, und über seiner Oberlippe hatten sich Schweißtropfen gebildet. »Bislang haben wir nur etwa ein Prozent aller medizinischen Pflanzen im Amazonasbecken identifiziert, aber dieses eine Prozent bildet die Grundlage für fünfundzwanzig Prozent all unserer Pharmazeutika. Das Potenzial ist nahezu unvorstellbar.« Mit einem angedeuteten Grinsen hielt er die Hand hoch, die Handfläche seinem

Publikum zugewandt. »Und mehr werde ich Ihnen nicht zumuten, sonst, fürchte ich, werden Ihre Augen noch ganz glasig.« Der Kerl sieht aus, als hätte er Geld. Was macht er dann auf so einem Kahn?

Als Nächster sprach der dunkle, gut aussehende Typ. »Ich bin Marcos Damiãno, Leiter des Instituts für Sozialanthropologie an der Universität von São Paulo.«

Wenn Lucia bei Izabel nur den Verdacht hatte, sie hätte eine wie auch immer geartete Verbindung zur Mythenwelt, so war sie sich bei Damiãno sicher.

»Mein Spezialgebiet ist der

Schamanismus der hiesigen Ureinwohner, und ich bin hier, um nach Stämmen zu suchen, die noch keinen Kontakt mit der Zivilisation hatten.«

MacRieve hatte die Arme immer noch vor der Brust verschränkt. »Wenn sie bisher noch keinen Kontakt hatten, dann wollen sie ja vielleicht, dass das auch so bleibt.«

Lucia rammte ihm den Ellenbogen in die Seite, und er stieß ein Grunzen aus.

Damiãno lächelte angespannt, aber sein Lächeln erreichte seine leuchtend grünen Augen nicht.

»Einige große Ölkonzerne

bewerben sich um die Schürfrechte in diesen entlegenen Gebieten und behaupten fälschlicherweise, dass diese unbewohnt seien. Das bedeutet, dass jeder dort ansässige Stamm mit Gewissheit so oder so in Kontakt mit der Zivilisation kommt. Mein Ziel auf dieser Expedition ist es, aus einiger Entfernung Fotos von ihnen zu schießen und damit ihre Existenz zu beweisen, was der Suche nach Öl auf ihrem Land ein Ende setzen würde.« Er wies mit der Hand auf den Kerl neben ihm. »Dr. Schecter?«

»Ja, genau, also, ich bin Dr. Clarence Schecter, Zoologe der UC

San Diego.« Er nahm die Brille ab und putzte sie mit einem Hemdzipfel. »Mein Studiengebiet sind Reptilienspezies, in deren Entwicklung der Mensch nicht eingegriffen hat.«

Rossiter hob eine Braue. »Was meinen Sie damit?«

»Also, wenn Menschen auf die Jagd gehen, suchen sie sich die jeweils größten Exemplare einer Spezies aus. Im Laufe der Zeit wird die Gemeinschaft dieser Tiere immer kleiner. Das heißt, je tiefer wir in den Dschungel vordringen, umso besser stehen die Chancen, Exemplare zu finden, die größer

sind als der Durchschnitt.«

Nachdem sie alle immerzu davon redeten, wie tief sie in den Dschungel vordringen wollten, musste Lucia sie vielleicht doch nicht so früh loswerden, wie sie gedacht hatte.

MacRieve lachte verächtlich. »Was meinen Sie denn mit ›größer als der D u r c h s c h n i t t ‹ ? Durchschnitt bedeutet hier draußen nicht gerade klein.«

MacRieve meinte, er habe gehofft, nie wieder herkommen zu müssen. Wie viel Zeit hatte er denn schon im Amazonasgebiet verbracht? Und warum?

Der Captain stimmte ihm zu. »Ich sehe jeden Tag riesige Tiere. Vogelspinnen mit fleischigen Körpern, so groß wie Suppenteller. Skorpione, die über dreißig Zentimeter werden. Sechs Meter lange Alligatoren. Riesenotter und sogar Welse mit einer Größe von bis zu drei Metern.«

»Und mit Alligator«, sagte Dr. Schecter in herablassendem Tonfall, »meinen Sie vermutlich die südamerikanische Spezies der Kaimane aus der Ordnung der Panzerechsen?«

Travis zuckte mit den Achseln.

»Genau das ist mein Anliegen«,

fuhr Schecter fort. »In anderen Gegenden wurden Fossilien von Kaimanen mit einer Länge von bis zu zwölf Metern entdeckt. Aber sie wurden überjagt. Nun, sobald wir einen ausreichend großen Abstand zur Zivilisation erreicht haben, und mithilfe der speziellen akustischen Ködertechniken, werde ich in der Lage sein, primordiale Exemplare zu dokumentieren.«

MacRieve hustete das Wort »akustisch«, während Rossiter im selben Moment einen Laut ausstieß, der signalisierte, dass ihm gerade etwas klar geworden war.

»Megafauna«, sagte er. »Sie

suchen Megas. Wenn Sie Kryptozoologe sind, geben Sie es doch einfach zu und ertragen Sie den Spott wie ein Mann.«

Kryptozoologie – das Studium von Geschöpfen aus dem Reich des »Mythos«.

Dabei befinden sie sich mit wenigstens zwei dieser Kryptiden in einem Raum. Und sie haben keine Ahnung.

»Ich? Ich bin doch kein Kryptozoologe!« Schecter lief puterrot an. »Sonst wäre ich ja wohl an Bord der Barão de borracha.«

Während Rossiter ein Stöhnen

ausstieß, wurde Travis' Gesichtsausdruck eisig, und Izabel studierte aufmerksam die so plötzlich veränderte Miene ihres Captains.

»Augenblick mal, wie war das?« Nïx hatte gesagt: Hüte dich vor dem Barão de borracha. Der Gummibaron war also keine Person, sondern ein Schiff? »Warum sagen Sie das?«

»Die Barão ist bis an den Rand mit Kryzos voll«, antwortete Schecter. »Sie wissen schon, Kryptozoologen. Captain Malaquí lässt sie in irgendwelchen entlegenen Nebengewässern nach ›Dämonen‹

und ›Gestaltwandlern‹ suchen. Ich habe davon gehört, dass Passagiere mit Malaquí hinausfahren«, fügte er hinzu, »aber manchmal … nicht wieder zurückkehren.«

Lucia erwartete Widerspruch von Travis, seine Beteuerung, dass es sich dabei nur um ein haltloses Gerücht handele, doch er nahm nur einen weiteren großen Schluck.

»Ist dieses Schiff in der Nähe?«, erkundigte sie sich.

»Auf dem Weg nach Norden, in die entgegengesetzte Richtung«, sagte Travis kurz angebunden. »So, wie ich’s am liebsten habe«, fügte er mit leiserer Stimme hinzu.

Izabel neigte den Kopf, sodass ihr dicker schwarzer Zopf über ihre Schulter glitt. Offensichtlich schwärmte die junge Frau für den wesentlich älteren und auffallend weniger nüchternen Captain. Viel Glück mit dem männlichen Exemplar, das du dir da ausgesucht hast, Izabel. P. S.: Dieses Schiff wurde überjagt.

»Wo genau suchen sie denn nach Dämonen?«, fragte Mac-Rieve. »An welchem Nebenfluss?«

»Mein Führer in Iquitos berichtete mir, es handle sich um den Rio Labyrinto oder so ähnlich«, antwortete Schecter.

Bei diesen Worten erstarrte Lucia, und natürlich entging das MacRieve nicht. Er legte ihr seine schwielige Hand auf den Rücken. Sie fühlte sich warm an, sogar durch ihr T-Shirt hindurch.

»Das ist doch nur ein blödsinniges Märchen«, murmelte der Captain in seinen Becher. Eine Sekunde lang dachte Lucia, er würde lügen.

»Na ja, wahrscheinlich schon«, sagte Schecter. »Aber ich habe selbstverständlich nicht alles für bare Münze genommen, zumal der Führer behauptet hat, dass ein Sarg auf das Schiff verladen wurde!«

Jetzt erstarrten Lucia und

MacRieve gleichzeitig. Ein Vampir? Was hatte denn ein Blutsauger hier draußen zu suchen? Aus irgendeinem Grund fiel ihr Lothaire ein. Er hatte im letzten Jahr überall in der Mythenwelt seine Machtspielchen gespielt …

»Sie sind dran, Dr. …« Schecter verstummte.

»Was? Ich? Ich bin Dr. MacRieve.« Den Namen brachte sie nur mit Mühe über die Lippen. Der Werwolf konnte sich kaum ein Grinsen verkneifen. »Von der LSU.«

Verdammte Scheiße, was hatte Nïx bloß als ihr Spezialgebiet angegeben? Sie sah zu Travis. »Und

ich bin …«

Er runzelte die Stirn. »Paläopathologin?«

Paläo… was? Diese verfluchte Nïx!

Jetzt war es Dr. Rossiter, der die Stirn runzelte. »Paläo? Aber wie wollen Sie denn Fossilien in einem bestehenden Flussbecken finden?«

»Würde ich Ihnen ja schrecklich gerne erzählen, aber das ist ein Betriebsgeheimnis«, sagte sie mit einem gequälten Lächeln.

»Dann verraten Sie uns doch wenigstens, welche Krankheiten Sie als Pathologin besonders interessieren«, sagte Damiãno.

»Wenn Dr. Rossiter schon

befürchtete, dass er Sie langweilt … also, ich würde Sie garantiert alle einschläfern.«

Schecter wandte sich an MacRieve. »Und was ist Ihr Gebiet, Dr. …?«

»Mr MacRieve«, entgegnete dieser, trotz der Tatsache, dass er ein Prinz war. »Ich bin hier, um für die Sicherheit meiner Frau zu sorgen. Sie hat die Schönheit und das Gehirn und ich die Muskeln.«

Wieder erstarrte sie, als sie hörte, dass er sie seine Frau nannte. MacRieve hatte ja keine Ahnung, wie sehr dieses Wort sie quälte.

»Und aus welchem Grund ist es nötig, hier um jemandes Sicherheit

besorgt zu sein?«, fragte Schecter.

»Machen Sie Witze?«, fragte MacRieve. »Das wissen Sie nicht?« Nach einem entnervten Blick auf Travis sagte er einfach: »Weil wir uns auf dem verdammten Amazonas befinden.«

22

Das Untergehen der Sonne erfüllte Lucia mit noch mehr Besorgnis. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sich zum letzten Mal derart vor dem Anbruch der Nacht gefürchtet hatte. Und das nach all ihren Kämpfen gegen unzählige Vampire!

Immer wieder erörterte sie in Gedanken ihre Optionen. Eine Möglichkeit hatte sie bereits ausgeschlossen: MacRieve die Wahrheit zu erzählen. Wenn sie ihm enthüllen würde, warum genau sie niemals Sex haben konnten, geschweige denn heute Nacht,

würde er sie ohne jeden Zweifel damit trösten, dass sie auch ohne ihre außerordentlichen Fähigkeiten mit dem Bogen leben könnte – weil er sie beschützen würde. Und wenn er diese Begründung vorbringen würde, dann könnte sie ihn vermutlich wirklich hassen.

Sobald das Treffen vorüber war, brachte Izabel eine Wanne voll gut gekühltem Iquiteña-Bier für die Doktoren. Als sie die Getränke absetzte, öffnete sich ihre Bluse einen winzigen Moment, was Travis' Argusaugen nicht entging. Finster starrte er auf ihren BH, der kurz zu sehen war. Ein finsterer Blick? Die

meisten Männer wären entzückt.

Mit einem innerlichen Achselzucken – wer verstand schon, was im Kopf dieser Sterblichen vor sich ging? – ging Lucia zur Tür des Salons hinüber. Als sie nach dem Knauf griff, fiel ihr auf, dass die Tür ziemlich dick war und über eine Sicherheitssperre verfügte, die im Notfall zum Einsatz kommen konnte. Ein Panikraum mitten im Regenwald? Interessant …

Sobald sie draußen war, blieb sie an der Reling stehen. Nach der Zeit in dem klimatisierten Raum nahm ihr die drückende Hitze beinahe den Atem.

MacRieve schnappte sich eine Flasche Bier und folgte ihr nach draußen, wo er sich neben sie stellte. Die Flasche hielt er, indem er den Zeigefinger um den Hals legte, was so … männlich war.

»Was glaubst du eigentlich, wohin du gehst?«, fragte er und verstaute seine Sonnenbrille in einer Tasche.

»Zurück in meine Kabine.«

»Ich werde dich mit Freuden dorthin begleiten.« Er nahm einen Schluck und legte seine freie Hand auf ihren unteren Rücken.

Sie fühlte sich wie ein zum Tode Verurteilter, der auf die Vollstreckung seines Urteils wartet.

Dead Man Walking? Wohl eher Dead Walküre Walking. Jeder Schritt kostete sie Überwindung. Sie bekam kaum noch Luft und zitterte vor innerer Unruhe. Warum war sie bei ihren letzten Zusammentreffen bloß nie in der Lage gewesen, ihm zu widerstehen? Ein Teil von ihr wisperte: Es ist nicht er, dem du dich nicht widersetzen kannst – du selbst bist es.

Sie würde sich wieder einmal mit Gewalt gegen MacRieve zur Wehr setzen müssen. Aber wie nur? Wie konnte sie bloß an ihren Bogen gelangen und ihn dann vom Boot verjagen?

Zwischen MacRieve und ihr herrschte Schweigen, während um sie herum der Regenwald erwachte. Das Quaken der Frösche steigerte sich zu einem ohrenbetäubenden Crescendo, ehe abrupt wieder Stille eintrat, und dann begann das Ganze von Neuem. Insekten surrten und tschirpten, Brüllaffen kreischten.

MacRieve nahm noch einen Schluck Bier. »Ich hab noch nie im Leben so viele Wissenschaftler getroffen, die dringend mal flachgelegt werden müssten.«

»Was meinst du?«, fragte sie gegen ihren Willen.

Er blieb stehen und beugte sich vor, wodurch er sie gegen die Wand zurückdrängte. Seine freie Hand legte er über ihrem Kopf an die Wand. »Sieht so aus, als ob wir tief eindringen werden. Den jungfräulichen Busch penetrieren, immer wieder, bis wir endlich unser Ziel erreichen.«

Als er grinste, starrte sie auf seine Lippen, dann auf seine Augen, auf diese Lachfältchen. Sie war von diesem großen, starken Mann genauso fasziniert wie immer, aber diesmal gesellte sich Neugier auf seine Vergangenheit dazu. Ein Blick auf sein Gesicht verriet ihr, dass er

in den Tagen, ehe er für immer in seiner unsterblichen Gestalt erstarrt war, viel Zeit in der Sonne verbracht und viel gelacht hatte.

Ein weiterer Schluck. Wollte er erst sein Bier austrinken, ehe er sie in die Kabine zurückbrachte, oder genoss er einfach nur den Sonnenuntergang?

»Diese Docs haben mehr Eier als Verstand. Die haben keine Ahnung, wie gefährlich es hier draußen ist.«

»Woher weißt du so viel über den Amazonas?«

»Zu meinem Leidwesen bin ich nur zu gut mit der grünen Hölle vertraut.« Er schien sich etwas

entspannt zu haben, wenn er auch immer noch besorgt wirkte. »Als der Clan den Beschluss gefasst hatte, Schottland zu verlassen, war unter anderem das Amazonasbecken als Ort für unsere neue Ansiedlung im Gespräch. Jede Menge Platz zum Laufen, und in manchen Gegenden weit und breit kein Mensch. Klang perfekt.«

»Aber das war es nicht?«

»Als ich hierherkam, musste ich erfahren, dass der Amazonas sogar Unsterbliche umbringen kann. Es interessiert ihn nicht, wessen Leben er nimmt, und er ist stark genug, um jeden zu bekommen, den er

sich aussucht.« Ihre Blicke trafen sich. »Er kann tödlich sein, selbst für uns.« Seine Brauen zogen sich zusammen, als wäre ihm gerade etwas eingefallen.

Ob er wohl jemanden verloren hatte, an dem ihm viel lag? Eine Geliebte? Die aufflackernde Eifersucht überraschte sie. Hatte er unter ebendiesem Himmel eine andere geküsst? Ihr Blick fiel auf seine Lippen.

»Du tust es schon wieder, Lousha.«

»Was?«

»Mich ansehen, als ob du von mir geküsst werden willst.«

Sie wurde rot. War sie so leicht zu durchschauen? »Träum weiter, Werwolf.«

»Das tue ich, ohne Unterlass.«

Hastig kehrte sie zum Thema zurück. »Hast du jemanden aus deiner Gruppe hier verloren?«, fragte sie.

»Nein, ich kam allein.« Sie blickte ihn fragend an. »Eine Art Buße, schätze ich. Man könnte darüber streiten …« Er verstummte und wandte den Blick von ihrem Gesicht ab, um den Fluss zu beobachten. Dann erstarrte sein Körper, seine Miene verhärtete sich, und seine Augen flackerten blau auf.

Mit purer Bösartigkeit musterte er die Umgebung, so als wollte er nicht nur jeden umbringen, der sie bedrohte, sondern auch dafür sorgen, dass es wehtat. Nicht zum ersten Mal dachte sie: Mögen die Götter jedem Geschöpf beistehen, das mir Böses will.

»Hast du auch das Gefühl, dass wir beobachtet werden?«, fragte er.

Das hatte sie in der Tat. Eigentlich hatte sie erwartet, dass es verschwinden würde, weil MacRieve nun zusammen mit ihr an Bord war, aber sie spürte eindeutig eine bedrückende Präsenz ganz in der Nähe.

Er wandte sich wieder ihr zu und musterte ihr Gesicht. »Aye, ich auch. Weißt du von jemandem, der Grund hätte, dich gerade jetzt zu verfolgen?«

Cruachs Todeskult besaß zahlreiche Anhänger, die alles tun würden, um sie aufzuhalten, aber das waren für gewöhnlich Menschen, die leicht abzuschütteln waren. »Genau genommen ja«, antwortete sie leise, und MacRieve beugte sich interessiert vor. »Dieser dämliche Lykae, der einfach kein Nein akzeptiert, folgt mir auf Schritt und Tritt.«

Mit zusammengekniffenen Augen

wich er ein Stück zurück. »Vielleicht würde er sie ja aufgeben, wenn er nur ein einziges Mal ein aufrichtiges ›Nein‹ aus dem Mund der Frau hören würde, die er verfolgt.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab und führte sie weiter in Richtung Kabine. »Möchtest du mir vielleicht erzählen, wieso du so nervös wurdest, als vom Rio Labyrinto die Rede war? Und wenn ich mich nicht sehr täusche, hat die Erwähnung der Barão de borracha und dieses Captain Malaquí dir auch nicht gerade ein Lächeln entlockt.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Von mir aus kannst du glauben, was du

willst.«

»Dann sag mir wenigstens eines«, forderte er, als sie an der Tür ankamen. »Hast du bei Damiãno etwas gespürt?«

»Er ist Mythianer«, erwiderte sie ruhig.

»Aye, doch ich habe keine Ahnung, welcher Art er angehört. Aber das werde ich rausfinden. Du bleibst hier, Lousha. Und bereite dich schon mal darauf vor, mir ein paar Fragen zu beantworten, wenn ich zurückkehre. Falls du deinen Bogen irgendwann einmal wiederbekommen möchtest.« Er klopfte auf den Koffer.

Nun hatte sie solche Angst davor gehabt, mit ihm allein zu sein, dass ihr regelrecht schlecht davon war, und jetzt wollte er sich einfach so aus dem Staub machen? Mit meinem Bogen? »Du willst … gehen?« Hatte sie etwa enttäuscht geklungen?

Er grinste und lehnte seinen massigen Körper gegen den Türrahmen. »Ich bin in einer Viertelstunde wieder da, meine Schöne, und stehe dann ganz zu deiner Verfügung. Kannst du so lange warten?«

»Ich hab doch nicht … ich meine, ich will …« Sie atmete tief ein, um

sich zu beruhigen. »Dann lass wenigstens meinen Bogen hier«, sagte sie schließlich.

»Auf keinen Fall«, sagte er über die Schulter hinweg.

Sobald er fort war, begann sie in der stickigen Kabine auf und ab zu laufen. Ihre Gefühle waren in Aufruhr. Obwohl sie sehr gut in der Dunkelheit sehen konnte, schaltete sie die Lampe auf dem Nachttisch an und ein mildes Licht erfüllte daraufhin das Kabineninnere. Jetzt, wo die Sonne nicht mehr hineinschien, kam ihr der Raum kleiner vor. Beinahe gemütlich.

Und er erwartet, dass ich ihn mit

ihm teile.

Als sie das Telefon in die Hand nahm, um Nïx noch einmal anzurufen, sah sie, dass eine weitere Nachricht von Regin eingetroffen war: RegRad: Gehe heut n8 mit den Hexen auf Sauftour. Wette, du wärst am liebsten dabei. LOSER!

Lucia wünschte sich in der Tat, bei ihnen zu sein – weit weg von MacRieve, von der Versuchung, die er darstellte. Er war der Schlüssel zu ihrer Vernichtung. So nahe war sie dem Untergang seit Jahrhunderten nicht mehr gewesen.

Aber er würde sie nicht zwingen,

mit ihm Sex zu haben, so gut kannte sie ihn mittlerweile. Wenn sie es also schaffte, ihm zu widerstehen … Dieser Gedanke gab ihr das Gefühl zurück, die Kontrolle zu besitzen. Ja, ich kann es kontrollieren.

Da sie weitere Informationen von Nïx haben wollte und sich dringend einmal Luft machen musste, wählte Lucia die Nummer der Hellseherin. Überraschenderweise meldete Nïx sich sofort.

Lucia vergeudete keine Zeit. »Wie konntest du mich nur als Lucia MacRieve anmelden?«

»Wenn man es mit Menschen zu

tun hat, ist es erforderlich, einen Nachnamen anzugeben«, erwiderte Nïx in pedantischem Ton. »Ich dachte, du würdest MacRieve deinem wahren Namen vorziehen – Lucia av Cruach.«

Lucia von Cruach. Das war ihre Identität gewesen – sein Besitz, ein bloßes Anhängsel. »Wie lange weißt du es schon?« Sie hatte es niemandem je erzählt, hatte aber schon immer den Verdacht gehegt, dass Nïx es wissen könnte. Trotzdem war es ein Schock gewesen, als sie Cruach Lucias Ehemann genannt hatte.

»Seit der Nacht, in der du

gesprungen bist, um ihm zu entkommen.«

Schon so lange … »Nïx, mein Alias unter den Sterblichen war immer schon Lucia Archer. So steht es auf meinen Kreditkarten und meinem Führerschein.«

»Aber …« Nïx schien verwirrt. »Aber MacRieve klingt viel lustiger.«

»Und dann eine Paläopathologin? Was weiß ich schon über Pathologie, geschweige denn die Paläo-Variante davon?«

»Du hast mehr Lebewesen umgebracht als manche Krankheit«, erklärte Nïx in fröhlichem Ton. »Shot through the heart, and you’re

to blame, wie Bon Jovi schon sang.«

»Ich werde dich erschießen.«

»Das klingt aber gar nicht geduldig und vernünftig, Lucia.«

»Und was ist mit MacRieve? Du hättest mich wirklich warnen können, dass er hier ist.«

»Oh, er ist da? Ich frage mich, ob du ihn wohl verpasst hättest, wenn du pünktlich gewesen wärst. Oder vielleicht brauchst du ihn ja.«

»Mehr als meine Bogenschießkünste? Und das, kurz bevor ich Cruach gegenübertreten werde?«

»Du wirst dich eben ein wenig

beherrschen müssen.«

»Das ist eine Unverschämtheit, Nïx. Ausgerechnet eine der unbeherrschtesten Walküren predigt mir Zurückhaltung. Sag mir einfach, wonach ich suche, damit ich – ach, ich weiß auch nicht – es vielleicht erkenne, wenn ich es sehe!«

Um den bestmöglichen Effekt zu erzielen, schwieg Nïx für einige Momente, ehe sie schließlich antwortete: »Hast du schon einmal den Begriff … Dieumort gehört?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Wäre möglich, aber ich glaube, in Wirklichkeit ist es ein Gottestöter.«

Lucia verdrehte die Augen. »Ich weiß ganz genau, was das ist!«

»Jetzt hast du mir die Schau gestohlen.« Nïx seufzte. »Ich hatte es dir schon erzählt, stimmt's?«

»Regin und ich suchen schon seit Jahren nach einem Dieumort! Ich rackere mich seit zwölf Monaten ab wie eine Blöde, um endlich so ein Scheißding aufzutreiben.« Lucia holte tief Luft. »Es ist hier unten«, murmelte sie. Ihr ganzer Körper wurde von Erregung erfasst.

»Mh-mhh. Sie sind ziemlich selten – so selten wie Amphitrites Tränen –, aber ein Dieumort befindet sich am Rio Labyrinto.«

Also existiert so ein Gottestöter tatsächlich, und Nïx weiß, wo er ist? »Ist es ein Pfeil?«

»Keine Ahnung, wie er aussieht«, sagte Nïx. »Aber ich denke mal, wir könnten Cruach damit erledigen.«

»Cruach erledigen? Auslöschen? Für immer?« Lucia umklammerte das Telefon, als hinge ihr Leben davon ab.

»Für immer und für alle Zeit. Allerdings sind die Götter – oder zumindest die, mit denen ich in Kontakt stehe – gegen diesen Plan. Sie wollen nicht, dass ein derartiges Wissen oder Waffen – oder was auch immer – an die Öffentlichkeit

gelangen. Sie wollen sich lieber selbst um Cruach kümmern. Das ist ein Fehler«, sagte Nïx einfach. »Jedenfalls musst du wissen, dass nicht nur der Kult des Todes unterwegs ist, um dich aufzuhalten. Unsterbliche Assassinen und Söldner wurden vermutlich ebenfalls bereits ausgesandt. Und diesmal wird es sich bei ihnen um Abgesandte der Götter handeln.«

Einen von ihnen umzubringen würde also eine Bestrafung durch die göttlichen Mächte nach sich ziehen? »Was haben diese Götter denn mit Cruach vor?« Nur für den Fall, dass ich versage.

»Sie erwarten von dir, dass du zu deinem Angetrauten zurückgehst und ihn eine Weile besänftigst und Zeit schindest, bis sie eine Möglichkeit gefunden haben, ihn zu vernichten.«

Lucia musste beinahe würgen. Ihn besänftigen? Lieber würde sie sterben. Das Blut, das durch seine Zähne rann, die Maden und das Gemetzel …

»Du musst wissen, die Apokalypse hat bereits begonnen«, fuhr Nïx fort. »Bislang bekommen wir nur einen klitzekleinen Vorgeschmack auf das Armageddon zu spüren. Es kann zwar wieder in Ordnung

gebracht werden, aber nicht mehr lange. Die Uhr läuft.«

»Wie kann es denn bereits angefangen haben? Er ist doch gefangen.« Wenn Cruach schon frei war, dann war alles vorbei. Nur innerhalb seiner Höhle, seines Gefängnisses, konnte man ihm Schaden zufügen – oder ihn töten. Nur dort nahm er seine körperliche Gestalt an. »Ich würde es wissen, wenn seine Flucht unmittelbar bevorstünde.« Ich weiß es immer. Ihre Albträume hatten sich als verblüffend akkurate Vorboten erwiesen.

»Noch ist er nicht frei, aber er

erhält Hilfe von seinen Anhängern.«

Der berüchtigte Kult des Todes verehrte ihn als seine Gottheit, und seine Mitglieder nannten sich selbst Cromiten. Diese in Umhänge gekleideten Schwertkämpfer trugen Cruachs Zeichen als Tätowierung: ein Symbol in der Form seiner verdrehten, knorrigen Hörner.

»Der Kult ist gewachsen«, sagte Nïx, »und sie bringen unaufhörlich in seinem Namen Opfer dar, um ihn zu stärken, damit er sich wieder erheben kann.«

Kalte Angst durchfuhr Lucia. Götter bezogen ihre Stärke aus der Menge an Verehrung, die ihnen Tag für

Tag zuteil wurde. Lucia war in der Lage, mit den Todeskultlern fertigzuwerden, die hinter ihr her waren, aber ihre grausigen Rituale vermochte sie nicht zu stoppen. »Was noch, Nïx?«

»Ehrlich, ich weiß nur, dass sich e i n Dieumort am Rio Labyrinto befindet.«

»Und wie finde ich diesen Fluss?«

»Alles, was du brauchst, ist auf diesem Boot.«

»Nïx, du musst mir mehr sagen!«, rief Lucia. »Warum gehst du mit deinen Informationen denn immer so sparsam um?«

»Ich bin ein Orakel, so sind wir

nun mal«, erwiderte sie. »Also, muss ich denn wirklich wieder diese dummen Störgeräusche machen?« Klick.

Wieder lief Lucia in der kleinen Kabine auf und ab, fassungslos angesichts dessen, was sie soeben erfahren hatte – und nicht erfahren hatte. Waren ihre Anstrengungen am Ende völlig sinnlos? War Nïx überhaupt halbwegs bei klarem Verstand? Im Lauf der letzten paar Monate war die Hellseherin mental recht stabil gewesen, aber es kam immer noch regelmäßig zu krassen Rückschlägen. Wie in dem Monat, als sie ausschließlich auf

Altbabylonisch kommunizierte, oder den Wochen, als sie nur dann antwortete, wenn man sie P!nk nannte.

Während Lucia noch auf das Satellitentelefon starrte, kam eine weitere Nachricht von Regin an: RegRad: Ich mach nur Spaß. Du bist kein Loser. Ich sollte bei dir sein. Vermisse dich.

Lucias Brauen schoben sich zusammen. Ich dich auch.

Sie lief weiter … hin und her, hin und her. Eine Schweißperle rann über ihre Stirn. Sie wischte sie fort, doch gleich darauf lief ihr eine neue die Schläfe hinab. Sie fühlte sich

schmutzig, und ihre Beine waren immer noch klebrig vom Flusswasser.

Kurz entschlossen zog sie ihre Kulturtasche aus dem Rucksack und eilte ins Bad, wo sie sich hastig entkleidete und in die winzige Duschkabine stieg. Der Wasserdruck war beinahe gleich null, die Temperatur kaum lauwarm, aber es reichte, um ihren Körper abzuspülen und sich die Haare zu waschen.

Nachdem sie sich wieder angezogen hatte, setzte sie sich auf den Rand des Bettes, um gleich darauf wieder aufzuspringen und

weiter auf und ab zu laufen, ohne die Uhr auf ihrem Telefon aus den Augen zu lassen. MacRieve sollte inzwischen eigentlich längst wieder zurück sein. Was machte er bloß?

Sie durchquerte den Raum und betrat den kleinen Balkon. Dort starrte sie auf den Fluss hinaus, über den die Contessa mit gleichmäßiger Geschwindigkeit vorwärtstuckerte, so wie sie es allem Anschein nach die ganze Nacht hindurch tun würde.

Das Wasser war trübe wie der Mississippi, die Luft feuchtschwül wie der Sommer in New Orleans. Obwohl sie eben erst eine kühle

Dusche genommen hatte, fühlte sich ihre Haut bereits wieder erhitzt an. Sie hob ihr Haar hoch und rieb sich den Nacken.

Was trieb MacRieve nur so lange? Seitdem Lucia sich der Nähe des Schotten ununterbrochen hyperbewusst war, spürte sie auch sehr deutlich seine Abwesenheit.

Er hatte ihr gesagt, er habe Fragen an sie. Sie hatte auch welche an i h n. Wie hat es sich angefühlt, deine Krone zu verlieren? Sie wusste, dass er seinen älteren Bruder liebte und über seine Rückkehr überglücklich war, aber vom König aller Lykae wieder zum

Dunklen Prinz zu werden – das musste doch Spuren hinterlassen haben.

Wie hast du es nur geschafft, bei Vollmond nicht über mich herzufallen? Sie fürchtete, dass er in diesen Nächten andere Frauen zu sich kommen ließ, um die überwältigende Lust abzureagieren, die er dann verspüren musste. Was würde ihn also jetzt davon abhalten, über sie herzufallen? In zehn Tagen war Vollmond.

Aber vor allem wollte sie fragen: Hast du während des vergangenen Jahres jemals in Erwägung gezogen, mich aufzugeben?

Lucia starrte hinab, nahezu hypnotisiert von der wirbelnden Strömung. Wasser … Erinnerungen tauchen auf. Dieses ganze Gerede von Nïx über Cruach zwang Lucia dazu, sich zu erinnern. Wie naiv sie gewesen war, und wie strahlend ihre Zukunft.

Mit sechzehn hatte sie keine Ahnung gehabt, wie gut es ihr auf der Ebene der Unsterblichen in Walhalla ging. Sie hatte einen Großteil ihrer Zeit beim Ausgangsportal der Ebene verbracht und sich danach gesehnt fortzugehen. Sie hatte Walhalla langweilig gefunden. Jetzt wusste

sie, dass es ein von Nebel überzogenes Land war, voller Schönheit und endlosem Frieden.

Aber die Welt dort draußen war ihr so klar erschienen, so aufregend. Lucia hatte sich gewünscht, sich einfach nur auf den Rücken zu legen und zu den leuchtenden Sternen emporzublicken, die sie von ihrem Aussichtspunkt aus gerade noch erspähen konnte. Sie sehnte sich nach Abenteuern, vor allem aber nach Romantik. Sie wollte ein eigenes Heim und eine Familie – einen Ehemann und irgendwann ein Dutzend Kinder.

Sollten doch ihre Halbschwestern

die Pflichten der Walküren übernehmen: unter den Gefallenen auf dem Schlachtfeld auswählen und ihre eigenen Schlachten schlagen. Sie hatte keinerlei Interesse am Tod.

Lucia hatte sich nach Liebe gesehnt …

Eines Nachts war ein Fremder auf der anderen Seite erschienen, ein Mann. Auf einmal war er da, wie in einem Traum, so als ob sie ihn heraufbeschworen hätte. Er hatte helles, gelocktes Haar und blaue Augen von der Farbe des wolkenlosen Himmels, auf den sie hier und da einen Blick aus der

Ferne geworfen hatte. Nie zuvor hatte sie etwas dermaßen Verlockendes wie das engelsgleiche Aussehen dieses Mannes gesehen.

»Wie heißt du, meine hübsche Walküre?«, fragte er.

»Ich bin Lucia die Jungfrau. Und wie heißt Ihr?«

»Ich werde Crom genannt. Ich bin der Mann, den du bald heiraten wirst.«

Sie lachte entzückt. »Seid Ihr das tatsächlich, Sir?«

»Ich werde dich zur Herrin meiner Burg machen. Und dich mit Geschenken überschütten und anbeten.«

»Ich mag Geschenke.«

Sie flirteten, bis sie Regin hörte, die sie zum Essen rief. Als junge Walküren verspürten sie noch das Bedürfnis, Nahrung zu sich zu nehmen, waren immer noch sterblich, bis sie voll ausgewachsen waren und im Zustand der Unsterblichkeit erstarren würden. Nach einem raschen Blick über die Schulter zurück hatte Lucia ihm gesagt: »Ich muss gehen. Werdet Ihr noch einmal zurückkehren, um mich zu sehen?«

»Ich werde morgen Abend hier sein und dich ungeduldig erwarten«, hatte er gesagt. »Und

den Abend danach und den danach. Bis du zustimmst, meine Frau zu werden ...«

Das war das einzige Versprechen, das er je gehalten hatte.

Die Kabinentür wurde geöffnet.

23

Garreth fand sie auf dem Balkon. Sogleich versteiften sich ihre schmalen Schultern.

Auf dem Weg quer durch das Zimmer staunte er wieder einmal über die Tatsache, dass er endlich bei ihr war. Er hatte sie so lange verfolgt, dass er es immer noch kaum fassen konnte.

Heute Abend hatte er sie nicht aus den Augen lassen wollen, aber sein Instinkt hatte ihn lautstark gewarnt, dass seiner Gefährtin Gefahr drohte. Und er hatte soeben herausgefunden, wie groß die

Gefahr war.

Er gesellte sich zu ihr, legte die Unterarme auf die Reling und blickte hinaus in die Dämmerung. Von beiden Seiten schloss sie der Urwald ein, sodass es fast erschien, als ob sie einen Canyon durchfuhren – einen Canyon mit grünen Wänden. Die tiefen Sturmwolken, die sich über ihnen zusammenbrauten, verstärkten das klaustrophobische Gefühl noch.

Wie gut er sich an diesen Ort erinnerte. Wie sehr er gehofft hatte, ihn zu vergessen.

Irgendwann wandte sie sich zu ihm um. Ihr liebliches Gesicht war

bleich, ihre Miene angespannt.

»Wann hast du zum letzten Mal geschlafen?«, fragte er. Nach dem zermürbenden Jahr, das hinter ihm lag, fühlte er sich vollkommen erledigt. Er konnte sich nicht vorstellen, wie sie sich erst fühlen musste, oder woher sie überhaupt die Kraft genommen hatte, das alles durchzustehen.

»Vor einer Woche, glaube ich.« Unsterbliche konnten leicht ein paar Tage ohne Schlaf auskommen, aber eine Woche, das war hart, wie er nur zu gut wusste, da er schon seit beinahe einem Dutzend Tagen ununterbrochen auf den Beinen

war.

Sie hatte geduscht und sich die Haare gewaschen. Jetzt roch es süß, wie Jasmin. »Du hast ohne mich geduscht, Walküre? Das wird der letzte Abend sein, an dem so was vorkommt.« Und sie hatte sich wieder vollständig angekleidet. »Meinst du vielleicht, ein paar zusätzliche Kleidungsstücke könnten mich von meinem Ziel abhalten?«

»Ich meine, dass ich sicherlich nicht in meiner knappen Unterwäsche auf dich warte.«

»Vielleicht noch nicht.« Ehe sie protestieren konnte, sprach er

schon weiter. »Du musst mir alles über diese kleine Mission erzählen, auf der du dich befindest. Weil du nämlich verfolgt wirst. Mir scheint, es gibt eine ganze Menge von Mythenweltbewohnern, die dich daran hindern wollen, zu erreichen, was du erreichen musst. Ich denke, es ist an der Zeit, mir meine Fragen zu beantworten.«

»Vergiss es, MacRieve.«

»Du willst blindlings ignorieren, dass du in höchster Gefahr schwebst?«

»Weil du das sagst? Ach, warte mal, wie hast du es doch auf dem Treffen so vorzüglich ausgedrückt:

Wir sind in Gefahr, weil wir uns auf dem Amazonas befinden. Wow, noch genauer ging's wohl nicht, oder? Also wirklich, ich sollte dringend ein paar Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, gegen diesen … schurkischen Amazonas.«

»Lousha, ich habe heute erst zwei dämonische Assassinen in Iquitos umgelegt, die mit erhobenen Schwertern in einer Gasse auf der Lauer lagen, durch die du Sekunden später gerannt bist.« Beinahe hätte er das Boot verpasst, so viele Köpfe hatte er rollen lassen.

»Umso besser also, dass ich auf

dem Fluss bin.«

Er stieß ein harsches Lachen aus. »Von wegen. Weißt du was? Ich werde dich bei der ersten Gelegenheit von diesem Schiff runterbringen.«

»Was?« Sie gab sich sichtlich Mühe, sich zu beruhigen, erst dann sprach sie weiter. »MacRieve, lass uns doch vernünftig sein. Was für eine Bedrohung gibt es denn hier an Bord, dass du dich derartig aufführst?«

»Zunächst einmal diesen Dr. Clarence Ogilvie Schecter …«

Sie hob die Hand, um ihm Einhalt zu gebieten. »Und woher kennst du

seinen zweiten Vornamen?«

Als er nur die Achseln zuckte, breitete sich langsam ein Ausdruck des Begreifens auf ihrem Gesicht aus. »Das soll doch wohl ein Witz s e i n … Du hast ihre Sachen durchwühlt?«

Er würde noch viel mehr tun, um für ihre Sicherheit zu sorgen. »Aye, als sie oben waren und Bier tranken.« Er trat wieder in die Kabine, setzte sich aufs Bett und legte den Koffer neben sich. »Ich wollte nur vermeiden, dass du das Gefühl hast, du wärst die Einzige, deren Privatsphäre ich missachte.« Sie warf ihm einen wütenden Blick

zu. »Ich bin ein Lykae. Wenn mich etwas neugierig macht, untersuche ich es. So machen wir das nun mal. Na, jedenfalls … Hat der alte Schecter uns nicht vorhin versichert, dass er sich nicht für Megafauna interessiere?«

»Tut er doch?«

»Oh, aye. Er ist auf der Jagd nach einem gottverfluchten Megakaiman.«

»Was ist das, und was hat es mit mir zu tun?«

»Schecter hat vor, einen vier Tonnen schweren Kaiman mithilfe dieses altersschwachen Kahns in die Falle zu locken – er will ihn nicht

bloß dokumentieren. Er hat einen ›akustischen Köder‹ entwickelt – zum Patent ist das verdammte Ding auch schon angemeldet – und genug Beruhigungsmittel dabei, um sogar deine leuchtende Schwester glücklich zu machen.«

»Gut zu wissen.« Sie tippte sich gegen das Kinn. »Aber das reicht noch lange nicht, um mir Sorgen zu bereiten.«

»Ach ja, und was ist mit Rossiter? Er behauptet, nach Heilmitteln zu suchen, aber in Wahrheit ist er nur an einem Einzigen interessiert: am tödlichen Insomnia-Syndrom.«

»Was ist das denn?«

»Soweit ich es seinen Unterlagen entnehmen konnte, ist das eine extrem seltene genetische Erkrankung. Im Grunde genommen bedeutet es, dass man die Fähigkeit zu schlafen verliert. Man bleibt so lange wach, bis man irgendwann stirbt.«

»Was hat das denn mit mir zu tun?«

»Dr. Rossiter hat diese Erkrankung zu seinem Studienobjekt gemacht, weil er daran stirbt. Das heißt, er hat absolut nichts zu verlieren und ist vollkommen skrupellos. Er ist auf der Suche nach einer seltenen Orchidee, von der er glaubt, dass

sich aus ihr ein Heilmittel für die Krankheit herstellen lässt.«

»Also, zuerst einmal: Warum muss es eigentlich immer eine Orchidee sein? Und zweitens: Na und?«

»Was glaubst du denn, was er tun würde, wenn er entdeckt, dass es Unsterbliche gibt? Wenn er feststellt, dass wir im Prinzip bis in alle Ewigkeit leben können, oder dass ich ihn womöglich unsterblich machen kann?« Nicht, dass Garreth das jemals tun würde. Von allen Spezies der Mythenwelt waren die Lykae diejenigen, die am seltensten andere Lebewesen wandelten. Der Grund dafür waren die entsetzlichen

Nebenwirkungen.

»Und was ist mit Damiãno?«

»Seine medizinischen Unterlagen sind gefälscht. Er ist definitiv kein Mensch.«

»Aber was ist er dann?«

»Vielleicht ein Gestaltwandler oder ein Hexer? Oder ein Dämon? Wenn er auf Schamanismus steht, könnte er genauso gut ein verdammter Medizinmann sein.«

»Glaubst du, dass er gelogen hat, was den Grund seiner Anwesenheit auf dem Schiff angeht?«

»Keine Ahnung, was er wirklich im Schilde führt, aber wenn er tatsächlich vorhat, Ölfirmen

aufzuhalten, dann werden wir mit Gewissheit verfolgt. Die haben überall auf dem Fluss ihre Söldner, die Funk und Satellitentelefone überwachen. Ein Spionagenetz, das sich über das gesamte Amazonasbecken erstreckt. Ein unentdeckter Stamm würde die Milliarden kosten. Die lassen nicht zu, dass irgendjemand darüber berichten könnte. Lousha, die drei wissen alle, was für ein zwielichtiges Unternehmen das hier ist. Das ist der einzige Grund, warum sie sich auf einem beschissenen Kahn wie dem hier befinden, mit einem besoffenen

Captain, der sich vom Geld bestimmen lässt. Also, wenn du mir nicht einen sehr guten Grund dafür nennen kannst, dir zu gestatten, an Bord zu bleiben …«

»Mir zu gestatten?«

»Aye. Zweite Lektion über den Amazonas? Hier gilt das Recht des Stärkeren.«

»Ich muss aber auf diesem Schiff sein, diesem ganz speziellen Schiff.« Sein Blick war unnachgiebig. »Hier geht's nicht um dich und mich, sondern um etwas sehr viel Größeres. Aus der Kategorie ›Ende der Welt‹.«

»Dann erzähl's mir«, sagte

MacRieve, »und ich werde dir helfen.«

Offensichtlich gab es keinen anderen Weg, darum beschloss sie, ihm zumindest einen Teil anzuvertrauen. »Na gut, dann lass uns aber vorher eine Abmachung treffen. Du lässt meine Tarnung nicht auffliegen; außerdem hörst du auf, mir ständig zu befehlen, ich solle mich ausziehen …«

»Aber du liebst das, und es erregt dich.«

»Willst du es jetzt wissen oder nicht?«

Einlenkend hielt er die Handflächen hoch. »Einverstanden

und einverstanden.«

»Und wir werden keinen Sex haben.«

»Nicht einverstanden. Du tust gerade so, als ob du in der Position wärst zu verhandeln, aber ich kann dich zwingen, das Schiff zu verlassen.«

»Dräng mich nicht mit dem Rücken gegen die Wand, MacRieve. Ich bemühe mich im Moment darum, vernünftig zu sein, aber du hast ja keine Ahnung, wozu ich fähig bin, wenn man mich in die Ecke drängt.«

»Ach ja? Aber wozu bist du denn fähig, ohne die Aufmerksamkeit der

Menschen auf dich zu ziehen? Morgen früh sind wir weg.«

»Also gut, ich werd's dir erzählen.« Sie begann wieder auf und ab zu laufen. »Du hast sicherlich Nïx kennengelernt.«

»Oh ja, als ich im Kerker der Walküren eingesperrt war, nachdem du mich in eine Falle gelockt hattest.«

Sie zog eine Schnute.

»Schon gut, fahr fort.«

»Sie hat sich gestern mit mir in Verbindung gesetzt und mir berichtet, dass die Welt am Rande einer Apokalypse stünde. Sie trug mir auf, den Rio Labyrinto zu

suchen. An diesem Fluss würde ich das Mittel für unser aller Rettung finden. Und ehe du fragst – nein, mehr weiß ich auch nicht. Nïx wollte mir keine Einzelheiten verraten. Du hast ja keine Ahnung, wie sie ist.«

»Hab ich nicht? Sie wollte mir nicht sagen, wieso ich um genau drei Uhr in Iquitos sein sollte. Das Einzige, was sie mir sagte, war: ›Willst du jetzt deine Gefährtin sehen oder nicht, Werwolf?‹«

»Deshalb bist du so schnell hier g e w e s e n!« Diese hinterhältige Mistkuh! »Nein, das würde sie nicht wagen.«

»Wir wissen beide, dass sie es

wagen würde und getan hat.«

Nïx hatte geplant, dass sich Lucia und MacRieve hier treffen würden. Die Hellseherin hatte ihm einen Gefallen getan. Aber warum? Nïx mochte ja nicht mehr alle Tassen im Schrank haben, aber sie konnte auch sehr berechnend sein.

In den letzten Monaten war ein quälender Verdacht in Lucia gewachsen. Die dreitausend Jahre alte Hellseherin hatte begonnen herumzuerzählen, dass sie bald eine Göttin sein würde. Und das war nicht nur verrücktes Geschwätz – es war tatsächlich im Bereich des Möglichen.

Nïx war die Tochter von Göttern, und sie hatte das erforderliche Alter – uralt – erreicht. Aber das Wichtigste war, dass sie sich ein Netzwerk lebenslanger Loyalitäten aufgebaut hatte, und die waren mindestens genauso viel wert wie ein Gefolge, das sie verehrte.

Wenn Götter aus der Anzahl ihrer Anhänger Kraft bezogen, dann bedeutete dies, dass Nïx zunehmend mächtiger wurde. Vor ihr stand Garreth MacRieve, ein weiterer Mythianer, der Nïx einen Gefallen schuldete und der jeden Tag seines unsterblichen Lebens für ihre Hilfe dankbar sein würde. Wie

ein Gebet. Menschen dankten Gott – MacRieve würde Nïx danken.

Die komplett durchgeknallte Nïx sollte eine Göttin werden? Lucia fragte sich, ob sie wohl eine von der gütigen Sorte sein würde.

»Sei nicht wütend auf die Hellseherin«, sagte Garreth. »Auch wenn sie mir nicht geholfen hätte, hätte ich dich irgendwann sowieso eingeholt.«

»Du klingst ziemlich zuversichtlich. Ich frage mich, warum sich das geändert hat.«

»Ich hatte ein Ass im Ärmel, das ich noch nicht ausgespielt hatte.« Ehe sie ihn nach diesem Ass fragen

konnte, fuhr er fort: »Also, hat Nïx dir vielleicht zufällig mitgeteilt, wo wir diesen Rio Labyrinto finden können?«

Lucia schüttelte den Kopf. »Sie sagte: ›Alles, was du brauchst, ist auf diesem Schiff.‹«

»Tatsächlich?«, fragte er nachdenklich. »Dann muss sie gemeint haben, dass du mich brauchen würdest.«

»Warum das denn?«

»Weil ich schon dort gewesen bin, mein Mädchen.«

24

»Aber niemand kam bisher lebend vom Rio Labyrinto zurück«, sagte Lucia.

Garreth hob das Kinn. »Niemand – außer mir.«

Ihre Augen wurden groß. »Dann erzähl mir von dem Fluss! Wo ist er?«

»Zuerst einmal erzählst du mir, was du sonst noch über die Apokalypse weißt. Dir ist ja wohl klar, dass du sonst kein Wort mehr aus mir herausbekommst.« Das war so nicht ganz richtig. Wenn sie sich jemals entschließen sollte, ihre

Tricks an ihm auszuprobieren, wäre er vermutlich Wachs in ihren Händen.

Sie ging auf und ab, biss sich auf die volle Unterlippe – die Lippe, an der er nur zu gern selbst knabbern würde. Dann atmete sie aus.

»Hast du jemals von dem Gott … Crom Cruach gehört?«, fragte sie.

Das hatte er. Die Art und Weise, wie sie den Namen des Gottes ausgesprochen beziehungsweise mit viel Mühe über die Lippen gebracht hatte, sorgte dafür, dass sich ihm die Nackenhaare aufstellten.

»Ich glaube, ich hab die eine oder

andere Geschichte gehört«, log er. »Aber besonders gut erinnere ich mich nicht mehr daran.«

Sie warf ihm einen zweifelnden Blick zu.

»Götter sind nicht gerade mein Spezialgebiet. Ja, wenn es Rugby wäre, dann hätte ich sicher besser aufgepasst.«

»Er ist böse bis ins Mark«, sagte sie nach kurzem Zögern. »Seine Hauptmacht besteht darin, den Leuten das verrückte Verlangen einzupflanzen, diejenigen zu opfern, die sie lieben. Aber ab sofort wird dieses Verlangen, andere in Cruachs Namen zu töten,

ansteckend sein, von einer Person auf die nächste überspringen. Bislang war er in einer Höhle eingesperrt, aber bei jeder Akzession wird er so mächtig, dass er aus seinem Gefängnis ausbrechen kann. Darum muss ihn alle fünfhundert Jahre jemand dorthin zurückverbannen. Nïx hat mir die Aufgabe übertragen, dies zu tun.«

Nachdem Lucia ihre Erklärung abgeschlossen hatte, konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, dass noch sehr viel mehr Details zu dieser Geschichte gehörten, als sie preisgab.

Und dass sie kurz davorstand durchzudrehen. Lass sie ruhig immer schön der Reihe nach erzählen.

»Bei all den Geschöpfen der Mythenwelt, die der Hellseherin noch etwas schulden, hat sie ausgerechnet dich für diese Aufgabe ausgewählt?« Er war beeindruckt und machte daraus keinen Hehl.

»Ja, mich.« Sie strich sich ihr immer noch feuchtes Haar hinter ihr spitzes Ohr. »Nïx sagte mir, es gäbe womöglich einen Weg, ihn zu töten. Dem Zyklus endlich ein Ende zu bereiten.«

»Einen Weg?«

»Eine Waffe. Man nennt sie Dieumort, das ist ein …«

»Gottestöter. Davon hab ich schon gehört. Und sie glaubt, dass am Rio Labyrinto einer zu finden ist?«

Lucia nickte. »Das hat sie gesagt. So, ich hab dir meinen Teil erzählt, jetzt bist du dran, mir von diesem Fluss zu erzählen. Wie hast du ihn gefunden?«

»Das war reiner Zufall. Ich hatte am Ufer gejagt, und auf einmal verschwand meine Beute direkt vor meinen Augen. Aber ich konnte sie immer noch wittern. Also folgte ich meiner Nase direkt durch das

Portal.«

»Und? Erzähl weiter!«

»Er ist auch als Fluss des Verderbens und Fluss der Pforten bekannt und ein wahrer Irrgarten von Kanälen und Nebenarmen.« Er legte eine Kunstpause ein. »Und man sagt, er sei das Tor zu El Dorado.«

»El Dorado?« Lucias Augen wurden groß. »Die verlorene Stadt des Goldes?« Vielleicht war der Dieumort tatsächlich der goldene Pfeil aus ihren Träumen? »Wo? Wo ist es?« Lucia konnte schon kaum fassen, dass MacRieve wusste, wo sich der Rio Labyrinto befand –

alles, was du brauchst, wird an Bord der Contessa sein –, und jetzt auch noch das?

El verdammtes Dorado.

»Als ob ich dir das verraten würde!«, entgegnete MacRieve spöttisch. »Das werde ich nicht tun. Mir gefällt es, dass du von mir und meinem guten Willen abhängig bist.«

Wie es aussah, würde sie sich ihren Bogen nicht von MacRieve zurückholen und ihn abservieren. »Ich habe dir doch von der Apokalypse erzählt.«

Statt einer Antwort sah er sie nur an, so als ob er wüsste, dass sie

etwas zurückhielt.

»Begreifst du denn nicht? Es ist von entscheidender Bedeutung, dass ich einen Weg finde, Cruach zu zerstören!«

»Also, wenn ich dir erlaube, hier an Bord zu bleiben, lauern tausend verschiedene Gefahren auf dich, und wenn ich dich fortbringe, droht dir nach wie vor Gefahr von einer Apokalypse?«

»So ungefähr.«

Er seufzte erschöpft. »Also gut, wir bleiben. Aber wir werden einige Richtlinien für die Dauer unseres Aufenthalts an Bord aufstellen.«

»Mit anderen Worten: Du hast vor,

mir Regeln vorzuschreiben, die ich befolgen soll? MacRieve, sag mir einfach, wo der Fluss ist, den Rest erledige ich dann schon allein.«

»Niemals.«

»Bald haben wir Vollmond. Hast du darüber schon mal nachgedacht, Werwolf? Es sind nur noch zehn Tage!«

»Dann kennst du dich mit den Daten wohl genauso gut aus wie ich.«

»Du wirst dich nicht mehr beherrschen können. Du wirst mich angreifen. Ich weiß, wie sich deine Art aufführt.«

»Ich habe dir noch nie geschadet.

Solange ich das hier trage«, er zeigte auf das silberne Armband an seinem Arm, »werde ich die Selbstbeherrschung nicht verlieren.«

»Was bewirkt das Ding?« Sie betrachtete es misstrauisch. »Woher hast du es?«

»Von den … Hexen.« Er schien ein Schaudern zu unterdrücken. »Die Inschrift bewirkt, dass ich mich nicht unwillkürlich verwandle.«

»Hast du mir nicht erzählt, dass du dich niemals mit den Hexen abgeben würdest?«

»Inzwischen hat mein Cousin eine von ihnen geheiratet, darum habe

ich mich an sie gewandt. Ich hab's für dich getan.«

Gegen ihren Willen fühlte sie, wie sich ihr Herz erweichte. Sie wusste sehr wohl, was ihn das gekostet haben musste. »Wie lange hast du das schon?«

»Ungefähr zehn Monate. Warum?«

»Und wie hast du es geschafft, mir während der ersten beiden Vollmonde fernzubleiben?«

»Ich habe einen Weg gefunden.« Er zuckte mit den Schultern.

»Hast du dich dabei … selbst verletzt?«

»Würde dir das etwas ausmachen?«

»Ich bin nicht gefühllos, MacRieve.«

»Ich habe einen Weg gefunden. Mehr brauchst du nicht zu wissen.«

Indem du andere Frauen benutzt hast? Lucia konnte sich nur zu gut vorstellen, dass sein Clan ihm Frauen zuführte, um ihn zu befriedigen. Sie wollte nicht einmal darüber nachdenken, wieso dieser Gedanke sie verletzte, so wie Säure die Haut verbrennt. »Bist du sicher, dass dieses Armband dich davon abhält, ganz … wölfisch zu werden?«

Er hob eine Braue. »Es hat jedenfalls bisher beinahe ein Jahr

lang funktioniert.« Als sie immer noch zweifelnd dreinblickte, fügte er hinzu: »Sie haben mir eine Haus-der-Hexen-Garantie darauf gegeben.«

Dann würde es funktionieren.

»Wölfisch? Was weißt du schon über meine Wandlung?«

»Ich habe mich erkundigt, nachdem ich herausgefunden hatte, dass ich deine … Gefährtin bin.«

Er stand auf und ging zu ihr hinüber. »Na, dann lass mal hören.«

»Im Grunde genommen ist es so, als ob du den Verstand verlierst. Du wirst zum Tier und jagst mich, bis du mich einfängst. Dann nimmst du

mich gleich ein paarmal, beißt mich dabei in den Hals und kennzeichnest mich als deinen Besitz. Nichts wird dich aufhalten, kein Käfig kann dich halten. Hab ich noch irgendwas vergessen?«

»Aye, Lousha.« Sein Blick musterte sie von oben bis unten, und seine Stimme wurde tiefer. »Die Tatsache, dass es dir gefallen wird.«

Nur darüber zu reden, dass er sie bald mit seinem Zeichen versehen würde, ließ Garreth schon hart wie Stahl werden. Ein brennendes Verlangen war in ihm erwacht.

»Willst du jetzt die Regeln

kennenlernen oder nicht?« Sie starrte ihn aufgebracht an. »Ich bin sicher, du willst deinen Bogen zurück. Und alles deutet darauf hin, dass du auch mein … Wissen brauchst. Also wirst du dich in jeder Nacht an Bord meinem Willen fügen. Und jedes Mal, wenn es draußen ein Gewitter gibt, das deine Blitze tarnt …«

»Das wird nicht passieren! Zählen denn meine Wünsche und Bedürfnisse gar nichts in deiner verqueren Auffassung einer Beziehung?«

»Aye, wenn du zugibst, was du wirklich brauchst und möchtest.

Mein Instinkt sagt mir laut und deutlich, dass du mich brauchst, dass du dich nach mir verzehrst. Ich spüre es in dir. Verdammt noch mal, ich spüre es sogar in diesem Augenblick. Und ich kann nicht eher ruhen, bis ich dir Erleichterung verschafft habe.«

»Darum habe ich nicht gebeten! Für dich …«

»Du bittest mich jedes gottverdammte Mal darum, wenn du in meiner Nähe bist, meine Schöne.« Er näherte sich ihr, bis ihre Körper nur noch Zentimeter trennten. »Daran gibt es keinen Zweifel.«

Sie blickte mit leicht geöffneten Lippen zu ihm auf, ihre Atemzüge wurden immer flacher.

»Hast du eigentlich eine Ahnung, wie es für mich ist, dein Verlangen zu wittern? Ich werde davon angezogen, wünsche es mir so sehr, und dann stößt du mich zurück. Kannst du dir meine Frustration vorstellen, Lousha? Und inzwischen hat sich ein ganzes Jahr in mir angestaut.« Er beugte sich herab und murmelte an ihrem Hals: »Weißt du, wie es sich anfühlt, nach so vielen Jahrhunderten meine Gefährtin zu finden und nur noch einen Herzschlag davon entfernt zu

sein, sie zu nehmen?« An ihr Ohr gepresst sagte er: »Ich kann gar nicht zählen, wie oft ich jene Nacht in meiner Fantasie noch einmal durchlebt und davon geträumt habe, mich in deinen bebenden Körper zu versenken. In Gedanken habe ich dich schon tausendmal zu der Meinen gemacht. Und deiner Miene nach zu schließen, mein Mädchen, bin ich nicht der Einzige, der sich uns beide zusammen vorgestellt hat.«

»Nein!«, rief sie, während sie seine Lippen anstarrte und ihre eigenen befeuchtete. Ihre Hüften hatten begonnen, sich sanft an ihm

zu reiben. Ihre harten Nippel drückten gegen den Stoff ihres roten Oberteils. »Lass mich los!«

»Verdammt, Lousha!« Mit einem Ruck wandte er sich von ihr ab und boxte mit der Faust gegen die Außenwand, wo er ein großes Loch hinterließ. »Was willst du eigentlich von mir? Sag mir, wieso deine Worte niemals zu deinen Taten passen! Warum reagierst du erst auf so süße Weise und wirst dann von Angst überwältigt?« Er atmete tief aus, bereute seinen Ausbruch sofort. »Das macht mich verrückt.«

Sie wich zurück. »Ich kann nicht. Du würdest es nicht verstehen.«

Beruhige sie. Sei behutsam. Sie weiß, was Angst ist.

Lucia wirkte bekümmert und zerbrechlich. Und wie großspurig Garreth auch daherkam, trieb ihn der Instinkt doch nicht nur dazu, sie zu der Seinen zu machen, sondern vor allem wollte er ihr gefallen.

Als sie den Kopf in ihre Hände fallen ließ, zogen sich seine Brauen zusammen. »Komm schon, jetzt quäl dich nicht.« Er legte ihr den Zeigefinger unters Kinn und hob ihr Gesicht an. »Schwöre beim Mythos, dass du mich niemals wiedersehen willst, und ich werde gehen«, sagte er. »Das ist alles, was du tun

musst, um diese Hetzjagd zu beenden.« Was für ein riskantes Spiel.

Was für eine Lüge …

25

Sag es! Lucias Lippen öffneten sich, um MacRieve zu sagen, dass er aus ihrem Leben verschwinden und nie wieder zurückkehren solle, dass sie ihn nicht begehrte und niemals begehren würde.

Aber alles, was er ihr vorwarf, entsprach der Wahrheit. Die kleinste Berührung reichte und sie verlor ihr Urteilsvermögen und jegliche Disziplin. Sie wusste, dass sie nicht die geringste Chance hatte, ihre Gefühle zu verleugnen.

Verdammt noch mal, jetzt sag ihm schon, dass du ihn hasst! Nicht ein

Wort kam ihr über die Lippen. Sie blickte zur Seite.

»Sieh es ein, mein Mädchen«, sagte er sanft. »Respektiere meinen Willen. Ich werde noch diese Nacht in dir sein.«

»Ich werde mich gegen dich zur Wehr setzen.«

»Ach, wir wissen doch beide, dass du dahinschmelzen wirst. Ein Kuss und du bist mein.«

Er beugte sich herab und küsste ihr Ohr. Nicht die Ohren … Ihre Nippel wurden noch härter. Obwohl sie sich danach sehnte, sich an seiner Brust zu reiben, murmelte sie: »Unmöglich.«

Ehe sie auch nur ein Wort des Protests äußern konnte, hatte er sie hochgehoben.

»MacRieve, nein!«

Nachdem er die Balkontüren mit einem Tritt geschlossen hatte, trug er sie zum Bett.

»Ich kann das nicht tun! Ich werde es nicht tun.«

Sobald er sie abgesetzt hatte, krabbelte sie zum Kopfende des Bettes und zog die Knie an die Brust. »Ich werde nicht zulassen, dass du mich liebst.«

»Ach, Frau!« Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Du willst mich genauso sehr, wie ich dich

will.«

»Angenommen, das entspricht der Wahrheit …«

»Das tut es.«

»Aber ich kann trotzdem nicht. Nicht jetzt.«

»Deine Tage hast du nicht, das weiß ich.«

»Iih.« Walküren menstruierten nicht. »Du bist der Einzige weit und breit, der einem Monatszyklus unterliegt.«

Finster starrte er sie an. »Was dann?«

»Hast du schon mal von den Skadianen gehört?«

Er überlegte einen Moment lang.

»Aye. Männerhasser. Wie die Amazonen, nur grausamer. Und mit Pfeilen.«

Sie hob die Augenbrauen. »Zufällig verehre ich die große Jägerin Skadi.« Ja, ich verehre sie, aber manchmal hasse ich sie auch.

»Du? Nein, das kann nicht sein. Die Skadianen lebten vor ewig langer Zeit.«

»Ich bin über tausend Jahre alt«, sagte sie. »Skadi ist diejenige, die mir meinen Bogen gab.« Und meine Fähigkeiten. Sie kann sie mir ebenso schnell wieder nehmen. Und genau das will sie tun. »In ihrem Namen habe ich ein

Keuschheitsgelübde abgelegt.«

Oh, verdammt, nein! »Das kann nicht dein Ernst sein.«

»Oh doch. Ich habe einen Eid abgelegt, MacRieve. Meine Gründe gehen dich nichts an, aber ich werde niemals einen Mann in meinen Körper eindringen lassen. Das verbieten mir meine Überzeugungen.«

Argwohn erwachte in ihm. Log sie ihn etwa an? »Etwas in der Richtung habe ich nie über dich gehört.«

Als sie wegblickte, fiel ihr Haar über ihr Gesicht. »Außer dir wissen es nur Regin und Nïx.«

»Warum solltest du das tun? Ein Leben ohne Sex?« Er klang mehr als erstaunt. Er war nicht fähig, einen solchen Verzicht zu begreifen.

»Noch einmal: Meine Gründe gehen dich nichts an. Aber so ist es nun einmal.«

»Das kann mit Leichtigkeit rückgängig gemacht werden.«

»MacRieve!«

»Du willst niemals einen Mann in deinen Körper eindringen lassen? Du bist … Jungfrau?« Das hatte Garreth schon vermutet, doch er wusste nicht, was er davon halten sollte. Wenn er sie erst einmal mit den Freuden körperlicher Liebe

bekannt gemacht hatte, würde Lucia dann nicht in Versuchung geraten, sich auch mit anderen Männern zu vergnügen? Bei diesem Gedanken gruben sich seine Klauen in seine Handflächen.

»Ich wurde nicht in diesen Orden hineingeboren«, sagte sie. In ihren Augen lag der Schatten einer nicht zu deutenden Emotion.

Kryptische Worte? Dann war sie nicht jungfräulich. Jetzt fragte er sich, wie viele Liebhaber sie schon gehabt haben mochte. »Wann bist du beigetreten?«

»Was spielt das für eine Rolle?«, rief sie.

»Und es gibt keine Möglichkeit, dieses Gelübde zu umgehen?«

»Skadianen sind keusch. Punkt. Es wird von uns erwartet, rein zu sein.«

»Glaubst du diesen Mist etwa? Dass du keusch oder Jungfrau sein musst, um rein zu sein?«, fragte er ungläubig. »Dass dies unter allen Umständen vorzuziehen ist? Bedeutet das etwa, dass alle Mütter unrein sind?«

»Natürlich nicht. Aber ich halte es für wichtig, an etwas zu glauben, an einen höheren Zweck. Dies ist der meine.« Er schüttelte immer noch den Kopf. »Was ist für dich das

Heiligste auf der ganzen Welt, MacRieve?«

Du. »Mein Clan.«

»Dann stell dir vor, ich würde dich zwingen, ihn für alle Ewigkeit aufzugeben. Irgendwann würdest du mich dafür hassen. Dasselbe gilt für meine Lage.« Sie sah ihm in die Augen. »Ich werde dich für immer hassen, sollte ich diesen Teil meiner selbst verlieren.«

Das war der Grund, aus dem sie fortgelaufen war? Wieder richteten sich seine Nackenhaare auf. Der Instinkt gab keine Ruhe. Sie meint, was sie sagt. Schmeichle ihr, um zu bekommen, was dir sonst verwehrt

bliebe.

Doch dann kochte Wut in ihm hoch. Er hatte niemals daran gezweifelt, dass sie ihn zurückhaben wollte, und so kämpfte er seit vielen Monaten mit seiner Verwirrung und sehnte sich verzweifelt nach Antworten. Dieses Mysterium hatte an ihm genagt, die Verunsicherung …

In China hatte sie ihn voller Sehnsucht angesehen – und gleich darauf einen brennenden Pfeil abgeschossen, um ihn in die Luft zu jagen.

Sie begehrte ihn, doch statt ihn in ihrem Bett willkommen zu heißen,

verehrte sie diese Skadi. Lucia verweigerte sich, nur um dieses lächerliche, nutzlose Gelübde der Keuschheit einzuhalten. Das allein stellte für einen Lykae beinahe schon ein Sakrileg dar – ihre Art verehrte alles Physische, so auch Sex.

Ein ganzes Jahr seines Lebens … vergeudet. Er sprang auf die Füße und begann herumzulaufen. »Aus dem Grund bist du fortgelaufen? Wegen irgendeines sinnlosen Gelübdes an eine zweitklassige Göttin?«

Sie schnappte nach Luft. »Ich bin fortgegangen, weil ich aufgrund der

Akzession Dinge zu erledigen hatte.«

»Was für Dinge?«

»Private Dinge!«

»So viele verfluchte Geheimnisse! Hat dir eigentlich schon mal jemand gesagt, dass du eine verdammt anstrengende Gefährtin bist? Bei den Göttern, du bist eine extrem komplizierte Frau! In jener Nacht, in der ich dich zum ersten Mal sah, wünschte ich mir eine Frau, die eine Herausforderung für mich darstellt. Jetzt wünschte ich, ich könnte das zurücknehmen.« Nachdem er sein Satellitentelefon aus der Tasche gezogen hatte, schnappte er sich

den Bogenkoffer und stürmte zur Tür.

Draußen auf Deck fiel Regen wie ein kühler Nebel. Garreth reckte das Gesicht empor und kämpfte um seine innere Ruhe. Sobald er den Zorn halbwegs unter Kontrolle hatte, rief er seinen Bruder an. »Lachlain, ich hab sie.«

»Das ist ausgezeichnet! Bist du auch geduldig mit ihr?«

Nach kurzem Zögern gab er zu: »Nein, nicht unbedingt, aber ich bemühe mich.«

»Pass ja auf, was du tust, Bruder. Ich werde mir die Dinge, die ich Emma angetan habe, niemals

verzeihen.« Lachlains raue Stimme war voller Bedauern. »Mach nicht denselben Fehler. Und mach's auch nicht wie Bowen. Lerne aus unseren Fehleinschätzungen.«

Ihr Cousin Bowen hatte seine Gefährtin, Mariketa die Langersehnte, noch schlechter behandelt als Lachlain Emma. Ehe Bowen akzeptieren konnte, dass Mariketa die Seine war, hatte er sie beinahe umgebracht.

»Ist die Walküre aufgebracht, dass du sie erwischt hast?«

»Oh, aye.« Garreth erzählte ihm alles, was Lucia ihm gerade anvertraut hatte, von der

Apokalypse bis hin zu ihrem Gelübde, und sagte abschließend: »Ich würde sie am liebsten erwürgen.«

»Du willst sie doch wohl nicht mitnehmen, um diese Apokalypse aufzuhalten?«

»Ganz bestimmt nicht, verdammte Scheiße! Das soll sie nur denken, bis ich noch mehr Informationen aus ihr herausgekitzelt habe.«

»Na gut«, sagte Lachlain. »Jetzt kannst du einen neuen Anfang mit der Walküre machen. Du hast die Gelegenheit, es diesmal nicht wieder zu vermasseln. Sei geduldig.«

Geduldig? Ehe Garreth Lachlain seine Meinung dazu sagen konnte, fuhr dieser fort: »Verschaff dir selbst Erleichterung, wenn es sein muss. Die Götter wissen, dass ich es tun musste«, fügte er mit leiser Stimme hinzu.

»Lachlain, komm wieder ins Bett. Es ist schon spät«, hörte Garreth Emma mit schläfriger Stimme sagen. Zwei Uhr nachmittags in Schottland war spät für einen Vampir.

»Ich bin gleich bei dir, Liebes.«

Garreth verspürte einen Augenblick lang Neid, schämte sich aber gleich darauf. Nachdem die

Horde ihn gefoltert und eingesperrt hatte, verdiente gerade Lachlain jeden Trost, den ihm seine Braut nur geben konnte. »Geh zu deiner Königin, Bruder.«

»Ruf mich morgen an«, sagte Lachlain. »Es gibt noch mehr, worüber wir sprechen müssen. Denk immer dran: Sie wird ihre Meinung ändern, wenn du sie gut behandelst und ihre Überzeugungen respektierst.«

Ihre Überzeugungen. Kleine Heuchlerin. Garreth verabscheute solche Gelübde, fand sie lächerlich. Lykae verehrten Essen, Berührungen, Sex. Sie aß nichts,

würde niemals Sex haben, aber bei den Göttern, er würde sie berühren. Noch heute Nacht. Aye, das würde er …

»Vergiss nicht, Garreth, du bekommst bloß eine Gefährtin. In deinem ganzen Leben.«

Nachdem er das Gespräch mit Garreth beendet hatte, kehrte Lachlain ins Bett zurück und legte sich leise neben Emma.

Aber sie war immer noch wach. »War das Garreth?«

»Aye.« Er zog sie in seine Arme und atmete ihren süßen Duft ein. »Er hat die Bogenschützin gefunden.«

»Wie nimmt sie es auf?« Sie warf ihm einen raschen Blick zu, um seine Miene zu studieren. »So gut also?«

»Es ist hart, wenn deine Gefährtin anders ist. Denk doch nur daran, was wir durchgemacht haben. Und Bowen und Mariketa.«

Bowen hatte es vermutlich von ihnen allen am schwersten gehabt. Er hatte geglaubt, dass seine Gefährtin tot war, hatte ihren Verlust über ein Jahrhundert lang betrauert. Und dann hatte er, gerade erst dieses Jahr, Mariketa die Langersehnte getroffen, eine Hexe. Als er begonnen hatte, sich

hoffnungslos in sie zu verlieben, hatte er sich selbst für seine Untreue gehasst, und sie dafür, dass sie ihn dazu verführte. Er hatte sie sogar beschuldigt, ihn mit einem Zauber belegt zu haben. Als Bowen herausgefunden hatte, dass bei Mariketa nicht alles immer so war, wie es schien, war es beinahe schon zu spät gewesen.

»Meinst du, das mit Tante Luce und Garreth kann funktionieren?«, fragte Emma.

»Eines weiß ich jedenfalls: Mein Bruder ist bis über beide Ohren in deine Tante verliebt.«

Er fühlte, wie sich ihr Mund, der an

seiner Brust ruhte, zu einem Grinsen verzog. »Wenn er dir auch nur ein bisschen ähnelt, wird sich meine Tante auch Hals über Kopf in deinen Bruder verlieben.«

»Hoffen wir's. Garreth braucht schon seit Langem eine gute Frau in seinem Leben. Aber jetzt zu etwas ganz anderem, aingeal.« Er legte ihr den Zeigefinger unters Kinn, um ihren Kopf anzuheben. »Bist du zufällig durstig aufgewacht?«

26

Obwohl die Erschöpfung schwer auf Lucia lastete, hegte sie doch nicht die Hoffnung, schlafen zu können. Draußen tobte ein Unwetter, und während das Boot sich durch die Nacht kämpfte, kollidierte der Bug mit einem Baumstamm nach dem anderen, sodass sie einfach nicht zur Ruhe kam. Jetzt verstand sie auch, warum die vordere Kabine so wenig begehrt war.

Noch lange, nachdem MacRieve gegangen war, starrte sie auf die Tür und grübelte darüber, was wohl passiert wäre, wenn sie in ihrem

Leben andere Entscheidungen getroffen hätte. Hätte sie dann ohne unerwünschte Folgen eine Nacht mit einem Mann verbringen können? Das Einzige, was zwischen ihnen stand, war ihre Vergangenheit, ihre schändliche Vergangenheit.

Und ihre verpfuschte Zukunft.

Wenn der Schotte schon ihr Keuschheitsgelübde abstoßend fand, wie würde er erst reagieren, wenn er wüsste, dass sie mit dem Teufel im Bett gewesen war?

Sie lag im Dunkeln und starrte auf das faustgroße Bullauge der Kabine, als MacRieve zurückkehrte,

vollkommen durchnässt. Ohne ein Wort schnappte er sich sein Rasierzeug aus der Tasche und ging ins Bad.

Er will sich rasieren? Und meinen Bogen nimmt er auch mit?

Als er zehn Minuten später wieder herauskam, trug er nichts als ein Handtuch und sein Armband. Sein Gesicht war sauber und glatt rasiert. Er stellte den Bogenkoffer neben die Kabinentür, und dann schüttelte er seine Haare aus – wie ein Wolf.

Bei den Göttern, der Mann war ein Prachtexemplar. Seine feuchte Haut war gebräunt, seine muskulöse

Brust einfach perfekt, mit goldenen Härchen in der Mitte. Am liebsten hätte sie ihr Gesicht an ihn geschmiegt.

Schon bei dem bloßen Anblick verflog ihre Erschöpfung, und ihr verräterischer Körper kam gegen ihren Willen in Fahrt. Ihre gekrümmten Klauen gruben sich tief in die Handflächen, und sie presste verstohlen die Schenkel zusammen.

»Mein Weg liegt jetzt klar vor mir«, sagte er mit undurchschaubarer Miene.

»Du gehst?«

»Nein, meine Schöne. Ich hab nachgedacht.« Er setzte sich auf

den Bettrand. »In jener ersten Nacht im Bayou warst du ja nicht gerade vollkommen keusch. Also vermute ich, wir können alles tun, was wir damals getan haben.«

»Alles, was wir damals getan haben?«

»Offenbar kannst du keusch bleiben, indem du einfach keinen Verkehr hast. Darum hast du mich im Sumpf aufgehalten. Wenn ich nicht versucht hätte, dich zu nehmen, dann hättest du mich ebenfalls kommen lassen. Darauf wette ich.«

Ihre Lippen öffneten sich. »Nein, das kannst du nicht wissen.«

»Du sagtest, du würdest keinen Mann in deinen Körper eindringen lassen. Das heißt nicht, dass ich dich nicht mit Händen und Mund liebkosen kann. Und du könntest dasselbe mit mir tun.«

»Wir würden die Selbstbeherrschung verlieren.« Er könnte sie verführen, und dann würde sie sich einfach jener wilden Leichtsinnigkeit ergeben, die in ihr lauerte. »Du wirst mich dazu bringen wollen, mehr zu tun.«

»Das werde ich nicht. Ich werde warten, bis du mir sagst, dass du dazu bereit bist. Du wirst mir schon sagen müssen, dass du mich

willst.«

Sie zögerte. »Aber ich könnte … mich vergessen und etwas sagen, das ich später bereuen würde.«

»Dann wirst du es eben sagen müssen, wenn wir nicht im Bett sind.«

Er hatte schon wieder diesen Ausdruck in den Augen. Ihr Herz raste und vertrieb damit jegliche Überreste ihrer Erschöpfung. Ehe sie vollkommen den Verstand verlor, musste sie noch einen Eid von ihm fordern. »Ganz gleich, was passiert? Ganz gleich, was ich sage? Oder tue?«

»Ich würde nie etwas gegen

deinen Willen tun. Warum sonst hätte ich mir dieses dämliche Armband von den Hexen besorgen sollen?«

»Ich mein's ernst! Würdest du es beim Mythos schwören?«

»Aye, ich schwöre es«, sagte er. »Sind wir uns einig?«

»Ich weiß nicht …« Sie verstummte und starrte in seine hypnotisierenden Augen hinauf. Welche Frau könnte einen Mann abweisen, der sie auf diese Art ansah? Schließlich nickte sie, wenn auch etwas zitterig.

Er verschwendete keine Zeit, sondern griff auf der Stelle nach

ihrer Kleidung. »Zunächst einmal wollen wir dich ausziehen.« Er zog ihr das Top über den Kopf und starrte sprachlos auf ihren dunkelroten BH. Sie hatte diese Farbe nicht ausgewählt, weil sie geahnt hatte, dass er ihn in dieser Nacht noch zu sehen bekommen würde, schließlich war beinahe ihre ganze Unterwäsche hell- oder dunkelrot. Sie musste sie wohl unbewusst gekauft haben. Für ihn …

Er drückte sie aufs Bett zurück und warf sein Handtuch beiseite. Aus Gewohnheit wandte sie den Blick ab, aber ganz gleich, wo sie hinsah,

sein gesamter Körper war überall eine Augenweide. Sie hätte am liebsten geseufzt beim Anblick dieser starken, muskulösen Schenkel, die ebenfalls mit goldenen Härchen bedeckt waren.

Während er sich mit seinem riesigen, nackten Körper neben ihr aufs Bett legte, begann er sie langsam und von zahllosen Küssen begleitet auszuziehen. Als er ihre Brüste entblößte, befanden sich seine Lippen nur wenige Zentimeter von einem ihrer Nippel entfernt. Sie verhärteten sich auf der Stelle für ihn, erblühten vor seinen Augen.

Er warf ihr einen gefährlichen

wölfischen Blick zu, im vollen Bewusstsein der Wirkung, die er auf sie hatte. »Sie sehnen sich danach, dass ich an ihnen sauge.« Er beugte sich herab und schloss seine Lippen um einen von ihnen und ließ seine Zunge darübergleiten. Vollkommen hilflos bäumte sie sich auf und stieß einen Seufzer der Lust aus, als der Nippel in seinem Mund so hart wie ein Kiesel wurde. Ihr Seufzen verwandelte sich in ein Stöhnen, als er fest an ihm saugte, wieder und immer wieder.

Dann widmete er sich dem anderen Nippel, während der erste feucht und vor Sehnsucht

schmerzend zurückblieb. Irgendwie war sie sich zwar bewusst, dass er sie unterdessen weiter entkleidete, merkte aber erst, dass sie vollkommen nackt mit ihm zusammen auf einem Bett lag, als er sich auf die Knie erhob und sie ausgiebig von Kopf bis Fuß musterte.

»Sieh dich nur an«, sagte er. Seine Stimme war ein tiefes Grummeln. »Bei diesem Anblick läuft mir das Wasser im Mund zusammen.« Sein steifer Penis pulsierte, und ein glitzernder Tropfen trat aus seiner Eichel hervor.

Er fuhr mit der Hand über ihren

Bauch nach unten, aber sobald er ihr Geschlecht erreicht hatte, erstarrte sie. Sie konnte einfach nicht anders, selbst nachdem seine vorherigen Zärtlichkeiten sie vor Verlangen hatten dahinschmelzen lassen, bis sie keinen einzigen Knochen mehr im Leib zu haben schien.

»Lass mich dich streicheln. Oder nimm meine Hand und zeige mir, wie ich dich berühren soll.«

»Mach es einfach so … so wie in jener Nacht in der Zelle.«

»Das ist schon so lange her, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Zeig's mir.« Er nahm ihre Hand,

blickte ihr tief in die Augen, nahm ihren Zeigefinger zwischen die Lippen und befeuchtete ihn. Dann legte er ihn auf ihre pochende Klitoris. »Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ist das der von dir bevorzugte Finger«, murmelte er.

Sie war zu erregt, um sich vor ihm zu schämen, zu erregt, um sich nicht auf der Stelle selbst zu streicheln.

Seine Lider wurden schwer. »Genau so, mein Mädchen«, knurrte er. Er kniete sich zwischen ihre Oberschenkel.

Während sie unter seinem

faszinierten Blick masturbierte und ihre Feuchtigkeit verteilte, bewegte sie die Hüften im Einklang mit den Bewegungen ihrer Hand, und ihr anderer Arm fiel lässig über ihrem Kopf aufs Bett.

Er begann, die Innenseite ihrer Schenkel zu massieren, und spreizte ihre Beine immer weiter, während sich ihre Lider flatternd über ihren Augen schlossen.

Kurz darauf spürte sie seine Finger, die ihre zarten Falten liebkosten, ihre Öffnung erforschten. »MacRieve!«

»Mach weiter.« Sein Brustkorb hob und senkte sich heftig. »Ich werde

meinen Finger hineingleiten lassen. Nicht mehr. Nur meinen ...«

»Nein!« Abrupt schloss sie die Knie.

Er zwang sie, sie wieder zu öffnen. »Dann nur meine Zunge.« Seine schwieligen Handflächen drückten gegen ihre Schenkel, bis ihre Beine weit gespreizt waren. Dann beugte er sich hinab und drückte seinen Mund direkt auf ihr Geschlecht.

Fassungslos atmete sie tief ein. Ein Blitz erhellte den Raum.

Er teilte ihr Fleisch und leckte sie von oben bis unten. »Darauf hab ich mein ganzes Leben lang gewartet«, sagte er heiser. Sein Akzent schien

deutlicher hervorzutreten. »Ich werde niemals genug von dir bekommen.« Vor Verlangen erschauernd, begann er zu lecken, zu knabbern, zu necken …

Sie stöhnte – lautstark. Regen und Wind drückten die Balkontüren auf. Feiner Nebel überzog ihre Haut mit Feuchtigkeit.

Berauscht vor Glückseligkeit fragte er: »Du hast so etwas noch nie erlebt?«

»Nein!«

»Willst du es noch einmal spüren?«

Erneut kam seine Zunge zum Einsatz, und sie bäumte sich auf.

»Oh, ja!«

»Gutes Mädchen.« Er legte seine starken Arme um ihre Schenkel. »Dein Geschmack treibt mich in den Wahnsinn. Davon habe ich geträumt, das habe ich in meiner Fantasie schon so oft mit dir gemacht.« Er ließ die Zunge um ihre Klitoris kreisen. »Hast du dir auch vorgestellt, dass ich dich hier küsse?«

»Ja«, stöhnte sie. Das hatte sie, hätte aber niemals gedacht, dass es sich dermaßen aufregend anfühlen würde.

Seine Bewegungen waren langsam, genießerisch, doch sein

ganzer Körper war angespannt – jeder einzelne stramme Muskelstrang. Es schien, als ob er sich nur mit äußerster Willensanstrengung davon abhalten könnte, sich in wilder Raserei auf sie zu stürzen. Er hatte die Knie angezogen, und seine schmalen Hüften rieben sich am Bett. Am liebsten hätte sie ihre Hände auf seinen steinharten Hintern gelegt, seine sinnlichen Bewegungen gefühlt.

Als sie sich dem Höhepunkt näherte, stieß er ein harsches Stöhnen aus. Seine Augen flackerten blau auf, und sie

erhaschte einen Blick auf die Bestie dahinter. Doch aus irgendeinem Grund machte ihr der Gedanke, dass er seine Reaktion möglicherweise nicht unter Kontrolle halten könnte, keine Angst mehr, ganz im Gegenteil: Er erregte sie nur noch mehr.

Dann erbebte sie vor Lust, wie sie sie noch nie zuvor erlebt hatte.

Bevor er die Lippen um ihre Klitoris schloss, knurrte er: »Komm jetzt, für deinen Mann«, und dann saugte er an ihr.

»Oh ihr Götter!« Ihre Schenkel fielen weit auseinander, während sie den Unterleib schamlos gegen

seinen Mund drückte. Draußen zuckte ein Blitz nach dem anderen. »Oh ja!« Sie holte Atem, musste ihrer Anspannung mit einem Schrei Luft machen, doch er legte ihr die Hand über den Mund, um ihn zu dämpfen.

Und dann schrie sie. Wieder und wieder …

Er hörte nach dem ersten Orgasmus nicht auf, sie zu lecken – nicht einmal dann, als sie seinen Kopf nach dem zweiten Höhepunkt wegschob. Er schien sich einfach immer weiter an ihr ergötzen zu wollen, während er seinen pochenden Schwanz gegen das Bett

rieb.

Endlich riss er sich mit lautem Brüllen von ihr los und erhob sich auf die Knie. Er stand kurz davor zu kommen, schon bevor er sie vor sich ausgebreitet daliegen sah wie eine Opfergabe.

Ihre Schenkel waren nach wie vor gespreizt, sodass er ihr nasses Geschlecht völlig offen betrachten konnte. Ihre weichen Falten glitzerten nass. Ihre Brüste hoben und senkten sich im Einklang mit ihren hektischen Atemzügen.

Ihre Augen … silbrig und von Lust erfüllt starrten sie auf seinen geschwollenen Schwanz.

»Fass ihn an.«

Sie erhob sich, streckte die Hand aus und streichelte einmal langsam der Länge nach über seinen Schaft.

»Nimm sie in die Hand.« Als sie ihre kühle Hand auf seine schmerzenden Hoden legte, sie anhob, stieß er mit erstickter Stimme hervor: »Jetzt beides gleichzeitig.« Als sie daraufhin seinen Sack und seinen Schaft zugleich liebkoste, wurde ihm vor Lust beinahe schwindelig. Irgendwie gelang es ihm, noch ein paar Worte hervorzustoßen: »Leg deine Lippen darauf.«

Sie beugte sich vor, schien zu

überlegen, was sie tun sollte, zögerte dann aber.

»Hast du das schon einmal gemacht?«

»Nein, noch nie«, flüsterte sie.

»Möchtest du es denn?« Sie nickte zaghaft. »Ich werd's dir zeigen.« Sie wird ihn in den Mund nehmen? Ist das ein Traum? Wieder nur eine Fantasie, wie die tausend anderen, die er im Verlauf des letzten Jahres durchlebt hatte?

Mit der einen zitternden Hand hielt er ihren Hinterkopf fest, mit der anderen seinen Schwanz. Er zog sie zu sich heran. »Koste mich, mein Mädchen.« Er bebte vor Erwartung,

fürchtete schon, er werde auf der Stelle seinen Samen vergießen.

Bebend sog er den Atem ein, als ihre Zunge herausschoss. Als sie über seinen Schlitz leckte, verdrehte er die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war, und begann hemmungslos zu zucken, sodass sie sich zurückzog.

»Nein, Lousha«, stöhnte er, »ich werde jetzt stillhalten. Nimm mich einfach nur in den Mund.« Mit diesen Worten brachte er seinen Schaft wieder an ihr Gesicht heran. »Saug ihn zwischen die Lippen«, sagte er heiser.

Sie blickten einander fest in die

Augen, als er die Eichel in ihren heißen, feuchten Mund einführte. Er stöhnte, als ihre Zunge sie begrüßte. »Bei den Göttern, Frau!«

Den Blick unverwandt auf ihn gerichtet, saugte sie ihn tiefer hinein, sodass sich ihre zarten Wangen aushöhlten …

Nein, nein … ich kann meine Saat nicht mehr halten! Mit einem verzweifelten Stöhnen zog er seine Hüften zurück und seinen Schaft aus ihrer gierigen Hitze. »Ich komme gleich.« Er drückte sie auf das Bett zurück und legte die Faust um seinen Schwanz. »Willst du, dass ich auf dir komme?« Wenn ich

dich nicht auf die eine Weise zeichnen kann, werde ich es eben auf eine andere tun.

Ihr blieb bei seinen Worten die Luft weg, doch sie nickte eifrig und wölbte sich ihm entgegen.

Nach einer einzigen Bewegung seiner Faust stieß er einen wilden Schrei aus und vergoss seinen Samen auf ihr. Während er ejakulierte, erbebte ihr Körper unter jedem Tropfen seiner heißen Saat. Wieder und wieder bespritzte er ihren Oberkörper, ihre Brüste, ihre Nippel …

Nachdem er endlich fertig war, wischte er sie mit seinem T-Shirt ab

und zog sie fest in die Arme. Mit donnernden Herzschlägen lagen sie nebeneinander.

Zwischen Küssen auf ihren Hals, ihre Ohren, ihr Gesicht, sagte er: »Das werde ich immer wieder mit dir machen, bis du etwas findest, das den Platz deines Gelübdes einnimmt – bis du erkennst, dass unsere Vereinigung deine neue Religion ist. Denk an meine Worte, Lousha, es wird die Zeit kommen, da du darum betteln wirst, mich in dir zu spüren.«

27

Direkt vor ihrer Kabine schlug ein Blitz ein, zusammen mit einem Donnerschlag, der das ganze Boot erschütterte. Doch Garreth war bereits wach.

Es war erst kurz nach vier Uhr morgens – die Zeit, in der er sich für gewöhnlich auf den Weg machte, um Lucia zu verfolgen, in der Hoffnung, auf diese Weise ein wenig aufzuholen. Wenn er sich denn überhaupt die Mühe machte, sich schlafen zu legen.

Er hatte ihr übers Haar gestreichelt, bis sie vor Erschöpfung

eingeschlafen war. Dann war er selbst eingenickt und hatte mit kleinen Unterbrechungen geruht, bis er mit einem Schaft erwachte, der so hart war wie Eichenholz.

Nachdem er kurz überlegt hatte, ob er sie mit seiner Zunge zwischen ihren Schenkeln wecken sollte, beschloss er, sie nicht zu sehr unter Druck zu setzen. Darum setzte er sich auf den einzigen Stuhl in der Kabine, ignorierte das Ziehen in seinem Schaft und betrachtete sie einfach nur – es war sein liebster Anblick.

So hatte er sie noch nie zuvor zu Gesicht bekommen – vollkommen

still. Im Schlaf schnaufte sie leise mit zusammengezogenen Brauen.

Ein weiterer Blitz. Anfangs hatte er gedacht, er würde sich erst noch an diese Blitze, die sie verursachte, gewöhnen müssen, aber da hatte er geirrt. Mittlerweile sehnte er sich regelrecht danach, denn sie bedeuteten, dass sie ihm nahe war, und außerdem verrieten sie ihm, in welcher Stimmung sie sich befand.

Vor jedem ihrer Angriffe auf ihn hatten Blitze den Himmel erhellt. Er bildete sich ein, dass sie durch Reue verursacht worden waren …

Doch jetzt schien sich für sie beide alles zum Guten zu wenden. Die

schier unglaubliche Lust, die sie miteinander geteilt hatten, war nur der Anfang. Nach und nach würde er sie dazu verführen, sich ihm zu ergeben.

Augenblick … Hatte sie gerade gestöhnt? Vielleicht dachte sie ja an dasselbe wie er.

Er runzelte die Stirn, als sie es wieder tat, diesmal lauter. Nein, dieses Stöhnen wurde nicht von Lust, sondern von Angst verursacht. Ein Albtraum, der schlimmer wurde. Weitere Blitze zuckten hernieder. Dann ein Wimmern.

»Lousha, ganz ruhig.« Er stieg wieder zu ihr ins Bett, zog sie an

seine Brust und streichelte erneut mit den Fingern durch ihr Haar. Sie beruhigte sich, auch wenn sie nicht aufwachte.

Doch dann spürte er Tränen auf seiner Brust. »Ach, Geliebte, was ist denn nur mit dir?«, murmelte er, doch sie schlummerte weiter.

Er musste unbedingt herausfinden, was seiner mysteriösen kleinen Gefährtin Kummer bereitete. Lykae liebten Geheimnisse. Er würde eine Schutzschicht nach der anderen entfernen, um alles über sie zu erfahren, was es zu wissen gab. Aber mit Vorsicht. Lucia zuliebe würde er sich in Geduld üben,

würde seine Selbstsucht, seine Aggression unterdrücken.

Ach, Mädchen, die Tage deiner Geheimnisse sind gezählt.

»Immer noch so unverschämt gut aussehend wie eh und je«, murmelte MacRieve, ohne die Augen zu öffnen. »Genau wie letzte Nacht, Walküre.«

Lucia zuckte zurück, wobei sie die Decke mit sich zog. Zum Glück hatte er nicht gesehen, dass ihre Hand gleich über seiner Wange in der Luft geschwebt hatte. Sie war nur Zentimeter davon entfernt gewesen, mit der Rückseite ihrer Finger über seine Bartstoppeln zu

streicheln.

Jetzt schlug er die Augen auf. »Aber du kannst ruhig so viel schauen, wie du willst. Ich zeige dir gerne noch einmal ausführlich das ganze Paket.«

»Sehr witzig, Schotte.« Als sie in der wolkenlosen Morgendämmerung erwachte, war ihr erster Gedanke gewesen, dass sie ihre Flucht auf der Stelle fortsetzen müsste, weil MacRieve ihr dicht auf den Fersen war! Erst dann kam die Erinnerung an die vergangene Nacht wieder hoch.

Er hatte sie bereits eingeholt. Doch ihre größten Befürchtungen

hatten sich nicht bewahrheitet, denn er hatte geschworen, sie nicht gegen ihren Willen zu nehmen. Sie entspannte sich ein wenig und wandte sich leise um, um ihn im Schlaf zu beobachten. Innerlich seufzte sie wieder einmal über diesen prächtigen Mann, mit dem sie das Bett teilte.

»Wie hast du geschlafen?« Er blickte sie an, musterte ihr Gesicht.

Sie würde alles geben, um zu wissen, was er in diesem Moment dachte. »Überraschend gut.« Genau genommen wie eine Tote, was bei ihr höchst selten vorkam.

»Tatsächlich?«

Wieso starrte er sie nur so an?

Sie schob ihr Haar hinters Ohr. Irgendwie fühlte sie sich unbehaglich. Dachte er gerade an die vergangene Nacht? Rief er sich ins Gedächtnis, wie sie nackt ausgesehen hatte? Oder was sie getan hatten?

Nach dem einzigen Mal, bei dem sie mit einem anderen Mann als MacRieve intim geworden war, hatte sie eine Hochzeit, heraufziehendes Grauen und Folter erlebt. Jetzt wusste sie nicht, wie sie sich verhalten sollte.

MacRieve starrte sie an, als ob sie ein Rätsel wäre, das er zu lösen

gedachte.

Aber als der Geruch nach Speck in die Kabine wehte, wurden seine Lider schwer. »Riech doch nur! Ich wünschte, du würdest essen. Ich würde dich wie eine Königin beköstigen. Oder zumindest wie eine Prinzessin.«

Sie konnte durchaus Nahrung zu sich nehmen, doch der Verzicht darauf war Walküren angeboren und diente zur Geburtenkontrolle.

Bei den Göttern, dachte sie jetzt etwa darüber nach, Sex mit ihm zu haben?

»Ich schätze, ich werde deine Portionen ebenfalls vertilgen

müssen, um meinen Teil unserer Abmachung einzuhalten«, sagte er.

Sie hob fragend die Brauen.

»Unsere Abmachung besagt, dass ich deine Tarnung nicht platzen lasse, solange du mich zufriedenstellst. Und eine Nacht wie die letzte ist es definitiv wert, dafür zu sorgen, dass du nicht auffliegst. Wo wir gerade beim Thema sind: Bist du schon bereit, mein Zeichen zu empfangen?«

Sie warf ihm nur einen entnervten Blick zu.

»Ich werde dir ein paar Minuten lassen, damit du darüber nachdenken kannst.«

»MacRieve!«

Er stand auf, ohne sich im Geringsten um seine Nacktheit – oder seine Erektion – zu scheren. Ja, er reckte und streckte sich sogar vor ihr, sodass sie das prächtige Muskelspiel seines Körpers bewundern konnte. Dann grinste er sie über die Schulter hinweg an. »Oh, und wie ist es jetzt?«

Ihre Mundwinkel zuckten, was sie aber rasch zu verbergen wusste. »Nein, Werwolf!«

»Es ist nur eine Frage der Zeit, Walküre.«

»Verfluchte Scheiße, Chuck, was hab ich dir gesagt?«, erklang eine

Stimme an Deck. Es war Travis, der noch betrunkener klang als am Vortag. »Das Schiff ist vollkommen in Ordnung!«

MacRieve hob eine Braue. »Eine Intrige. Der Lykae in mir muss die Sache unbedingt auskundschaften. Und den Speck auch. Also erhältst du noch eine Gnadenfrist.«

Sobald er seine abgetragene Jeans und ein T-Shirt angezogen hatte und barfuß aus der Kabine gestapft war, sprang sie aus dem Bett, um rasch zu duschen.

Die Tür öffnete sich erneut. Sie erstarrte, splitterfasernackt.

MacRieves Lippen verzogen sich zu

diesem wölfischen Grinsen. »Hab was vergessen.« Während er nach dem Bogenkoffer tastete, starrte er sie selbstvergessen an. Als er den Koffer endlich gefunden hatte, sagte er nur: »Nicht bewegen, bis ich wieder da bin.«

Nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte, hörte sie ihn draußen murmeln: »Diese Frau wird noch mal mein Tod sein.«

Sie stieß die Luft aus, die sie angehalten hatte, und lief ins Bad. MacRieve überraschte sie immer wieder. Letzte Nacht hatte er sich an sein Versprechen gehalten und nicht versucht, sie zu verführen.

Und da sie sicherlich niemals zustimmen würde, mehr zu tun – vor allem nicht, solange sie sich außerhalb des Bettes befand –, war sie zuversichtlich, mit der Situation klarzukommen.

Ja, nur eine kurze Reise mit dem Lykae, und so lange sie sich zu beherrschen wusste, brachte ihr das praktischerweise zusätzliche Muskelkraft an ihrer Seite ein und Kenntnisse über das Gebiet.

Nach einer hastigen Dusche kleidete sich Lucia an. Aus einer Laune heraus wählte sie ein Babydoll-T-Shirt und eine der kürzeren Shorts aus, die sie

eingepackt hatte. Nachdem sie sich optimistischer fühlte, wie schon seit langer Zeit nicht mehr, umrandete sie ihre Augen noch mit Kajal und legte Lipgloss auf.

Gerade als sie die Kabine verlassen wollte, fiel ihr Blick auf seine vollgestopfte Tasche. Er war nicht der Einzige, der von einer ausgeprägten Neugier getrieben wurde. Sie kniete sich daneben und durchwühlte seine Habseligkeiten. Abgesehen von seiner Kleidung entdeckte sie ein großes Bündel aus Leder, das von verknoteten Bändern zusammengehalten wurde – und zwei Kondome.

Für andere Frauen? So musste es wohl sein. Walküren konnten nicht schwanger werden, solange sie nicht bestimmte Maßnahmen ergriffen, und um Safer Sex mussten sie sich nicht sorgen. Obwohl Lucia kein Recht hatte, eifersüchtig zu sein – schließlich hatte sie MacRieve immer wieder von sich gestoßen –, rief die Vorstellung unerklärlicherweise ein ungutes Gefühl in ihr hervor.

Nein, unerklärlich war es eigentlich nicht. Sie hatte nie geleugnet, dass die Küsse des Schotten für sie wie eine Droge waren. Schon wenn sie seine heisere Stimme und seinen

Akzent hörte, musste sie seufzen. Vom ersten Moment an hatte sie MacRieve auf gewisse Weise als ihr Eigentum betrachtet …

Als sie jemanden kommen hörte, stopfte sie die Sachen schnell wieder in die Tasche.

Eine Sekunde später platzte er zur Tür herein. »Hast du etwa schon wieder ohne mich geduscht? Du schöpfst mein Potenzial überhaupt nicht voll aus.« Ehe sie antworten konnte, kam die nächste Frage: »Hast du jemals einen Kaiman gesehen?« Sie schüttelte den Kopf. »Willst du?«

»Äh, klar doch.«

Sofort führte MacRieve sie hinaus, die Augen unverwandt auf sie gerichtet und voller Neugier. Als er sie angrinste, sah er wieder wie ein listiger Wolf aus.

Und sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass sie das Hühnerhaus darstellte, das er gleich plündern würde …

28

Als Garreth in die Kabine zurückkehrte, trug Lucia ein knappes Top, das sich eng an ihre kecken Brüste schmiegte, und die kürzesten Shorts, die er je gesehen hatte. Als ob sie so etwas gebraucht hätte, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Der kurze Ausblick von vorhin auf ihren nackten Körper tat sein Übriges, sodass er den ganzen Tag scharf sein und auf den Decks hin und her laufen würde, bis er sie am Abend endlich wieder in ihre Kabine bringen durfte. Es sei denn, ein

Unwetter käme auf. Niemals hatte er so inständig um Regen gebetet, wie er es heute tun würde.

Auf dem Weg zum Beobachtungsdeck folgte Garreth ihr dicht auf den Fersen, während sie die rostigen Eisenstufen erklommen.

»Nachdem ich mich letzte Nacht geradezu vorbildlich benommen habe«, murmelte er hinter ihr, »wette ich, dass sich zumindest ein Teil von dir fragt, ob du mir diesen Deal nicht schon viel früher hättest vorschlagen sollen.«

Sie blickte mit erhobener Augenbraue über die Schulter

zurück. »Als ob du dich zu Anfang auf so etwas eingelassen hättest. Du musstest erst mal ein Jahr lang auf dem Trockenen sitzen, damit dir der Deal verlockend erscheint.«

Damit hatte sie höchstwahrscheinlich recht.

Als sie das Deck erreichten, machte sich Damiãno gerade auf den Weg nach unten. »Bom dia«, grüßte er freundlich.

»Ihnen auch einen guten Morgen«, erwiderte Lucia mit einem Lächeln, angesichts dessen Garreth Damiãno am liebsten die Kehle aufgeschlitzt hätte.

Garreth hob mit einem Ruck das

Kinn – eine Geste, die auf keinen Fall mit einer Begrüßung verwechselt werden konnte. Der andere Mann kniff seinerseits vielsagend die Augen zusammen, ehe er seinen Weg die Treppe hinunter fortsetzte.

»Muss ich euch beide auseinandersetzen?«, fragte sie, als sie sich allein auf dem Deck befanden.

»Nicht, wenn er aufpasst, was er tut«, sagte Garreth ernsthaft.

Nachdem er sie zur Reling geführt hatte, stellte er sich so dicht hinter sie, dass sie augenblicklich erstarrte. Er wusste, dass sie sich

von ihm bedrängt fühlte, konnte aber einfach nichts dagegen tun.

»Siehst du – dort!« Über ihre Schulter hinweg zeigte er auf einen über einen Meter langen Kaiman, der sich auf einem riesigen Seerosenblatt ausruhte. »Es ist ein Jungtier.« Das Tier mit dem schwarzen Körper hatte einen Knochenkamm über den rötlichen Augen und lag mit weit geöffnetem Maul da, sodass seine unregelmäßigen Zähne gut zu sehen waren. »Sie sind eine Art eleganterer Alligator. Körperlich gesehen zumindest, über ihre Intelligenz kann ich nichts sagen.

Aber sie kommen mir ein bisschen gerissener vor.«

Geschickt schlüpfte sie an Garreths Seite. »Wie groß werden sie?«

»Der größte Kaiman, der je dokumentiert wurde, war gut siebeneinhalb Meter lang, aber Schecter hat recht, weiter flussaufwärts gibt es noch größere Exemplare. Viel größer.«

»Da hast du mich raufgeholt, um mir den Kaiman zu zeigen, dabei finde ich die Seerose, auf der er liegt, beinahe noch erstaunlicher. Das Blatt ist ja riesig, fast wie ein Tisch.«

»Victoria amazonica. Auch die

werden flussaufwärts noch größer und dicker.«

Sie blickte sich um. »Wie weit sind wir während der Nacht gekommen?«

»Ich glaube, wir befinden uns gerade auf einem Abschnitt des Flusses, für den es keine Karte gibt, also wer weiß …?« Sie waren den ganzen Morgen über keinem einzigen Boot begegnet. »Jedenfalls weit genug, dass wir ab sofort immer mehr Flusstiere sehen werden. Rosa Delfine und Riesenotter.«

»Das klingt wie ein Märchen.« Lucia lehnte sich gegen die Reling.

Sie hatte ihr karamellfarbenes Haar wieder zu Zöpfen über den Ohren geflochten, doch einzelne glänzende Locken tanzten ihr über die Schultern und um ihr zartes Gesicht. Er stellte sich diese Locken auf einem Kissen ausgebreitet vor, während er ihren kleinen, üppigen Körper bestieg, malte sich aus, wie er sie in der Hand hielt, während er sie von hinten nahm …

»Und, worüber hat sich Travis so aufgeregt?«

»Häh?« Innerlich rüttelte er sich zur Besinnung. »Äh, offenbar hat der Captain den Dauerbefehl erlassen, dass an dem Schiff

keinerlei Verbesserungen vorgenommen werden dürfen. Und so wie dieses Wrack aussieht, wird die Anweisung wohl auch selten missachtet. Charlie darf Dinge reparieren, aber wenn er mehr tut, kriegt er eins auf den Deckel.«

»Das ist seltsam.«

»Oh, aye.« An Travis war so einiges seltsam, aber immerhin reagierte der Mensch auf Bargeld. Garreth hatte ihn bereits bestochen, damit er das Schiff in Richtung Rio Labyrinto steuerte.

Aber auch wenn Travis ein komischer Vogel war, mit Charlie stimmte definitiv etwas nicht.

Während seine Schwester Izabel offen und selbstbewusst zu sein schien, führte er sich unbeholfen auf und war extrem still. Heute wirkte er bleich, fast kränklich. Garreth konnte nicht genau sagen, was mit ihm los war, aber irgendetwas stimmte nicht.

»Wo sind die anderen?«, erkundigte sich Lucia.

»Rossiter läuft in seiner Kabine auf und ab. Izabel hat gerade ein Gourmetfrühstück zubereitet. Schecter treibt sich am Heck herum, auf der Suche nach einem Ort, an dem er seinen ›akustischen Köder‹ anbringen kann. Ich hab ihn

gefragt, ob das Ding auch Fische anlockt, aber ich glaube, das fand er nicht so witzig.« Sie lächelte leicht. »Aber wir werden beobachtet«, fügte er hinzu und rieb sich den Nacken.

»Ich weiß. Kannst du irgendetwas wittern?«

Er schüttelte den Kopf. »Totale Reizüberflutung.« Bei seinem letzten Aufenthalt hier war genau dasselbe passiert. Es hatte Wochen gedauert, ehe er sich mit all den neuen Düften vertraut gemacht hatte. »Ich schätze, wir müssen einfach auf alles vorbereitet sein.« Er schaute auf das aufgewühlte

Wasser hinaus. »Verdammt, ich hasse diesen Ort.«

»Erzähl mir, was du über den Fluss weißt«, sagte sie. »Erzähl mir von den Gefahren.«

»Du möchtest etwas über die Gefahren hören? Also gut. Im Dschungel leben überall Eingeborenenstämme. Sie halten sich versteckt, du wirst auf dieser Fahrt nicht das Geringste von ihnen zu Gesicht bekommen. Und sie sind friedlich, solange sie nicht provoziert werden, indem zum Beispiel ein Schwachkopf wie Damiãno mit der Polaroidkamera Jagd auf sie macht. Dann können

sie ziemlich wütend werden. Nicht zu vergessen, dass die Gifte, die sie zusammenbrauen, die Feydengifte amateurhaft erscheinen lassen«, sagte er. »Hat Nïx dir irgendeinen Hinweis gegeben, wie dieser Dieumort aussehen könnte? Vielleicht ist es ein Gift?«

»Nicht den kleinsten Tipp. Aber ich vermute, dass es sich um einen Pfeil handelt. Warum sollte sie ausgerechnet mich, eine Bogenschützin, in den Dschungel schicken, um eine Waffe zu suchen, mit der ich gar nicht umgehen kann?«

»Stimmt.«

»Gibt es am Rio Labyrinto auch Eingeborene?«, fragte sie. Ihr Verhalten war so arglos, als ob sie nicht gerade höchst raffiniert zu dem Thema übergeleitet hätte, das sie tatsächlich interessierte: die Lage des Labyrinths.

»Nein, aber vor langer Zeit schon. Ich bin über die Ruinen einer Nekropole gestolpert.«

»Eine Stadt der Toten?«

»Aye, voller Tempel und Krypten, die ein riesiges Grab umgaben«, sagte er. »In der Literatur liest man immer wieder, dass es keinerlei Ruinen direkt im Amazonasbecken gibt. Angeblich machen die

Schwankungen des Wasserpegels das Bauen dort unmöglich, da jeder Standort die Hälfte des Jahres unter Wasser stehen würde. Aber diese Nekropole wurde in einer Art Kessel errichtet, um den man gigantische Dämme aus Stein errichtet hatte. Das kam mir alles ziemlich fortschrittlich vor.«

»Wenn es keine Einwohner gibt, wieso halten sich dann diese Gerüchte, dass niemand von dort zurückkehrt?«

»Vermutlich, weil es in der Gegend vor Riesenkaimanen nur so wimmelt«, erwiderte MacRieve. »Das und Matora.«

Lucia verzog das Gesicht. »Ein Bullenfresser?«

» A y e . Sucuriju Gigante. Die Riesenanakonda. Davon gibt’s am Rio Labyrinto jede Menge.«

Sie hob eine Augenbraue. »Willst du damit sagen, dass es solche Viecher nicht nur in Filmen mit J.Lo gibt?«

»Ich habe mehrere gesehen, die sicher an die fünfundzwanzig Meter lang waren, mit Körpern so dick wie ein Ölfass. Die sind überall. Na ja, beinahe überall. Sie sonnen sich gerne auf den Steindämmen, aber in die Stadt hinein kommen sie nie.«

»Ich kann nicht glauben, dass es so was wirklich gibt. Und dass Schecter … recht hat.«

»Aye, Geschöpfe wie aus einer längst vergangenen Zeit. Das Bild eines acht Tonnen schweren Paarungsrituals bekommt man jedenfalls garantiert nie wieder aus dem Kopf.« Er schauderte übertrieben heftig. »Diese Schlangen können mit einer Geschwindigkeit zuschlagen, die dir die Sprache verschlägt. Sogar ein Unsterblicher könnte sich nicht von so einem Vieh befreien, wenn es sich einmal um ihn gewickelt hat.«

»Wenn also irgendjemand das

Pech hat, den Rio Labyrinto zu finden – von dem du sagst, dass er möglicherweise die Passage nach El Dorado ist –, würde er von einer ganzen Auswahl von Reptilien gefressen werden?«

»Außer mir.« Er drückte die Schultern durch und schien sich nur mit Mühe davon abhalten zu können, sich auf die Brust zu trommeln.

»Hast du die verlorene Stadt des Goldes gesehen?«

»Nein, aber die meisten Hieroglyphen in der Nekropole beschreiben auf die ein oder andere Art und Weise glänzende Schätze.«

»Und?« Sie bedeutete ihm mit einer ungeduldigen Geste fortzufahren. »Weitere Einzelheiten bitte.«

»Nach dir, Lousha. Ich weiß ganz genau, dass du mir nicht alles über den Gottestöter erzählt hast, was du weißt.«

Nach kurzem Überlegen entschied Lucia, dass es wohl nichts schaden konnte, ihm ihre Theorie mitzuteilen. »Wie ich dir bereits sagte, vermute ich, dass es sich um einen Pfeil handelt, und zwar aus Gold. Daher mein Interesse an El Dorado.«

»Warum aus Gold?«

»Die Göttin Skadi benutzt Pfeile aus Gold. Überhaupt wurden sie im Verlauf der Geschichte immer wieder von großen Bogenschützen verwendet. Es scheint mir angemessen, dass ein Pfeil von derartiger Kraft einzigartig sein muss. Und jetzt erzähl mir mehr von El Dorado.«

»Soll ich dir etwa jetzt schon alles verraten, damit du mich umso früher loswerden kannst?«, fragte er spöttisch.

»Und du nennst mich geheimnistuerisch? Außerdem hast du immer noch meinen Bogen.«

»Allerdings.«

»Ich brauch ihn zurück, Schotte. Ohne ihn fühle ich mich einfach nicht wohl. Und ich habe sonst auch keine Möglichkeit, mich zu verteidigen. Mit einem Schwert oder Messer kann ich nichts anfangen.«

»Schwöre, dass du dich nicht wieder davonschleichen wirst.«

Sie knirschte mit den Zähnen. »Ich habe mich nicht davongeschlichen.«

Er nahm ihren Bogen aus dem Koffer. »Ich werde ihn dir zurückgeben, wenn du mir beim Mythos schwörst, dass du nicht fortgehst, ohne es mir zu sagen, und zwar wenn ich wach und bei Bewusstsein bin. Und du sollst mir

zeigen, wie man so schießt wie du.«

»Du willst, dass ich dich unterrichte?«

»Nein, mein Mädchen, ich kann ganz gut mit einem Bogen umgehen.« Zum Beweis begann er gleich, den Bogen fachmännisch zu spannen. »Ich will, dass du es mir zeigst.«

Sie blickte sich um. »Die anderen werden es sehen.«

»Entspann dich. Ich hab schon bei Travis und Charlie damit angegeben, dass meine Frau die Nationalen Bogenschießmeisterschaften gewonnen hat. Und – schwörst du?«

»Ich schwöre es – bis wir finden, weswegen wir hergekommen sind.« Auf seinen unnachgiebigen Blick hin sagte sie: »Wir nehmen uns einfach eine Auszeit, bis das Spiel wieder beginnt.«

Er zuckte mit den Schultern. »Abgemacht. Bis dahin habe ich dich sowieso an einen Punkt gebracht, wo du mich nicht mehr verlassen willst.« Dann zog er eine Hülle mit Ersatzpfeilen aus dem Koffer. »Warum hast du keinen Köcher, der niemals leer ist? So wie die Feyden?«

»Das wär schön.« Viele der feydischen Bogenschützen besaßen

mystische Köcher. Wenn man einen Pfeil verschoss, trat sofort ein exakt identischer an seine Stelle. Wenn man einen zerstörte, wurde er durch einen anderen ersetzt. »An die kommt man einfach nicht ran. Die Feyden bewachen sie mit Argusaugen.« Ihre schärfste Konkurrentin in der Kunst mit dem Bogen, die Feyde Tera, besaß so einen.

»Ach, tun sie das?« Er reichte ihr den Bogen. »Dann lass mal sehen, was du kannst. Siehst du den Baum dort an der Biegung, der übers Wasser ragt? Da hängt eine Flechte an dem Ast …«

Lucia hatte bereits geschossen und getroffen, noch ehe er den Satz beenden konnte. Sie schoss immer noch wie eine Göttin! Selbst in der letzten Nacht hatte sie ihr Keuschheitsgelübde offenbar nicht gebrochen. Sie warf ihm einen Was-sagst-du-jetzt?-Blick zu.

»Es törnt dich an, als die Bogenschützin bekannt zu sein.«

Sie zwinkerte ihm zu. »Na, und ob. Ich bin die beste auf der ganzen Welt – wen würde das kaltlassen?« Und wer wäre verrückt genug, das aufs Spiel zu setzen?

»Bescheiden bist du auch noch.«

»Warum müssen Frauen

bescheiden sein, wenn sie gut in ihrem Beruf sind? Wenn sie zu Recht stolz sein sollten? Das hab ich noch nie verstanden.«

Eine frische Brise kam auf, und der Wind wehte graue Wolkenungetüme auf sie zu, die den Tag verdüsterten. Wenn es regnete, würde er von ihr erwarten, mit ihm in die Kabine zurückzukehren? Dieser Gedanke erfüllte sie mit Unruhe, und vielleicht sogar einem Hauch … Vorfreude. Sie befeuchtete ihre Lippen.

Sogleich blieb sein Blick an ihrem Mund hängen, dann wischte er sich

mit der Handfläche über seinen eigenen. Dachte er gerade an die letzte Nacht, wie sie ihn gekostet hatte?

»Äh, und jetzt triff mal dieses Blatt, das da vor dem Boot durch die Luft wirbelt.«

Sie tat es, ohne den Blick von ihm abzuwenden.

Er hob eine Braue. »Also, dann mal wieder zurück zum Thema Sex«, sagte er, obwohl es schon eine ganze Weile her war, dass sie über Sex geredet hatten. »Erklär mir, was so wichtig daran ist, eine Skadiane zu sein.«

»Ich verdanke der großen Göttin

Skadi viel. Sie hat mich mit ihrer Gunst ausgezeichnet.« Und Lucia dazu noch den Schmerz geschenkt, damit sie es nie vergaß. Wie gut erinnerst du dich, Lucia? »Sie hat mir eine Identität gegeben. Sieh mal, du hast deinen Clan und die königliche Blutlinie, der du angehörst. Aber ich habe keine Ahnung, wer meine Leute waren, und Nïx sagt, ich werde es nie erfahren.«

Nicht, ehe ich ein Kind bekomme. Was niemals geschehen wird, auch wenn ich mir immer Kinder gewünscht habe …

»Darum wurden die Skadianen

also deine Leute.«

»Genau.«

»Triff die Seerose neben dem umgestürzten Baum«, sagte er, und sie tat es. »Wie fühlt es sich an danebenzuschießen?«

Sie wählte ihre Worte mit Bedacht. »Es … verursacht mir Schmerzen … unvorstellbare Schmerzen.«

»Wie schlimm war es am Anfang?«

»Was meinst du?«

»Hast du am Anfang denn nicht ständig dein Ziel verfehlt?«

Alle vermuteten das und stellten sich vor, dass der Schmerz sie das Schießen gelehrt hätte. Nur Regin wusste, dass ihre Fähigkeiten Lucia

gegeben worden waren, ohne eine einzige Stunde Übung. »Das ist lange her. Darüber denke ich eigentlich nie nach. Ich weiß nur, dass ich mir das Recht, mich eine Skadiane zu nennen, redlich verdient habe. Ich weigere mich, es leichtfertig aufzugeben.«

»Nicht einmal für Sex? Wenn auch vielleicht nicht mit mir, aber irgendjemand muss dich in all den Jahren doch mal in Versuchung geführt haben.«

Sie blickte ihn über die Schulter hinweg an. »Offensichtlich nicht genug.«

»Und es ist dir wichtiger, eine

Skadiane zu sein als eine Familie zu haben? Oder Kinder?«

»Ja, MacRieve! Akzeptiere es.« Wenn Lucia sich damit abgefunden hatte, niemals Kinder zu bekommen, dann konnte er es doch wohl verdammt noch mal ebenfalls! »Es geht dabei nicht nur um mein Gelübde. Wenn ich dir nachgebe, verliere ich meine Identität.«

Er zuckte die Achseln. »Frauen geben doch ständig ihre Jobs ihren Männern zuliebe auf.«

»Das meinst du doch wohl nicht im Ernst?« Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie je zuvor über die Einstellung eines anderen so

wütend gewesen wäre.

In diesem Moment vibrierte ihr Telefon. Eine weitere Textnachricht v o n RegRad: Scheiß auf dich & deinen Lykae. Nïx sagt, du bist auf Kreuzfahrt mit dem Bettvorleger. So ein Scheiß!!!

Lucia seufzte. Sie konnte sich nur zu gut vorstellen, wie Regin auf diese kleine Information von Nïx reagiert hatte. Vielleicht hatte die Hellseherin es ihr erzählt, um Ärger zu provozieren, oder aber sie sah es tatsächlich so voraus.

»Wer schreibt dir denn dauernd? Nïx?«

»Nïx schreibt nur selten

Textnachrichten.« Weil niemand je antwortete. Aber wie sollte man auch auf Nachrichten antworten im Stile von: Schlumpf! oder Ich bin charismatisch … oder Böse Hunde bekommen keine Burger? »Die ist von Regin.«

»Ah, die strahlende Missgeb… äh, die Strahlende. Sie hat mich immer gern ein bisschen herumgeschubst, wenn ich betäubt war, obwohl ich Seite an Seite mit ihr gekämpft habe, als ich dich und deine Schwestern vor den Vampiren gerettet habe.«

Lucia entspannte umständlich ihren Bogen und verstaute ihn

wieder in seinem Reisekoffer, ehe sie vor Schuldbewusstsein noch irgendetwas Dummes tat.

»Bevor ich New Orleans letztes Jahr verließ«, fuhr er fort, »habe ich viel über deine Art herausgefunden – beinahe alles über deinen Koven. Warum sind Regin und du so gute Freundinnen? Die meisten halten sie für total …« Auf ihren warnenden Blick hin beendete er den Satz mit »etwas schwierig«.

»Was hast du denn so gehört?«

»Sie zwingt Dämonen dazu, abartige Dinge zu essen, zum Beispiel Radkappen.«

Viele Mythianer hatten dieses Bild

von ihr im Kopf, vermutlich weil Regin mal eine Phase durchgemacht hatte, in der sie ihre Feinde einfach alles schlucken ließ: Bierflaschen, Fußbälle, Mülltonnendeckel.

»Also, zunächst einmal war das nur eine Phase, und die hat sie inzwischen hinter sich.« Größtenteils. »Und zweitens haben diese Dämonen sie danach nie wieder belästigt.«

»Du nimmst sie in Schutz?«

»Sie wurde für den Krieg geschaffen, aber zugleich besitzt sie einen feinen Sinn für« – niveaulosen – »Humor. Na ja, wenn

diese beiden Eigenschaften zusammentreffen ...« Und noch eine Prise Schuldbewusstsein hinzukommt.

Obwohl Regins Küsse eine Droge waren, die süchtig machten wie Heroin, hatte sie in ihrer Jugend einmal einen Berserker geküsst. Aidan den Grimmigen. Bei seinem Versuch, sie für sich zu gewinnen, war er ums Leben gekommen, doch seit Jahrhunderten wurde er ein ums andere Mal wiedergeboren und begab sich immer wieder auf die Suche nach ihr.

»Außerdem«, fügte Lucia hinzu, »gibt es einiges, was Regin und

mich verbindet.« In der Vergangenheit war Regin jedes Mal an ihrer Seite gewesen, wenn Lucia in die Höhle des Blutigen Verdammten gegangen war, als ihre Waffenschwester.

Aber der Kampf gegen Cruach war nicht mit der Jagd auf einen Bären im Winterschlaf vergleichbar. Regin und sie betraten die Höhle niemals. Stattdessen warteten sie am Eingang, der mit Knochenresten übersät war, auf ihn. Und wenn er schließlich heraustrat, griffen sie an.

Als er zum ersten Mal der Verbannung entkommen wollte, verließ er die Höhle mit

schrecklichem Gebrüll und stampfend wie ein Bulle, in dem Glauben, seine Scheußlichkeit würde eine junge skadianische Assassine erschrecken und sie danebenschießen lassen. Aber Lucia hatte ihr Ziel getroffen, auch wenn sie danach geweint und am ganzen Leib gezittert hatte. Regin war vor Entsetzen in die Knie gesunken und hatte Energie erbrochen.

Beim zweiten Mal hatte Cruach Hunderte seiner Todeskultanhänger, seiner Cromiten, herbeigerufen, um den Ausgang zu bewachen, sodass er unbeschadet hinausgelangen

konnte. Aber während Regin die Schwertkämpfer in einem wilden Gefecht zurückgedrängt hatte, hatte Lucias Pfeil Cruachs schwarzes Herz getroffen.

Diesmal hatte Lucia keine Ahnung, was sie erwartete. Allerdings befürchtete sie, dass sie den Bären diesmal in seiner Höhle jagen musste. Würde sie sich dazu zwingen können, diesen grauenhaften Ort noch einmal zu betreten? Und das ganz auf sich allein gestellt?

Lucia wusste, dass MacRieve fälschlicherweise davon ausging, dass er sie begleiten würde. Selbst

wenn sie zusammenarbeiteten, um den Dieumort zu finden, konnte sie ihn niemals in Cruachs Nähe lassen. Genauso wenig, wie sie es riskieren durfte, dass Regin zu nah an ihn herankam. Cruach könnte sie beide infizieren. Lucia war als seine Frau hingegen immun.

»Was geht gerade in deinem Kopf vor, dass du so nachdenklich bist?«, fragte er.

In der Ferne grollte der Donner. Weitere stahlgraue Wolken türmten sich überall um sie herum auf.

»Ich dachte nur, dass du Regin gegenüber ein wenig nachsichtiger sein solltest.«

»Warum das denn?«

»Wenn sie nicht wäre, hättest du keine Gefährtin. Ich war sechzehn, als sie mir zum ersten Mal das Leben rettete. Seitdem hat sie es noch unzählige Male in verschiedenen Schlachten getan.«

Nachdem er das einige Minuten lang verdaut hatte, sagte MacRieve: »Regin hat nichts für mich übrig.«

»Nein.« Hatte sie gerade einen Regentropfen gespürt? »Aber dein Bruder empfindet vermutlich genau dasselbe für mich.«

»Vielleicht. Aber immerhin habe ich nicht auf deine Schwester geschossen.«

Lucia studierte mit größter Aufmerksamkeit einen Splitter in der Reling. »Ich hab ihn doch nur kampfunfähig gemacht«, grummelte sie. Bloß ein Schuss durch den Arm.

»Lousha, sieh mal!« MacRieve packte sie bei den Schultern und drehte sie so, dass sie einen bestimmten Abschnitt des fernen Flussufers im Blick hatte.

Dort erspähte sie eine Gruppe von Ottern mit weiß gefleckten Kehlen, aber diese Geschöpfe waren riesig und so lang, wie MacRieve groß war. Einer zerlegte gerade einen Wels, während andere sich auf

einem Baumstamm zusammenkuschelten und ihre quiekenden Jungen mit gurrenden Lauten beruhigten.

»Eine Familie von Flussottern. Man nennt sie auch Lobos del Río.«

»Flusswölfe?«, fragte sie, ohne den einsetzenden Nieselregen zu beachten.

»Aye.« Als der Regen stärker wurde, drehte MacRieve sie an den Schultern wieder zu sich herum. »Da du eine Schwäche für Wölfe hast, solltest du sie eigentlich mögen.« Er streckte die Hand aus, um mit der Rückseite seiner Finger über ihre Wange zu streicheln, und

in seinen goldenen Augen lag ein ruchloses Versprechen.

»Habe ich eine Schwäche für Wölfe?«, fragte sie. Ihre Atemzüge wurden immer flacher.

»Aye, Lousha, jedenfalls bald«, sagte er, und seine Stimme wurde ganz tief und grollend, wie in jener ersten Nacht vor so langer Zeit.

Der Regen hatte sich inzwischen in einen ausgewachsenen Wolkenbruch verwandelt, der auf sie niederprasselte, und überall zuckten Blitze.

Ihr blieb keine andere Wahl, als in eine dunkle, schwüle Kabine zurückzukehren, zusammen mit

dem attraktivsten und heißesten Mann, den man sich vorstellen konnte. Und dieser Mann würde sich auf der Stelle aus seinen Klamotten schälen und von ihr erwarten, dass sie genau dasselbe tat.

29

»Hey, Travis, diese Untiefe ist wohl direkt aus dem Nichts gekommen?«, rief MacRieve zum Ruderhaus hinauf. An Lucia gewandt murmelte er: »Trifft er die Dinger mit Absicht?«

Travis hing wieder mal auf einer Sandbank fest – zum dritten Mal in ebenso vielen Tagen.

Lucia seufzte. MacRieve und sie hatten einen der seltenen wolken- und ereignislosen Morgen genossen. Sie hatte sich auf einem verwitterten Liegestuhl auf dem hinteren Deck gesonnt, während er

erfolglos von der Plattform aus geangelt hatte, angespornt von Izabels Versprechen von Festmählern mit großen Fischplatten.

»Meinen Sie etwa, Sie könnten es besser, Schotte?«, brüllte Travis vom Ruderhaus hinab.

»Aye, sogar so besoffen, wie Sie es sind, Texaner!«

»MacRieve …«, sagte Lucia warnend.

»Na, ist doch wahr. Er muss endlich mit dem Saufen aufhören, sonst kommen wir niemals an.«

Sie wünschte, Charlie wäre am Steuer, aber der war gerade mit

Schlafen dran. Der junge Mann steuerte wesentlich besser als Travis. Nicht, dass Charlie das jemals zugeben würde. Izabels Zwilling schien den reizbaren Texaner genauso zu verehren wie sie.

Jede Panne wie diese verzögerte ihre Reise, dabei lief ihnen die Zeit davon. Die Albträume wurden schlimmer.

»Sieht so aus, als ob ich das alte Mädchen mal wieder anschieben müsste«, sagte MacRieve. Er zog sich das Hemd aus, sodass er nur noch seine abgetragene, verwaschene Jeans und sein

Armband trug. Schuhe waren an Bord der Contessa überflüssig.

Das Armband hob sich deutlich von seiner gebräunten Haut ab – eine stete Erinnerung an das, was er für sie getan hatte. Jedes Mal, wenn er sie umarmte, spürte sie das Metall auf ihrer Haut, zuerst kühl, bevor es sich erwärmte. So wie in der letzten Nacht …

»MacRieve, musst du da wirklich reingehen?« Auch wenn der Fluss ihnen schon viel Freude bereitet hatte – sie hatte rosa Delfine, weitere Otter und Tapire gesehen, die am Ufer grasten –, war er auch eine Quelle des Schreckens. Immer

glitten irgendwo Kaimane durchs Wasser, oder Piranhas durchbrachen bei ihren Fressorgien die Wasseroberfläche.

Erst gestern Morgen hatten sie gesehen, wie ein Babyreiher aus dem Nest ins Wasser gefallen war. Während der Muttervogel verzweifelt geschrien hatte, hatte ein Schwarm Piranhas das Kleine innerhalb von Sekunden mit rasiermesserscharfen Zähnen bis auf die Knochen abgenagt.

»Mir scheint, du glaubst mir endlich, dass der Fluss Gefahren birgt«, sagte MacRieve. »Entspann dich, ich geh ja bloß bis zur Taille

rein.«

»Und was ist mit den Piranhas?«

»Ich wage zu bezweifeln, dass die Fischlein irgendetwas Wichtiges anknabbern werden.« Er beugte sich vor, um ihr ins Ohr zu flüstern: »Sie haben es nur auf kleine Beute abgesehen.«

»Werwolf!«, rief sie empört. Immer noch überraschte es sie jedes Mal, wenn er sie neckte. Er wurde ihr gegenüber immer sanfter, und die Verbitterung über ihre früheren Taten schwand dahin. Mittlerweile erspähte sie häufiger Hinweise auf den Mann, der er einmal gewesen war, den Mann,

den sie sich jedes Mal vorstellte, wenn sie seine Lachfältchen sah. Sie hatte herausgefunden, dass er sogar richtig verspielt sein konnte, wenn er nicht gerade tobte vor Wut auf sie. »Ich mein's ernst.«

»Ja, ich auch. Fühlst du dich besser, wenn ich die Jeans anlasse?« Sie nickte widerwillig. »Mach dir keine Sorgen. Es stimmt, dass sie sich nicht an große Beutetiere heranwagen, solange die nicht tot sind.«

Als sie Damiãno in Richtung Heck kommen sahen, um dabei zu helfen, das Boot zu befreien, flüsterte sie ihm noch rasch zu:

»Pass bitte auf, dass du im Vergleich zu den anderen nicht zu stark wirkst. Und leg dich nicht wieder mit ihm an.«

»Er hat angefangen«, erwiderte Garreth mürrisch. Es waren erst drei Tage vergangen, und schon hatte sich das Schiff als zu klein für diese beiden hochgewachsenen Männer erwiesen.

»Guten Morgen, querida«, sagte Damiãno zu ihr, während er sein eigenes Hemd ablegte und einen muskulösen, sehnigen Körper entblößte.

»Bom dia«, antwortete sie mit einem geistesabwesenden Grinsen.

Damiãno erwiderte ihr Lächeln, als er zur hinteren Plattform ging – weiße Zähne gegen sonnengebräunte Haut – und sich gleich darauf ins Wasser stürzte. Der Mann war Sex pur.

MacRieve schob sich vor sie und umfasste ihren Nacken, die blanke Eifersucht loderte in seinen Augen. »Den Blick immer schön auf deinen Hauptgewinn richten, Frau. Du kannst einen Werwolf haben, oder du gehst leer aus.«

»Ach, wirklich?«

»Es sei denn, du bevorzugst tote Männer, denn Damiãno steht ganz oben auf meiner Liste.« Er zog sie

an sich für einen kurzen, aber heißen Kuss. »Du gehörst mir, Lousha. Vergiss das nie.«

Mit diesen Worten sprang er ins Wasser und ließ sie völlig außer Atem zurück. Wie es schien, stand sie auf eifersüchtige Alphamänner wie diesen hier, der sie küsste, als ob jeder Kuss sein letzter wäre …

Während diese beiden also beschäftigt waren, beschloss Lucia, sich um ein paar Dinge an Bord zu kümmern. Sie stieg die Treppe zum Aussichtsdeck hinauf und ging ganz nach hinten durch, wo es mit Stroh überdacht war. Dort hatte sie vorhin ein Rascheln gehört.

Jetzt erspähte sie jemanden, der sich unter dem Dach verkrochen hatte, sodass nur noch zwei kleine nackte Füße hervorschauten. Izabel.

»Was machst du denn da?«

Izabel schnaubte gereizt. »Nada.«

Als Lucia in das Versteck hineinschaute, entdeckte sie eine Art Gepäckablage, nicht einmal einen Meter hoch. Dort lag Izabel flach auf dem Bauch. Lucia folgte ihrem Beispiel, sprang hinauf und rutschte bäuchlings ans andere Ende, wo sie den perfekten Unterschlupf zum Spionieren vorfand. Von hier aus konnte sie sowohl die Plattform als auch das

hintere, unbedachte Deck sowie die Seitengänge überblicken – einen großen Teil des Schiffs also.

»Du hast uns ausspioniert?«

»Warum auch nicht?«, gab sie zurück. »Ihr seid doch alle louco.«

»Verrückt sind wir? Also, du bist wirklich die unverschämteste kleine …«

»Latina?« Sie blickte sie finster an. »Mutige Portuguesa?«

Unverschämteste kleine Sterbliche, hatte Lucia sagen wollen. »Wieso sind wir alle verrückt?«

Izabel schob das Kinn vor. »Ich glaube nicht, dass du eine Doktorin bist.«

Lucia zuckte mit den Achseln. »Und ich glaube, du bist in einen Säufer verliebt.«

»Ich glaube nicht einmal, dass du mit MacRieve verheiratet bist«, sagte Izabel mit zusammengekniffenen haselnussbraunen Augen.

»Ist das alles, was du über mich rausgefunden hast?«, fragte Lucia erleichtert. Sie hatte schon befürchtet, Izabel hätte eine Ahnung, wer sie in Wahrheit waren.

»Wenn du mit MacRieve verheiratet bist, fress ich Schecters Shorts.«

»Also, das war jetzt wirklich …

unnötig. Und warum machst du dir so viele Gedanken über uns?«

»Wenn du nicht hinsiehst, greift er nach dir, und dann ballt er die Hand zur Faust und zieht sie zurück, so als müsste er dich unbedingt anfassen.« So was macht er? »So was tun verheiratete Leute nicht.«

»Ich will ehrlich zu dir sein, Izabel. Wir sind nicht verheiratet, aber er ist ziemlich … altmodisch. Er wollte meinen guten Ruf nicht zerstören, weil wir uns doch eine Kabine teilen. Sonst noch was?«

»MacRieve gibt Travis immer wieder Geld, und wir weichen ständig von der geplanten Route

ab.«

Das stimmte. Der Schotte hatte Lucia erzählt, dass er Travis bestochen hatte. Er hatte den Captain bezahlt, damit er sie direkt zum Rio Labyrinto brachte.

»MacRieve war schon einmal hier und weiß, wo es sich lohnt, weitere Forschung zu betreiben.« Das Schiff würde in einer Woche oder so in der Gegend ankommen, vermutlich gleich nach dem Vollmond. MacRieve und sie hatten beschlossen, sich der Sterblichen nicht zu entledigen; stattdessen planten sie, sich auf dem motorisierten Beiboot der Contessa

davonzustehlen. »Das heißt also, er hat Travis einfach nur die Richtung vorgegeben. Sonst noch was?«

»Das ist alles, was ich über euch beide habe. Vorläufig. Aber die anderen sind genauso komisch.«

»Erzähl mir davon.«

»Warum sollte ich?«

»Travis bat uns, ihm Bescheid zu sagen, wenn du Mist baust. Meinst du, er würde dich feuern, weil du seine Passagiere ausspionierst? Vielleicht würde er sogar noch deinen Bruder feuern, und das nach allem, was Charlie auf sich nimmt?« Jeden Tag brüllte der Captain den jungen Mann an, weil er

irgendetwas an Bord zu gut repariert hatte. Charlie nahm es ihm nicht übel und ließ diese Ausbrüche stillschweigend über sich ergehen. »Also, raus damit, oder du kannst deinem großen Texaner zum Abschied zuwinken.«

Izabel warf ihr einen weiteren gehässigen Blick zu. »Na gut. Zum Beispiel Damiãno. Der ist definitiv louco.«

Insgeheim musste Lucia ihr zustimmen – irgendetwas stimmte mit dem Mann nicht, so gesegnet er auch sein mochte, was sein Äußeres betraf. Ihn umgab eine Aura brodelnder Intensität, ganz ähnlich

wie es bei MacRieve der Fall war. Bis auf einen Unterschied: Wenn Damiãno lächelte, erreichte das Lächeln nie seine Augen – und sein Blick folgte ihr unaufhörlich.

»Er spricht Portugiesisch«, sagte Izabel. »Also versuchen Charlie und ich, mit ihm zu reden. Aber er spricht altes Portugiesisch.«

»Wie meinst du das?«

»Es ist das Portugiesisch, wie es die Konquistadoren sprachen.« Das ist merkwürdig. »Und wenn wir ihn dann verständnislos anstarren, lächelt er dieses magnificente Lächeln.« Sie seufzte. »Muito bonito.«

»Damiãno ist echt heiß«, murmelte Lucia. Viel zu spät wurde ihr klar, dass sie laut gesprochen hatte. »Und damit meine ich, dass ich seinen Verstand bewundere.«

Izabel tippte sich gegen das Kinn. »Und Schecter?«

»Nicht ganz so heiß.«

»Also, der …«

»Schhhh«, zischte Lucia. »Er kommt.«

Mit einem Aluminiumkoffer in der Hand schlich der Professor über den Gang, wo ihn die Männer, die an der Plattform arbeiteten, nicht sehen konnten. Sein Koffer war von Halliburton, einer von der Sorte, die

man meistens angekettet an das Handgelenk von jemandem sieht und in dem Abschusscodes für Atomraketen aufbewahrt werden. Lucia verdrehte die Augen.

Nachdem er sich nach beiden Richtungen umgeschaut hatte, holte er seinen »revolutionären« Köder heraus, der aussah wie die Blackbox eines Flugzeugs mit einem langen Seil daran. Als er es einschaltete, begann ein blinkendes rotes Licht obendrauf akustische Frequenzen zu piepen, bei denen Lucias Ohren zuckten, bis er den Apparat ins Wasser gleiten ließ.

»Hey Iz«, flüsterte Lucia, »das ist

deine Chance, seine Shorts zu essen.«

Izabels Augen wurden groß, so als wäre sie schockiert, dass Lucia sie aufzog. Dann flüsterte sie: »Halt mich zurück! Muito macho.«

Lucia konnte ein Grinsen nicht unterdrücken.

Als Schecter sich in einen anderen Teil des Schiffs zurückzog, sagte Izabel: »Der Typ hält Schlangen, Eidechsen und alle möglichen Amphibien in seinem Zimmer. Sogar giftige. Und dieses Köderding? Ich bin ja keine Wissenschaftlerin, aber mein gesunder Menschenverstand sagt mir eines: Wenn man etwas

anlockt, sollte man besser auch darauf vorbereitet sein, damit fertigzuwerden, wenn es dann kommt.« Schlaues Mädchen. »Ich kenne dieses Schiff in- und auswendig, es wird nur noch von Gebeten, Klebeband und Charlie zusammengehalten und würde den Besuch irgendeines ›Megaviehs‹ mit Gewissheit nicht verkraften. Also ist Schecter entweder sehr dumm oder sehr egoistisch.«

Seh ich auch so. »Was ist mit Rossiter?«

»Also, den mag ich«, sagte Izabel. »Aber er ist krank oder so. Schläft nie. Und ich glaube, er ist von

Blumen besessen, denn er zeichnet sie die ganze Zeit …«

In diesem Augenblick vibrierte Lucias Telefon, um eine weitere Textnachricht zu melden. Mühsam drehte sie sich in dem beengten Raum um, sodass sie einen Blick auf das Display werfen konnte. RegRad: Bin auf Level 9/Eiswelt. Sonst hast du immer Eiswelt für mich gespielt. Gerade als Lucia seufzte – sie vermisste Regin wahnsinnig –, kam eine weitere Nachricht an. Hab's allein geschafft – DU KANNST MICH MAL!

»Wer schreibt dir denn da dauernd?«, fragte Izabel. »Eine

Zwölfjährige, die du auf der Eislaufbahn kennengelernt hast?«

»Wie sagt man ›haha‹ auf Portugiesisch?«, fragte Lucia unschuldig. »Das ist nur eine meiner Schwestern«, fuhr sie fort. »Sie vermisst mich.« Und nimmt es mir übel, dass ich so lange fort bin.

»Wie viele Schwestern hast du denn?«

Hunderte. Überall auf der Welt. »Genug«, erwiderte Lucia.

»Ich wünschte, ich hätte eine Schwester.«

»Reicht dir denn ein Zwillingsbruder nicht?«

»Schätze schon«, sagte Izabel mit

einem Schulterzucken.

Jetzt, wo Lucia darüber nachdachte, fiel ihr auf, dass sie noch nie ein Zeichen der Zuneigung zwischen den beiden gesehen hatte. Vermutlich weil sie so unterschiedlich waren. Izabel war frech und selbstbewusst, Charlie schien eher unsicher und unbeholfen zu sein.

»Hey, fühlst du das?«, fragte Izabel. »Sie haben das Schiff frei bekommen.«

Lucia blickte gerade in dem Moment nach unten, in dem sich MacRieve aus dem Wasser auf die Plattform schwang und seine

Rückenmuskeln überaus verlockend unter seiner nassen Haut aussahen. Als er aufstand, schüttelte er sein Haar auf diese wölfische Weise, und seine klatschnasse Jeans hing sogar noch tiefer als sonst an seinem perfekten Körper.

Lucias Klauen krümmten sich bei diesem Anblick. Gerade als sie dachte: Bei den Göttern, wie schön er ist, flüsterte Izabel: »Den würde ich mir sichern, solange ich könnte. Esplêndido.«

Der Schotte war fantastisch. Und sexy und lustig. Er wusste, wie man einen Recurvebogen spannte. Endlich ein Mann, der sie gut

behandelte und der unter Beweis gestellt hatte, dass er Verständnis für ihre … Einschränkungen hatte.

»Chuck!«, rief der Captain plötzlich. »Schwing sofort deinen Hintern hier rauf!«

Izabel zuckte dermaßen zusammen, dass sie sich den Kopf stieß. »Ich muss gehen!« Mit weit aufgerissenen Augen schob sie sich zurück.

»Warum musst du denn gehen?«

»Um Charlie aufzuwecken.«

»Izabel«, brüllte Travis. »Wo zur Hölle treibt Chuck sich rum?«

»Siehst du?«

Lucia konnte einfach nicht fassen,

dass Izabel sich in diesen mürrischen Captain verknallt hatte, dass sie es hinnahm, auf diesem Kahn festzusitzen, ohne Zukunft, ohne Aussichten. Sie war doch noch so jung …

»Izabel, du weißt schon, dass es auch noch andere Schiffe gibt, auf denen du arbeiten könntest? Schiffe, auf denen man dich besser behandeln würde?«

Die junge Frau sah ihr in die Augen. »Ich will niemals auf einem anderen Schiff sein, solange ich lebe.« Und dann war sie verschwunden, und Lucia blieb alleine mit ihren Gedanken zurück –

die sich fast ständig um MacRieve drehten.

In den letzten drei Tagen war Lucia der beängstigende Gedanke gekommen, dass sie sich viel zu leicht an das Leben mit ihm gewöhnte. Sie hatte sich schon einmal zum Narren halten lassen, und selbst nach all diesen Jahren verspürte sie immer noch tiefe Scham darüber, so leicht auf Cruachs Tricks hereingefallen zu sein. Ihre Schwestern hätten viel eher gespürt, dass er von Grund auf böse war.

Regin jedenfalls hatte es. Nach einem einzigen Blick auf den blond

gelockten Mann am Portal war sie auf der Stelle zu ihren göttlichen Eltern gerannt und hatte ihnen alles erzählt. Die hatten ihr den Eid abgenommen, ihn niemals wiederzusehen. Lucia hingegen war Cruach ins Netz gegangen, hatte ihm so bedingungslos vertraut, dass sie diesen Eid gebrochen hatte.

Bin ich dem Schotten gegenüber zu vertrauensselig? Die Albträume kamen inzwischen jede Nacht, als wollten sie sie daran erinnern, wieso das höchst unklug wäre. Nur dass sie jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben das Bett mit einem anderen teilte, einem Mann, der sie

ausfragte und wissen wollte, wovon sie träumte …

»Lousha?«, rief er, woraufhin auch sie sich den Kopf stieß. Als sie aus dem Versteck herauskroch, hörte sie ihn über den Gang stapfen, und gleich darauf war er in der Kabine unter ihr.

Kurz bevor sie die Treppe erreichte, kam er mit großen Schritten die Stufen hinaufgesprungen. »Wo warst du?«, fragte er herrisch, und seine Augen flackerten blau.

»Ich war die ganze Zeit hier. Hast du mich denn nicht gewittert?«

Die Anspannung wich sichtlich aus

seinen breiten Schultern. »Es ist schwer, dich an Bord eines solchen Schiffes zu finden.« Sie blickte ihn verwirrt an. »Ich kann deinen Badeanzug riechen, der an der Wäscheleine neben der Kombüse trocknet.« Er wickelte eine ihrer Locken um seinen Finger. »Ich rieche eine Strähne deiner Haare oben beim Ruderhaus. Dein Duft ist überall um mich herum. Es wäre für mich fast einfacher, dich aus einer Entfernung von dreißig, vierzig Meilen zu finden.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich nicht fortgehe. Vertraust du mir nicht?«

»Aye, aber ich habe dich jetzt fast ein Jahr lang verfolgt. Alte Gewohnheiten legt man nur schwer ab. Es fühlt sich regelrecht seltsam an, nicht hinter dir herzulaufen. Angenehm, aber seltsam.«

Sie blickte ihn mit zur Seite gelegtem Kopf an. »In dieser ganzen Zeit, hast du da … hast du da jemals daran gedacht aufzugeben?«

»Niemals.«

»Nicht ein einziges Mal?«

»Lousha, du bist mein Mädchen«, sagte er mit dieser tiefen Stimme. Er zuckte mit den Achseln, als spräche er eine unumstößliche

Wahrheit aus.

Wenn ich nicht sehr aufpasse, könnte er recht behalten …

30

»Du erwartest doch wohl nicht, mit diesem Ding unser Abendessen zu fangen?«

Ganz was Neues – MacRieve provoziert Damiãno. In den letzten zehn Tagen hatten sich die beiden ununterbrochen gezankt. Inzwischen näherten sie sich dem Siedepunkt, waren unfähig, auf dem schmalen Gang aneinander vorbeizugehen, ohne sich gegenseitig mit den Schultern zu rammen.

»Meinst du vielleicht, du könntest es besser?«, fuhr Damiãno ihn an.

»Oh, aye.«

»Wollen wir wetten?«

Lucia ließ sich auf dem verwitterten Terrassenstuhl nieder. Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Kinn auf den Händen, richtete sie sich auf eine längere Wartezeit ein. Denn bislang war es noch keinem der beiden Streithähne auf dieser Fahrt gelungen, auch nur einen einzigen Fisch zu angeln. Und ihr war klar, dass sie sich nicht vom Fleck rühren würden, ehe es einer von ihnen geschafft hatte.

In den vergangenen zehn Tagen war die Contessa weiter den San Miguel hinaufgefahren, immer tiefer

in den Urwald hinein, und Garreth war immer nervöser geworden. Er lief unaufhörlich auf und ab, war spürbar unruhig. Er konnte nicht rennen, und das lastete schwer auf ihm, weil es zu den Grundbedürfnissen der Lykae gehörte, wie Lucia wusste. Zumal heute Nacht Vollmond war.

Schon morgen würden sie in der unmittelbaren Nähe des Rio Labyrinto ankommen – ein weiterer Grund zur Besorgnis für ihn.

»Vermutlich kann ich dich nicht dazu überreden, das Labyrinth nicht zu betreten?«, hatte er gefragt. Auf ihren Blick hin hatte er schließlich

nur gemeint: »Hatte ich auch nicht erwartet.«

Doch so sehr Garreth es hasste, hier zu sein, so sehr genoss sie es. Ihr war eingefallen, dass Forscher häufig in einer Art und Weise über den Dschungel sprachen, als wäre er eine Geliebte, die die Männer verführte und sie jegliche Zivilisation vergessen ließ. Jetzt endlich verstand sie, was damit gemeint war.

Und es gefiel ihr.

Die vernünftige Lucia ließ los – ihre Fassade der Kontrolle, den letzten Rest ihrer Rationalität. Alles an diesem Ort war sinnlich: die

Farben, die Wärme, die fantastischen Gerüche. Sie fühlte sich lebendiger denn je zuvor.

Oder aber sie verdankte das dem Werwolf, mit dem sie das Bett teilte. MacRieve bearbeitete sie jeden Tag – und jede Nacht. Als ob ihre Selbstkontrolle nicht schon angegriffen genug wäre. Ihr Kartenhaus war mitten in einen Wirbelsturm geraten. Die kleinste Berührung würde es zusammenstürzen lassen …

Im Laufe der vergangenen Tage hatte sich in das Leben an Bord der Contessa eine gewisse Routine eingeschlichen. Damiãno schien

irgendwie immer in der Nähe zu sein, und auch wenn sie spürte, dass der Mann eine echte Bedrohung sein könnte, empfand Lucia doch keine wirkliche Furcht. Damiãno mochte der Mythenwelt angehören, aber keine Spezies konnte es in puncto Kraft mit Garreth aufnehmen.

Was Rossiter betraf: Wenn er nicht in seiner Kabine auf und ab lief, ließ er sich von Charlie alles über das Innenleben des Schiffs beibringen. Dann erledigten sie die anfallenden Arbeiten gemeinsam, vom Betanken der Generatoren bis hin zum Wechseln der Maschinenfilter.

Lucia ging davon aus, dass Rossiter nicht eine einzige Stunde geschlafen hatte, seit sie abgelegt hatten. Er wurde immer blasser, sein hochgewachsener Körper immer hagerer, und manchmal glaubte sie ein Glitzern in seinen dunkelblauen Augen zu entdecken, als lauere dahinter der Wahnsinn. Wie könnte es auch anders sein? Rossiter lief, ebenso wie ihr, die Zeit davon.

Schecter schlich zu allen Tages- und Nachtzeiten auf Deck herum und versenkte seinen akustischen Köder im Wasser, und genauso pausenlos beobachtete Izabel

Travis mit intensivem Blick.

Wenn Travis sich allein glaubte, musterte er sie hin und wieder, allerdings schien das jedes Mal eine gehörige Wut auf sich selbst bei ihm auszulösen. Auf der anderen Seite entging es Travis offensichtlich, dass Charlie ihm ebenfalls durchdringende Blicke zuwarf. Trotz der Tatsache, dass der Texaner zu keinem der Zwillinge besonders nett war, schienen beide seinem Charme erlegen zu sein.

Lucia mochte Izabel. Für eine Sterbliche war sie gar nicht übel. Das Mädchen war umgänglich und

intelligent und erinnerte sie ein bisschen an Regin. Obwohl Lucia das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte, niemals vollständig abschütteln konnte, tat das ihrer aufkeimenden Freundschaft keinen Abbruch. Izabel hatte ihr Geheimnisse anvertraut und ihr Dinge über den Captain erklärt, die Lucia verwirrten, wie zum Beispiel seine Wut auf Charlie, wenn dieser irgendwelche Verbesserungen am Boot vornahm, oder auch seine Wut, wenn ihm wieder einmal auffiel, dass Izabel eine attraktive junge Frau war.

Wie sich herausstellte, war Travis

seit acht Jahren Witwer. Offenbar war seine Frau ein Muster an Vollkommenheit gewesen, hatte ihn auf seinen Fahrten begleitet und ihm dabei geholfen, das Boot zu restaurieren. Sie war diejenige, die so liebevoll all die Landkarten und kuriosen Listen aufgehängt hatte, die noch heute im Salon zu sehen waren. Die bestickten Tischdecken und Vorhänge hatte sie selbst von Hand verziert.

In Iquitos erzählte man sich, dass Travis seiner toten Frau treu sei und dass die Contessa de facto einen Schrein für sie darstelle.

»Warum sagst du Travis nicht

einfach, dass du an ihm interessiert bist?«, hatte Lucia Izabel gefragt.

»Zwei Gründe: Der Geist seiner perfekten Frau. Er hasst alles, was ihn in Versuchung führen könnte, ihrer Erinnerung untreu zu werden. Und dann ist da noch Charlie. Aber das ist auch egal. Capitão wird mich sowieso niemals haben wollen. Nicht jeder hat so viel Glück wie du und MacRieve.«

Ihre Feststellung hatte Lucia aufgeschreckt – weil es mit MacRieve tatsächlich gut lief. Auch wenn er ein wilder Werwolf war, konnte er bemerkenswert geduldig sein. Während sie über die Decks

spazierten, lehrte er sie gälische Wendungen und Ausdrücke. Bei ihren anfänglichen Versuchen, diese auszusprechen, hatte er noch ein paarmal lachen müssen, aber das hatte bald aufgehört, als er merkte, wie schnell sie lernte.

Und er war aufmerksam und fürsorglich. Vor ein paar Tagen hatte sie einen Streit von MacRieve und Schecter mitangehört. Es ging um die wissenschaftliche Anerkennung im Falle eines noch nicht katalogisierten Fundes. Neugierig war sie näher herangeschlichen und hatte um die Ecke gespäht.

In seinen großen Pranken hielt der Schotte behutsam einen zarten Kokon, aus dem gerade ein Schmetterling mit silbernen Flügeln schlüpfte, die in allen Farben des Regenbogens schillerten. So etwas hatte sie noch nie zuvor gesehen.

»Schecter, wozu in Teufels Namen brauche ich wissenschaftliche Anerkennung?« MacRieve stieß ein Grunzen aus. »Ich will ihm nur einen Namen geben.«

»Also, wenn Ihnen die Anerkennung gleichgültig ist, was würde es dann schaden, mir zu erlauben, die Entdeckung dieser Spezies für mich zu beanspruchen

und ihr einen Namen zu geben? Also, ehrlich, Mr MacRieve …«

»Schecter, ficken Sie sich und Ihre verdammte Wissenschaft. Ich benenne den hier nach meiner Lady, und wenn Sie auch nur noch ein einziges Wort darüber verlieren, sind Sie schuld, wenn dieser Schmetterling mit dem Blut aus Ihrer Halsschlagader besudelt wird.«

Der Professor starrte ihn einige lange Momente sprachlos an. Schließlich räusperte er sich. »Äh, nun ja, selbstverständlich. Wie werden Sie ihn also nennen?«

»Lucia Incantata«, murmelte

MacRieve. Ihre Klauen hatten sich gekrümmt, als er geistesabwesend hinzugefügt hatte: »Er erinnert mich an ihre Augen …« Sie musste immer noch seufzen, wenn sie an seinen Gesichtsausdruck dachte.

In jener Nacht hatte er sie mit diesem Schmetterling »überrascht« und ein Moskitonetz in ihrer Kabine aufgehängt, damit er nicht wegfliegen konnte.

Und das war nur eines von zahlreichen Geschenken. Als sie eine Bemerkung darüber hatte fallen lassen, wie hübsch sie die Blüten der Seerosen fand, hatte am nächsten Morgen, als sie erwachte,

eine makellose weiße Blüte auf ihrer Seite des Bettes gestanden. Die Vase? Eine ausgespülte Iquiteña-Flasche.

Zu guter Letzt hatte er ihr dann noch einen Köcher geschenkt, der nie leer wurde. Sie hatte ziemlich gestaunt, als er ihn ihr überreichte.

»Den hast du doch nicht zufällig hier irgendwo an Bord gefunden, oder?« Er war so elegant, mit hübschen Lederbändern, um ihn auf den Rücken oder um den Oberschenkel zu schnallen.

»Den hatte ich schon die ganze Zeit.«

Der in Leder eingewickelte

Gegenstand, den ich in seiner Tasche gefunden habe … Er hatte also die ganze Zeit ein Geschenk für sie dabeigehabt, obwohl er so wütend auf sie gewesen war. »Hast du ihn den Feyden geklaut?«

»Na, verkaufen tun sie die Dinger jedenfalls nicht«, sagte er mit seinem wölfischen Grinsen.

»MacRieve!« Doch sobald die erste atemlose Freude verflogen war, hatte sie einen Anflug von Traurigkeit verspürt. Dies war das Geschenk eines Mannes, der gerne ihr Geliebter sein würde und der ihre Fertigkeiten bewunderte und unterstützen wollte. Zu schade nur,

dass sie ihre Bogenschießkunst und den Geliebten nicht miteinander vereinbaren konnte. Trotzdem hatte sie seine Aufmerksamkeit reichlich belohnt …

Er versprach keine Geschenke, so wie manche Männer es zu tun pflegten – MacRieve überreichte sie einfach, was ihr walkürisches Zartgefühl in höchste Verzückung versetzte.

Ja, das Leben an Deck unterlag einer Regelmäßigkeit. Und unter Deck frönten MacRieve und sie ihren Lüsten.

Jedes Mal, wenn es während des Tages regnete, bot er ihr die Hand.

»Komm, Lousha«, sagte er heiser. Mit den gleichen Worten gebot er ihr dann später, zum Höhepunkt zu kommen. Bis sie in der Kabine angelangt waren, bebte sie meist schon vor freudiger Erwartung.

Mit der Hand auf ihrem Mund, um ihre Schreie zu dämpfen, stellte MacRieve die verruchtesten Dinge mit ihr an. Von Tag zu Tag sprang er ein wenig aggressiver mit ihrem Körper um, küsste sie härter, berührte sie noch besitzergreifender. Sie wusste, dass er sie als seine Frau ansah – und diese Vorstellung erregte sie nur umso mehr.

In der ersten Nacht an Bord hatte er vorhergesagt, dass sie noch darum betteln würde, ihn in sich zu spüren. Auch damit hatte er recht gehabt. Wenn er ihre Schenkel weit spreizte und dann genüsslich ihr Geschlecht verwöhnte, stand sie kurz davor, den Verstand zu verlieren. Vor allem wenn er ihren intimsten Punkt liebkoste und ihr zugleich ins Ohr flüsterte: »Eines Tages werde ich so tief hier drin stecken. Du wirst heiß und nass sein und mich umschließen wie ein perfekt sitzender Handschuh.«

Immer wieder versuchte sie sich vorzustellen, wie es sich wohl

anfühlen würde, wenn sein Schaft tief in ihren Körper eindrang. Die meisten Frauen in ihrer Lage würden sich angesichts seiner Größe fürchten. Aber nachdem er sie mit seinen Zärtlichkeiten überschüttet hatte …

Gestern hätte sie ihn beinahe angefleht, hatte gemurmelt, wie sehr sie ihn in sich spüren wollte. Er hatte mit den Zähnen geknirscht und die getäfelte Wand über ihrem Bett mit seinen Klauen zerkratzt. »Bei den Göttern, Frau! Erst wenn du mich darum bittest. Außerhalb des Bettes!«

Jede Nacht hielt er sie fest in

seinen Armen, wenn sie endlich gesättigt waren – zumindest so weit, wie es ihre Einschränkungen zuließen. Dann sahen sie zu, wie ihr Schmetterling im Licht der Lampe tanzte, und redeten stundenlang.

Sie stellten Vermutungen darüber an, wieso Nïx sie vor der Barão gewarnt hatte und warum deren Captain immer wieder zu diesen entfernten Nebenflüssen zurückkehrte, obwohl einige seiner Passagiere den Hafen niemals wiedersahen. »Vielleicht hat Captain Malaquí dort draußen Dämonen entdeckt«, spekulierte Lucia. »Und er opfert ihnen nichts

ahnende Kryzos im Austausch für Macht.«

»Wir haben schon von verrückteren Dingen in der Mythenwelt gehört …«

Und MacRieve erzählte ihr mehr über die Nekropole. Wenn sie den Rio Labyrinto fanden, konnten sie auch die Stadt der Toten ausfindig machen. An diesem Ort gab es Darstellungen aus Gold, die möglicherweise auf das »mythische« El Dorado verwiesen, das nach MacRieves Ansicht ein Ort sein konnte oder auch etwas vollkommen anderes.

»Jeder glaubt, dass es ein Ort ist,

eine verlorene Stadt«, erklärte er. »Aber dieser Ausdruck geht eigentlich auf eine Legende eines Eingeborenenhäuptlings zurück. Dieser war so reich, dass er sich über jeden lustig machte, der denselben Schmuck zweimal trug. Stattdessen ließ er sein Gold zu Staub mahlen und trug es auf seinen Körper auf. Am Ende des Tages wusch er es ab, sodass es für immer verloren war. El Dorado bedeutet so viel wie ›der Vergoldete‹.«

Wenn El Dorado nur ein Mann gewesen war, dann lag sein Grab vermutlich in einer Nekropole. War

er mit seinem Gold beerdigt worden? Wenn er von seinem Goldschatz umgeben war – zu dem womöglich auch Pfeile gehörten –, dann könnte El Dorado vielleicht sowohl einen Mann als auch einen Ort bezeichnen.

Lucia erwartete nicht, dass ihr ein blinkendes Neonzeichen den Weg zum Dieumort weisen würde, aber MacRieve und sie hatten inzwischen genügend Hinweise, die sie zu den nächsten Hinweisen führten. In Wahrheit hatte sie sich noch nie zuvor auf einer derart unzureichend definierten Mission befunden. Aber wenn es ein Kinderspiel wäre, einen

Dieumort zu entdecken, dann hätte man ihn ja längst gefunden.

Lucia spürte jedoch, dass sie ihm näher kamen. Sie träumte jeden Tag von diesem perfekten goldenen Pfeil, stellte sich vor, wie er zischend durch die Luft flog, wenn sie ihn abschoss. Dann sah sie den Ausdruck auf Cruachs grässlicher Visage vor sich, wenn ihm klar wurde, dass sie ihm soeben einen tödlichen Streich versetzt hatte …

Manchmal las Lucia MacRieve auch aus einem Führer über das Amazonasgebiet vor, den Izabel ihr gegeben hatte. Während Lucia mehr über die Gefahren erfuhr,

denen sie am Rio Labyrinto ausgesetzt sein würden – Anakondas und diese gruseligen Kaimane –, schnitzte MacRieve Pfeile für ihren neuen Köcher. »Wenn ich deinen Köcher nicht auf die eine Weise füllen kann, dann eben auf eine andere.«

Sie musste lachen. »Der war gut, Werwolf.«

Dann wurde er ganz still, schien erstaunt. »Das ist das erste Mal, dass ich dein Lachen gehört habe.«

»Und?«

»Und jetzt kann ich es nicht abwarten, es noch einmal zu hören.« Er stürzte sich mit einem

Satz auf sie und kitzelte sie durch, bis sie vor Lachen laut kreischte …

Die Versuchung war groß, ihm einfach alles zu erzählen. Vor allem dann, wenn er sie an seine Brust drückte und sie im warmen Nest seiner muskulösen Arme ruhte und er murmelte: »Vertrau dich mir an, Lousha. Erzähl mir deine Geheimnisse.«

Ihr war klar, dass er gerne mehr über die Albträume wissen wollte, die sie plagten. Aber Lucia hielt nichts davon, sich anderen anzuvertrauen. Sie hatte nie begriffen, warum andere immer versuchten, sich ihren Kummer von

der Seele zu reden – und damit einem anderen nur eine Last auferlegten. Nein, dieses Konzept, Leid zu übertragen, hatte sie nie verstanden – erst recht nicht bei einem Geheimnis wie diesem. Es war eine Tatsache in ihrem Leben und konnte schlichtweg nicht geändert werden.

Wie würde MacRieve reagieren, wenn er wüsste, dass seine Gefährtin verheiratet war? Der Zorn würde ihn überwältigen. Wenn sie ihm dann noch erklärte, wer ihr Ehemann war und wie ihre Heirat zustande gekommen war, würde ihn nichts mehr davon abhalten

können, die Konfrontation mit Cruach zu suchen. Und das wäre gleichbedeutend mit Selbstmord – oder Schlimmerem.

Manchmal tötete Cruach seine Opfer nicht. Manchmal hielt er sie gefangen.

Und darum vertröstete sie MacRieve immer wieder. Doch zugleich fühlte sie, dass er nur auf den rechten Augenblick wartete, weil er ohne Zweifel überzeugt davon war, dass sie sich ihm gegenüber schon irgendwann öffnen würde.

Das darf niemals passieren. Lucia hatte entschieden, dass sie alles

tun würde, um ihr Verhältnis zu Cruach vor MacRieve geheim zu halten. Was andere Angelegenheiten betraf, war sie allerdings weit weniger fest entschlossen …

Regin hatte sich immer gefragt: Ist dieser Kuchen es wert, gebacken zu werden? Und für Regin war das ausnahmslos der Fall. Jetzt fragte Lucia sich immer wieder, ob ein Leben mit MacRieve es vielleicht wert wäre. Wenn all das vorbei war, wenn sie Cruach wirklich töten könnte …

Nein! Was zur Hölle denke ich denn da? Selbst wenn sie nicht den

Auftrag hätte, eine Apokalypse zu verhindern, könnte sie ihre Fähigkeiten niemals aufgeben. Damit würde sie ihre Identität auslöschen.

Es törnt dich an, als die Bogenschützin bekannt zu sein, hatte er gesagt.

Na, und ob. Sie wäre nicht länger die Bogenschützin, sondern die Gefährtin des Lykae.

Niemals, entschied sie.

Und dann ging sie los, um das Abendessen zu fangen.

31

Ein anderthalb Meter langer Fisch plumpste vor Garreth und Damiãno aufs Deck. Aus seinem Kopf ragte ein Pfeil, an dem eine Schnur befestigt war. Bogenfischen.

»Würden Sie jetzt bitte die Penisse wieder wegstecken, meine Herren. Fürs Abendessen wurde gesorgt. Von einer Frau«, erklang Lucias Stimme hinter ihnen.

Als Garreth herumwirbelte, legte sie sich gerade den Bogen über die Schulter und wischte sich die makellos sauberen Hände ab. Während sie davonschlenderte, rief

sie noch über die Schulter zurück: »Ich hab ihn gefangen, ihr Jungs dürft ihn ausnehmen.«

Bei den Göttern, diese Frau treibt mich in den Wahnsinn. Als Garreth sich wieder umwandte, sah er, dass auch Damiãno ihr hinterherschaute. »Sieh sie nur noch ein einziges Mal so an, Damiãno!« Er baute sich vor dem anderen Mann auf. »Nur ein Mal, und wir werden dem Ganzen auf der Stelle ein Ende bereiten.«

Die Augen des Mannes blitzten leuchtend grün auf.

»Du bist ein gottverdammter Gestaltwandler«, sagte Garreth leise.

»Und du bist ein escocês Hund.«

Bei diesen Worten sträubten sich ihm die Nackenhaare. »Ein schottischer Hund?« Garreth knurrte, wobei er einen Großteil seiner inneren Bestie zeigte. »Geh mir lieber aus dem Weg, Wandler.«

Damiãno ließ nun seine eigene Bestie aufblitzen: ein schwarzer Jaguar mit Fängen, so lang wie Garreths Finger. »Und du mir, escocês.«

Er hat keinerlei Angst vor mir – interessant. »Du solltest lieber tatsächlich als Forscher hier sein und aus keinem anderen Grund.« Es hieß, Jaguarwandler wären

besonders mächtig. Könnte tatsächlich ein würdiger Gegner sein.

»Ich bin hier, um den Amazonas zu beschützen. Vergiss das niemals.«

»Ich bin hier, um meine Gefährtin zu beschützen. Und das bis zum Tod. Betrachte dich hiermit als gewarnt. Inzwischen kannst du ja schon mal den Fisch ausnehmen, gato.« Garreth wandte sich ab, um nach Lucia zu sehen.

Alles wie immer.

Sie beugte sich über die wackelige Reling und beobachtete die rosa Delfine, die neben dem Schiff herschwammen. Ihre kurzen Shorts

hatte sich dabei so weit verschoben, dass er beinahe die Spalte ihres üppigen Hinterns sehen konnte. Bei dem Anblick stieß er ein leises Knurren aus. Dann fiel sein Blick auf die schlanke Linie ihres Halses. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen, und seine Fänge sehnten sich schmerzlich danach, das zarte Fleisch dort mit seinem Zeichen zu versehen.

Jetzt begreife ich, wieso mein Bruder seine Gefährtin so deutlich gezeichnet hat. Wenn Garreth endlich dazu kam, dies mit Lucia zu tun … Ich werde sie zeichnen, dass sie nicht mehr weiß, wo oben und

unten ist.

Er verschaffte ihr Lust, immer wieder höchste Lust, aber bislang war Garreth seinem Ziel, sie zu der Seinen zu machen, noch keinen Schritt nähergekommen. Sie hatte ihn nicht gebeten, sie endlich zu n e h m e n – jedenfalls nicht außerhalb des Bettes.

Und heute war Vollmond. Er hatte gehofft, sie vor dieser Nacht davon überzeugt zu haben, ihrem Gelübde abzuschwören, damit er endlich das Armband ablegen und sie nehmen konnte.

Zu allem Übel wurde er das Gefühl nicht los, dass eine Gefahr

unmittelbar bevorstand. Noch etwas anderes als die nahende Apokalypse und der Vollmond. Ihm schien an allen Fronten die Zeit davonzulaufen.

Ein Delfin stieß Wasser aus seinem Blasloch und brachte Lucia damit zum Lachen. Sie lachte inzwischen immer öfter. Wenn er annehmen durfte, dass er selbst sie zum Lachen gebracht hatte, stand er immer gleich ein bisschen aufrechter.

Die Idee mit dem Schmetterling hatte sich als ein echter Geniestreich erwiesen. »Du hast ihn nach mir benannt?«, hatte sie

gefragt. Ihr Gesicht war ganz weich geworden, und ihre Augen hatten silbern geflackert.

Das war es, wonach der Wolf in ihm sich sehnte. Ihre Anerkennung, ihre Freude. Das ging runter wie Öl. Wie ein Besessener kümmerte er sich nun morgens und abends um diesen vermaledeiten Schmetterling und fütterte ihn mit einem in Zuckerwasser getränkten Schwamm.

Und der Köcher, den er den Feyden stibitzt hatte? Er musste innerlich grinsen. Auch den wusste sie sehr wohl zu schätzen.

Seit beinahe zwei Wochen war

Lucia nun schon Garreths Studienobjekt, und er bemühte sich, so viel wie nur möglich über ihre Vergangenheit herauszubekommen. Und jeden Tag förderte er etwas Neues, Überraschendes zutage.

Sie hatte ihm mehr über diesen Crom Cruach erzählt, den Feind, den sie in Nïx' Auftrag töten sollte. »Sobald er jemanden infiziert hat, verspürt das Opfer den unwiderstehlichen Drang, diejenigen auszulöschen, die es liebt, und das auf die abscheulichste Art und Weise. Je größer die Zuneigung, umso stärker ist das Verlangen zu töten. Cruach

kann ihre Gedanken kontrollieren und zwingt seine Opfer zu sehen, was er sie sehen lassen will. Ihre Augen färben sich milchig weiß – daran erkennt man, dass sie verloren sind.«

»Wie macht er das?«

»Er hat die Kräfte eines Gottes. Und mit jedem Opfer in seinem Namen wird er noch mächtiger. Wenn Cruachs Gefolgsleute vom Kult des Todes, die Cromiten, ihn anrufen, beten sie: Ihm opfern wir, was wir schätzen. Wir geben ihm, was wir lieben.«

Sie erklärte, sie könne sich keine schlimmere Apokalypse vorstellen,

denn diese würde die Welt auf den Kopf stellen, die reinste Liebe pervertieren und in das pure Böse und den Tod verwandeln.

Lucia war davon überzeugt, dass der Dieumort ein Pfeil sein musste. Inzwischen war er derselben Meinung, denn wenn Cruach andere infizieren konnte, ergab es durchaus einen Sinn, ihn aus der Ferne zu erlegen.

Und das hatte Garreth vor. Allein. Je mehr sie ihm von Cruach erzählte, umso fester stand Garreths Entschluss, sie nicht einmal in dessen Nähe zu lassen. Aber zuvor musste sie ihm noch

verraten, wo er den Gott finden konnte.

Eines Nachts brachte Garreth sie nach langem Zureden dazu zuzugeben, dass sie erst mit einem einzigen Mann zusammen gewesen war. »Wenn du in dieser ganzen Zeit nur mit einem Kerl Sex hattest«, sagte er, »musst du ihn wohl sehr geliebt haben.«

Sie wandte sich ab, doch er hatte gesehen, wie sie erbleicht war. Das war's also. Der Mann hatte ihr wehgetan.

»Oder hast du Sex so sehr gehasst, dass du lieber einem zölibatären Orden beigetreten bist

und über zehn Jahrhunderte lang darauf verzichtest hast?«

Sie seufzte. Schrecklich erschöpft sah sie aus, mit Ringen unter den Augen. Durch die anhaltenden Albträume und seine beständigen Zuneigungsbekundungen hatte sie in diesen Tagen nicht allzu viel Schlaf bekommen. Genau genommen fiel sie immer erst gegen Tagesanbruch, wenn ihre Albträume nachließen, in tieferen, beinahe komatösen Schlaf. »Hör doch endlich auf damit, MacRieve.«

Er hatte ihr gesagt, er würde nicht mehr darüber nachdenken, aber das war natürlich nicht die Wahrheit. Er

musste herausfinden, wie schlimm genau es für sie gewesen war. Und wer der Kerl war. Damit ich ihn umbringen kann.

In diesem Moment klingelte sein Telefon. Es war Lachlain. Zweifellos rief er an, um herauszufinden, welche Fortschritte Garreth bis zum unmittelbar bevorstehenden Vollmond gemacht hatte. Mit einem Wort: keine. Trotzdem war der Anruf eine willkommene Abwechslung.

»Wie läuft's mit dir und deiner Königin?«, meldete er sich.

»Sie hat mich gestern in ein Einkaufszentrum mitgenommen.«

Lachlain klang, als hätte er gerade ein Schaudern unterdrückt. »Und dann hat sie auf einen Jungen gezeigt und gesagt: ›Ich glaube, so einen will ich auch.‹ Also habe ich gleich überlegt, woher ich um Himmels willen so einen kleinen Sterblichen herbekommen könnte, aber sie meinte … sie meinte ein Kind – unser Kind.«

»Hast du immer noch Angst davor, deine Gefährtin zu schwängern? Noch einmal, Bruder, wie zerbrechlich kann sie schon sein, wenn sie Demestriu enthauptet hat?«

»Ach! Du nicht auch noch!«

Eigentlich konnte Garreth es seinem Bruder nicht verdenken. Ehe er herausgefunden hatte, dass Walküren nicht schwanger werden können, solange sie keine regelmäßigen Mahlzeiten einnehmen, hatte er auch gewisse Maßnahmen ergreifen wollen.

»Jedenfalls hab ich dich nicht angerufen, um über mich zu reden. Wie ist es dir inzwischen mit deiner Walküre ergangen?«

Garreth fuhr sich mit der Hand über den Nacken. »Ich war so sehr damit beschäftigt, ihr hinterherzujagen, dass ich mir nie die Zeit genommen habe, um

innezuhalten und zu überlegen, ob ich sie wirklich mag. Ich hatte ja auch nie die Gelegenheit dazu herauszufinden, ob ich sie mögen könnte.«

»Und jetzt, nachdem du die Gelegenheit hattest?«

Zögern. Dann gab er mit leiser Stimme zu: »Ich mag sie.« Alles an ihr. Jeden Tag verzauberte sie ihn mehr, seine anmutige, außergewöhnliche Gefährtin mit ihren dunklen, blitzenden Augen. »Sie ist so klug.« Die Geschwindigkeit, mit der sie Gälisch lernte, war beinahe unheimlich. »Und es gefällt mir, dass sie stolz

ist.« Er hätte niemals gedacht, dass er eine derart stolze Frau begehren könnte, aber jetzt, nachdem er Lucia kennengelernt hatte, könnte er sich nie mit weniger zufrieden geben. »Und sie ist … leidenschaftlich«, sagte er. Die ultimative Untertreibung.

Lucia war die beste Bettgefährtin, die er sich wünschen könnte, dabei hatten sie noch nicht einmal richtigen Sex gehabt. Sie verschaffte ihm größeres Vergnügen, als er es je erlebt hatte, auch wenn sie den Druck nur zu einem geringen Teil von ihm nahm und gleichzeitig sein Verlangen über

alle Maßen anfachte.

»Und erwidert die Walküre diese Gefühle?«

»Ich begehre sie mehr, als ich je irgendetwas begehrt habe, aber ich weiß, dass sie nicht mein ist. Sie hält Abstand zu mir, hat Geheimnisse. Ich fürchte, das wird immer so bleiben.«

»Wir müssen darüber reden, was ist, wenn diese Mission vorbei ist«, hatte Garreth zu ihr gesagt.

Sie hatte ihm einen verschlossenen Blick zugeworfen und gefragt: »Können wir uns nicht einfach nur darauf konzentrieren?«

Er hatte sie gebeten, ihm zu

vertrauen, und sie gefragt, wovon ihre Albträume handelten, doch sie hatte sich geweigert, es ihm zu erzählen.

»Du musst die Zügel locker lassen«, sagte Lachlain. »Sie hat über ein Jahrtausend lang ihre eigenen Entscheidungen getroffen, da ist sie natürlich nicht allzu begeistert, wenn irgendein überheblicher Mann ihr Vorschriften machen will.«

»Aye, das weiß ich.« Er atmete tief aus. »Wenn Lousha und ich vom Schicksal füreinander bestimmt sind, warum ist das alles dann so schwierig?«

»Alle sagen immer, dass das Gefährtenphänomen eine Verbindung vereinfacht, aber ich finde, dass es für gewöhnlich nur viel Kummer bringt, zumindest am Anfang. Vor allem, wenn die Gefährtin anders ist. Bowen und ich könnten gar nicht zufriedener mit unseren Gefährtinnen sein, aber wir sind beide durch die Hölle gegangen, um sie zu gewinnen.«

Hölle. Da bin ich auch gerade. Er war von Unruhe getrieben. Nachts konnte er nicht laufen, er war nicht in der Lage, für seine Gefährtin zu sorgen und die Bedrohung zu erkennen, vor der er sie beschützen

musste.

»Hast du immer noch nicht mit ihr geschlafen?«, fragte Lachlain.

»Nein«, sagte er, um gleich darauf zu murmeln: »Wenn wir auch sonst so ziemlich alles tun.«

Bei jedem Unwetter brachte er sie in die Kabine. Aber selbst wenn es nicht regnete, war er in ständiger Versuchung, konnte sich kaum zurückhalten. Er war inzwischen dermaßen verzweifelt, dass es ihm auch nichts ausgemacht hätte, wenn Lucias Blitze an einem wolkenlosen Tag herabregnen würden.

Und wenn sie zusammen im Bett

waren, vermochte er sich nur mit Mühe an sein Versprechen zu halten. Die Kabinenwände waren von tiefen Kratzern zerfurcht, die von all den Malen zeugten, in denen er darum gekämpft hatte, sie nicht auf der Stelle zu nehmen, wenn sein Schaft sich direkt vor ihrer engen Höhle befunden und sie gestöhnt hatte: »Bitte …«, anstatt sich zur Wehr zu setzen.

Mit jedem Mal wuchs seine Abscheu gegenüber ihrem Gelübde, wenn er erneut irgendwie die Kraft aufbringen musste, es ihr abzuschlagen.

»Ich versuche, geduldig zu sein«,

sagte er Lachlain jetzt. »Ich versuche, ihre Grundsätze zu respektieren, aber ich weiß nicht, wie lange ich das noch durchhalte.«

»Was wird heute Nacht passieren?«

»Wenn ich sie nicht dazu bringen kann, mich endlich zu erhören, hoffe ich nur, dass das Armband seinen Zweck erfüllt …« Er verstummte. Garreth witterte ihr Verlangen. Und Regen lag in der Luft. Als er sich zu Lucia umwandte, blickte sie ihn nur erwartungsvoll an. »Ich muss Schluss machen!«

»Warum, was ist los?«

»Ach, Bruder, ein Unwetter zieht

auf«, sagte Garreth.

Am Nachmittag, als sie beide vollkommen erschöpft dalagen, streichelte Garreth ihr Haar, fuhr sanft mit den Fingern hindurch und beobachtete fasziniert, wie die einzelnen Strähnen das Licht der Lampe reflektierten.

»Deine Augen haben sich diesmal völlig blau verfärbt«, sagte sie mit schläfriger Stimme. »Liegt das daran, dass heute Nacht Vollmond ist?«

Er nickte.

»Wird das Armband funktionieren?«

»Aye, es funktioniert.« Denn sonst

wäre seine Reaktion schon jetzt wesentlich stärker.

»Erzähl mir mehr von der Bestie in dir, von der Verwandlung.«

»Es ist, als ob man besessen wäre. Wenn wir uns verwandeln, nennen wir die Transformation saorachadh ainmhidh bho a cliabhan – die Bestie aus dem Käfig lassen. Man könnte sagen, dass es vier verschiedene Stadien der Verwandlung gibt. Wenn ich beispielsweise in einen hitzigen Streit gerate, fühle ich, dass sich die Bestie in mir regt, sie erwacht. Wenn ich Wut spüre, fahren sich meine Klauen aus und meine Fänge

schärfen sich. Und wenn mich die Lust überkommt, meine Gefährtin zu kennzeichnen?« Er ließ seinen Blick über sie schweifen. »Übernimmt die Bestie meinen Körper. Ich wäre immer noch da, würde mich an alles erinnern, alles begreifen, aber die Bestie hätte eindeutig die Oberhand. Sie zu bekämpfen würde eine Willenskraft erfordern, die nur wenige besitzen.«

»Und was ist die vierte Stufe?«

»Das ist die schlimmste. Sich so weit zu verwandeln, dass man nicht mehr zurückkann. Wenn einer von unserer Art mit einer Erfahrung nicht klarkommt, wenn irgendetwas

unerträglich ist, wird die Bestie zu stark und der Lykae-Wirt verliert für immer den Verstand. Er könnte sich nie wieder aus seinem animalischen Zustand zurückverwandeln.«

»Was geschieht dann?«

»Wir müssten ihn in einen unserer Kerker sperren«, sagte Garreth. Sie hätten wissen müssen, dass mit Bowens erster »Gefährtin« etwas nicht stimmte, da er imstande war weiterzuleben, nachdem sie gestorben war … »Das ist der Grund, wieso wir andere nicht in Werwölfe verwandeln. Jeder, der gerade gewandelt wurde, müsste erst einmal lernen, die Bestie zu

beherrschen – ein Prozess, der Jahrzehnte dauert, wenn es überhaupt funktioniert. Wir wären gezwungen, sie alle während dieser ganzen Zeit einzusperren, ehe wir daran denken könnten, sie freizulassen.«

»Andere wandeln, wie Rossiter.«

»Genau«, sagte Garreth, den die Not des Sterblichen durchaus nicht kaltließ. »Noch hat er nicht aufgegeben. Vielleicht findet er seine Orchidee noch oder eine hübsche Unsterbliche, die sich nicht an die Regeln des Mythos hält …«

Während draußen der Regen herabprasselte, sprachen sie von

anderen Dingen, planten, was morgen Abend zu tun wäre, wenn sie am Rio Labyrinto ankamen. Bei jeder Berührung ihres Haars wurden ihre Lider schwerer, ihre Miene weich und schläfrig, bis sie schließlich einschlummerte.

Er lag einfach neben ihr, den Kopf auf die Hand gestützt, und streichelte sanft mit den Fingern über ihren geschmeidigen Rücken. Er seufzte, genoss einfach den Luxus, sie bei sich zu haben, in seinem Bett, in seinem Leben.

Aber sie vertraute ihm nicht, und das schmerzte ihn.

Als sie wimmerte, zogen sich seine

Brauen zusammen. Schon wieder diese Albträume! Ihre leisen Schreie wurden immer lauter, ebenso wie draußen der Sturm an Stärke zunahm.

Sie entstammte einer Rasse von Kriegern, und trotzdem war sie vor Angst außer sich, während sie in einer altnordischen Sprache redete, die er nicht verstand.

Wer zur Hölle hatte dieser Frau wehgetan? Warum weigerte sie sich, ihm davon zu erzählen? Seine Klauen bohrten sich tief in seine Handflächen, während er darum kämpfte, nicht die Herrschaft über die Bestie in ihm zu verlieren, die

Bestie, die jeden Mistkerl bestrafen musste, der ihr je Schmerz zugefügt hatte.

32

Als Crom Lucia gebeten hatte, mit ihm zu kommen und Walhalla zu verlassen, hatte sie eifrig zugestimmt, obwohl sie wusste, dass eine Walküre, wenn sie diese Ebene erst einmal verlassen hatte, nie wieder zurückkehren konnte.

Lucia war sechzehn und verliebt. Nichts, weder die Warnungen ihrer göttlichen Eltern noch Regins Flehen, konnte sie von ihrem Vorhaben abbringen. Sie hatte Crom ohne Bedenken geheiratet, trotz seiner seltsamen Sitten: Sie durften sich erst dann berühren,

wenn sie verheiratet waren, und die Hochzeit musste in einem bizarren Steintempel inmitten lauter Fremder in langen Umhängen stattfinden.

Nachdem sie vor dem Altar für immer vereint worden waren, hatte sie sich ihrem Geliebten zugewandt, doch er war verschwunden. An seiner Stelle befand sich einer der Fremden mit einer erhobenen Keule. Er hatte zugeschlagen, und sie hatte das Bewusstsein verloren.

Zu spät hatte Lucia erfahren, dass Crom Cruach niemals auch nur in der Nähe des Portals gewesen war. Stattdessen hatte er in einer

stinkenden Höhle in der Erde festgesessen und ihr das Bild des blonden jungen Mannes vorgegaukelt. Denn so lange sie schon den Himmel beobachtete, so lange hatte Cruach sie beobachtet. Er brauchte eine Braut, die von Göttern abstammte, um Erben zeugen zu können, und wie so viele Gottheiten war er in der Lage, den Frauen, die er verführen wollte, Illusionen vorzugaukeln.

Als Lucia in seinem Gefängnis erwacht war, hatte der blonde Mann sich über sie gebeugt. Erst dann hatte Cruach ihr sein wahres Ich enthüllt. Sein schönes Gesicht

war verschwunden und hatte den Blutigen Verdammten enthüllt.

Cruach, ein Ungeheuer mit gespaltenen Hufen, trug eine bizarre Rüstung, die aus diversen Metallüberresten der stolzen Schilde und Panzer seiner abgeschlachteten Opfer zusammengeschustert war. Von seinem gewaltigen Kopf hingen dünne Strähnen weißer Haare um Hörner, die von seinem Schädel abstanden wie riesige gespreizte Finger. Sein Gesicht war grauenhaft, seine Augen gelb, mit einer roten, schlitzförmigen Pupille, und aus ihnen lief unaufhörlich Eiter.

Sein Körper war missgestaltet, nachdem seine Knochen gebrochen und in seltsamen Winkeln wieder zusammengewachsen waren. Doch selbst mit dieser gebeugten Gestalt war er noch weit über zwei Meter groß. Aus seiner schuppigen, schlangenartigen Haut, die zum Teil verfault und abgefallen war, sodass die schiefen Knochen darunter zu sehen waren, sickerte Blut. Aus seinem weit offen stehenden Maul hatte an einer Seite Sabber getropft, als er auf sie hinuntergelächelt hatte.

Als sie irgendwann nicht mehr schreien konnte, hatte sie die

Wahrheit über all seine Lügen erfahren. Er hatte ihr gesagt, er werde sie zur Herrin über sein Schloss machen und sie mit Geschenken überhäufen. Sein »Schloss« war nur ein mit verrottenden Leichen übersäter Tunnel in einer Klippe über dem Meer, voller Maden und üblem Gestank.

Und die Geschenke? Leichen und K ö r p e r t e i l e – abgerissene Gliedmaßen und Köpfe mit blinden Augen. Er wollte, dass sie sich … davon ernährte.

Die Bewunderung, die er ihr versprochen hatte? Jeden Tag

hatten seine Cromiten ihren Körper mit widerlichen Ritualen vorbereitet, ihre Haut mit Blut bemalt und sie von Kopf bis Fuß mit düsteren Symbolen der schwarzen Künste gezeichnet.

Vor ihm gab es kein Entkommen. Der Eingang zu seiner Höhle wurde von cromitischen Schwertkämpfern bewacht, und der Tunnel endete mitten in einer Klippe, einhundert Meter über dem Ozean.

Gegen Ende ihrer Gefangenschaft war sie so ausgehungert gewesen, dass man ihr Rückgrat durch die Bauchdecke hindurch ertasten konnte.

»Du hungerst?«, hatte Cruach gefragt und auf die Unmengen öligen Blutes und zerfetzter Gliedmaßen gezeigt. »Wo du von mir Fleisch und Wein erhältst, meine Geliebte?«

Als sie schließlich fiebernd daniederlag, hatte sie gehört, wie jemand vom Grund der Klippe ihren Namen rief, doch sie hatte es für ein Zeichen des Deliriums gehalten.

Aber es war nur zu real. Die junge Regin, die Cruachs Täuschung gespürt und Lucia angefleht hatte, nicht zu gehen, war ihr von Walhalla aus gefolgt. Und nun würde sie nie wieder dorthin

zurückkehren können, eine Ausgestoßene für alle Zeit. Lucia hatte geweint, als sie die klagenden Rufe ihrer Schwester vernahm.

»Wie kann ich dich erreichen, Lucia? Ich weiß nicht, wie ich dort hinaufkommen soll!«

Niemals hätte sie zugelassen, dass Regin diesen Ort betrat – erst recht nicht zu Lucias Hochzeitsnacht, die schließlich kurz bevorstand …

Während sie schwache Schreie ausstieß, legten seine Anhänger sie auf seinen Altar und hielten sie fest. Als er sich auf sie legte, rann Blut aus seinem Mund, zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen

hindurch, floss über ihr Gesicht, in ihre Augen. Sein Organ würde sie entzweireißen – sie hatte gewusst, dass er sie auf diese Weise töten würde.

Geschwächt durch die lange Zeit ohne Nahrung, und mit einem Herzen, das vor panischer Angst raste, hatte sie das Bewusstsein verloren.

Als sie wieder erwachte, brüllte er vor Wut, und ihm fehlte ein Auge. Unter ihren Klauen klebten Fetzen schuppiger Haut. Die Cromiten hatten ihre Schwerter gezückt und auf sie gerichtet.

Trotz des Blutes, das ihr die

Schenkel hinunterlief, wälzte sie sich von dem Altar hinunter auf einen Leichenhaufen. Fliegen stiegen scharenweise von dem zerfetzten Fleisch auf. Sie atmete sie ein und begann schrecklich zu husten, um Lunge und Mund wieder freizubekommen.

Irgendwie kam sie auf die Füße. Von dem Husten waren ihr Tränen in die Augen gestiegen, die ihre Sicht verschleierten, als sie versuchte, sich taumelnd einen Weg durch die sie umzingelnden Cromiten zu bahnen. Da er wusste, dass sie in der Falle saß, ließ Cruach sie gehen. Er knurrte vor

Schmerzen, um gleich darauf zu lachen, weil er ihr noch größere Qualen bereitet hatte.

»Glaubst du, das war Schmerz, Weib? Das war bloß ein Vorgeschmack! Ich werde dich lehren, was Leid bedeutet!«

Sie war dem Tunnel bis an sein Ende gefolgt. Am Rand der Klippe angekommen, hatte sie über den Ozean bis zum Horizont hinausgeblickt. Die erste frische Luft, die sie seit Tagen geatmet hatte.

Ein tiefer Frieden überkam sie ... Er konnte diese Grenze nicht überschreiten, konnte ihr niemals

hinunterfolgen. Als er nach ihr brüllte, schloss sie die Augen und sprang …

Hände packten sie bei den Schultern, rissen sie zurück.

Nein, nein! So war es nicht passiert! Sie war entkommen! Doch jetzt hatte er sie wieder.

Sie schlug mit den Klauen zu, kämpfte verzweifelt darum zu springen … zu sterben.

33

»Lousha! Wach auf!« Garreth streckte die Hände aus, um sie zu trösten, umfasste ihre Schultern. Sobald er sie berührte, versengte ihn elektrische Energie, während gleichzeitig ihre Klauen herausschossen und ihm die Brust zerkratzten.

»Was zur Hölle …?« Er wich zurück. »Lousha!«

Als sie die Augen öffnete, waren sie vollkommen silbern, und Tränen glitzerten in ihnen.

»Schhh, keine Angst.« Er hob die Hände, während er sich ihr erneut

näherte. »Ich bin’s nur.«

Sie ließ sich wieder aufs Bett zurückfallen und starrte ausdruckslos an die Decke. Als sie die Augen schloss, liefen ihr Tränen übers Gesicht. Bei dem Anblick zog sich sein Herz zusammen. Er konnte es einfach nicht ertragen, sein Mädchen weinen zu sehen.

»Deine Träume werden immer schlimmer.« Sie hatte nur eine Stunde geschlafen, ein Nachmittagsnickerchen, und doch hatte die Zeit ausgereicht, um sie dermaßen mitzunehmen.

»Mir … mir geht’s gut. Gleich ist alles wieder in Ordnung«,

versicherte sie ihm, während Blitze vor ihrem Fenster tobten.

Er setzte sich an den Fuß des Bettes. »Du musst mir sagen, wovon du träumst.«

»Darüber haben wir doch schon so oft diskutiert«, sagte sie. Sie fuhr sich mit dem Arm übers Gesicht. »Ich will nicht darüber reden.«

»Bin … bin ich es?« Sie sah ihn mit gerunzelter Stirn an. »Im ganzen letzten Jahr hast du keine derartigen Albträume gehabt, stimmt’s? Und jetzt werden sie immer schlimmer, mit jedem Tag, den wir zusammen sind.«

Sie setzte sich auf und zog die

Knie an die Brust. »Nein, du machst aus einer Mücke einen Elefanten.«

»Von wegen!« Er zeigte auf die blutigen Striemen auf seiner Brust. »Du hast mich angegriffen!«

»Es tut mir schrecklich leid.« Sie ließ den Kopf in ihre Hände sinken. »Mir war nicht bewusst, dass du es bist.«

»Das ist mir egal! Ich will einfach nur, dass sie aufhören!«

»Ja, ich auch«, murmelte sie. »Und sie werden aufhören. Bald. Ich bin ganz sicher.«

Er schnappte sich seine Jeans und zog sie an. »Mir scheint, je mehr wir uns vergnügen, umso schlimmer

werden sie.«

Sie sah zu ihm auf. »Wovon redest du?«

»So groß mein Verlangen danach ist, Anspruch auf meine Gefährtin zu erheben, so groß ist auch das Bedürfnis, sie glücklich zu machen. Aber jetzt lässt du zu, dass ich deinem Körper Lust bereite, und dann leidest du.« Er fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Vielleicht werden die Träume ja deswegen schlimmer, weil heute Vollmond ist und du tief in dir drin Angst vor mir verspürst.«

Bei den Göttern, war dieser Mann kämpferisch! Nicht nur, wenn er sie

beschützte, sondern auch, wenn ihn irgendein Gefühl bewegte. MacRieve fühlte alles so unglaublich intensiv.

»Ich habe keine Angst vor dir.« Er war großzügig, beschützend, fürsorglich. All das, was mein Ehemann nicht ist.

»Aber wovor hast du dann Angst? Gib mir einen Feind, gegen den ich kämpfen kann, Lousha!«

Das war genau das, was sie nicht tun konnte. »Viele Unsterbliche haben Albträume. Das ist ganz natürlich, wenn man so viele Jahre auf der Welt …«

»So ein Quatsch! Lüg mich nicht

an.«

Lucia stand auf, um sich anzuziehen, und schlüpfte in ihre Unterwäsche. »Vergessen wir's einfach, MacRieve.«

»Verdammt, Walküre, es sollte einfach nicht so kompliziert zwischen uns sein. Du willst mich, und ich will dich. Ende.«

»Tja, ich bin aber nicht so einfach …«

»Nichts an dir ist einfach.«

»Mein Leben ist kompliziert, ob es mir nun gefällt oder nicht.« Hastig zog sie ein Neckholder-Top und Shorts an und begann, sich die Haare über den Ohren zu flechten.

»So viele Geheimnisse, Lousha. Werden sie dich nachts warmhalten?«

Sie hielt inne. »Was soll das heißen?« Will er mit mir Schluss machen?

»Das heißt, dass du mir sagen musst, was du geträumt hast.«

Sie wandte den Blick ab und zuckte mit den Achseln. »Weiß ich nicht mehr.«

»Jetzt reicht’s mir aber mit den Lügen!« Er packte sie bei den Oberarmen. »Warum vertraust du mir nicht?«

Blitze erhellten die Kabine, als ihre eigene Wut stieg. »Es liegt nun mal

nicht in meiner Natur!« Manche Geheimnisse nimmt man mit ins Grab … »Bist du denn nie auf die Idee gekommen, dass ich dir meine Geheimnisse noch weniger verraten will, je mehr ich dich mag? Woher weißt du eigentlich so genau, dass du sie überhaupt kennen möchtest, MacRieve?«

Sein Kopf zuckte zurück, wie bei einem Wolf, der auf eine Falle gestoßen war, deren Funktionsweise er nicht verstand. »Ich begreife dich nicht. Es gibt keinen Grund, irgendetwas vor mir zu verbergen. Steh zu deinen Taten.«

Sie riss sich von ihm los. »Bei den Göttern – ich hasse es, wenn du das sagst!« Jemand, der noch nie in seinem langen Leben eine derart tragische Wahl getroffen hat, hatte leicht reden!

»Eines Tages, Frau! Du hast mich einmal gefragt, ob ich jemals daran gedacht hätte, dich aufzugeben. Das habe ich bisher noch nie, aber jetzt …«

»Jetzt?«

»Du musst mir auf halbem Weg entgegenkommen, sonst werde ich aufhören, dich zu jagen. Und wenn ich das tue, wirst du den Verlust bedauern.«

Ich weiß!

»Wirst du es mir sagen?«

Sie war davon überzeugt, dass er es bitterernst meinte. Er lässt mir die Wahl … und ich will ihn nicht verlieren.

Verdammt, seit wann war er nicht mehr der Feind, das notwendige Übel, sondern der, ohne den sie nicht mehr leben konnte?

»MacRieve, ich …« Sie schluckte, versuchte sich vorzustellen, wie sie es ihm erzählen würde. Ich habe einen Ehemann. Ich bin mit dem Teufel verheiratet. Ich bin seine Ehefrau. Lucia av Cruach.

Die Scham machte es ihr beinahe

unmöglich zu atmen, geschweige denn zu sprechen. Es war ihr inzwischen wichtig, was er von ihr dachte, und selbst wenn er die Wahrheit erfuhr, würde das ohnehin keinen Unterschied machen. Ihr Schicksal war unauflöslich mit …

»Wir haben Gesellschaft!«, rief Schecter von oben. »Ein anderes Schiff.«

Gleich darauf verlangsamte sich ihr Tempo, die Maschinen schalteten auf Leerlauf. Sie hörten eilige Schritte auf dem Deck über sich.

»Oh, verdammter Mist«, murmelte MacRieve.

»Warum rennen die alle

durcheinander? Könnte das nicht einfach nur ein anderes Forschungsschiff sein?«

»So weit draußen? Keine Chance.« Hastig zog er sich ein T-Shirt über. »Piraten, Söldner oder Schlimmeres.«

»Schlimmeres?«

Er packte ihre Hand und zog sie aus der Kabine in den Regen hinaus. »Wir sind noch nicht fertig mit dem Thema, Lousha!«, sagte er über die Schulter hinweg.

Als sie das Beobachtungsdeck erreichten, waren vier der Männer bereits da und suchten den Fluss ab. Schecter stand unter einem

Schirm, das Fernglas gegen seine Brille gepresst. Travis spähte mit bloßem Auge hinaus, sein sonst so matter Blick in höchste Alarmbereitschaft versetzt und eine Schrotflinte in der Hand. Rossiter lehnte an der Reling, unrasiert, das braune Haar zerzaust.

Charlie stand neben seinem Captain, seine haselnussbraunen Augen blickten kämpferisch drein, und an seinem Handgelenk baumelte eine Machete an einem Riemen.

Aber es war nichts zu sehen, nichts außer einer Wand aus Regen und dem Dschungel, der sie umgab.

MacRieve wandte sich an Schecter. »Was soll das, Mann?«

»Augenblick noch. Ungefähr eine Meile nördlich kommt gleich ein Schiff um die Biegung. Sie folgen uns.«

Alle schwiegen, während sie warteten. Schließlich sagte Charlie ruhig: »Das ist Captain Malaquís Schiff.«

In der Tat, das Schiff, das dort durch den Regen auf sie zufuhr, war d i e Barão de borracha. Die möglicherweise einen Vampir an Bord hatte und angeblich in die entgegengesetzte Richtung gefahren war.

Und vor der Nïx mich gewarnt hat.

Als Malaquí gleich hinter der Biegung das Tempo drosselte, sagte Lucia: »Wieso werden sie langsamer?«

»Haben sie vielleicht etwas entdeckt?«, fragte Rossiter in auffällig unschuldigem Tonfall.

MacRieve wandte sich an Travis. »Fährt Malaquí öfter diese Route?«

Der Texaner sah aus, als ob er ernsthaft über einen Mord nachdachte. »Nein, wir nehmen nie denselben Weg.«

Wie die Contessa war auch die Barão ein restauriertes Schiff aus der Zeit um 1900. Damit endeten

die Ähnlichkeiten aber auch schon. Malaquís Schiff war gepflegt, tadellos in Schuss. Ein glänzender Schornstein ragte stolz in die Luft, offensichtlich erst kürzlich schwarz angestrichen. Sogar die Taue lagen ordentlich zusammengelegt an Deck.

Aber im nachlassenden Regen waren keine Passagiere zu sehen. Nur der Captain, der sich aus dem Ruderhaus beugte.

Mein erster Blick auf Malaquí. Er war von überdurchschnittlicher Größe, hatte glattes schwarzes Haar, und ein leuchtend rotes Tattoo bedeckte seinen Unterarm.

Die rechte Gesichtshälfte war entstellt – vier tiefe Narben zogen sich über seine Wange, als ob er von einem Tier angegriffen worden wäre.

Sein Anblick jagte ihr einen kalten Schauer über den Rücken. Das war der Mann, der Passagiere mit ins Amazonasgebiet hinausnahm, die dann nie wieder zurückkehrten. Was machte er nur mit ihnen? Was tat er ihnen an? Vielleicht verfütterte er ja tatsächlich Touristen an einen unersättlichen Dschungeldämon.

Als Travis und Charlie hastig ins Ruderhaus zurückkehrten, um die

Contessa wieder in Fahrt zu bringen, sagte MacRieve leise zu Lucia: »Malaquí ist das reine Böse. Er ist zu allem fähig.«

»Woher weißt du das?«

»Das sagt mir mein Instinkt.«

Die Bestie in MacRieve erkannte einen möglichen Feind.

»Witterst du einen Vampir?«, fragte sie ihn leise. Aus irgendeinem Grund konnte sie die Vorstellung einfach nicht abschütteln, dass sich Lothaire auf diesem Schiff befand.

»Sie fahren gegen den Wind«, erwiderte MacRieve, »aber, ja, ich denke schon. Was auch immer du in

Nïx' Auftrag finden sollst, jemand an Bord der Barão will es entweder selber haben oder dich davon abhalten, es zu bekommen.«

»Das ergibt einen Sinn. Nïx sagte mir, ich solle mich vor zwei mysteriösen Dingen in Acht nehmen: einem Wächter und einem Gummibaron. Letzteres sehen wir wohl gerade vor uns. Und, bevor du fragst, ich habe keine Ahnung, was ein Wächter ist.«

»Die Hellseherin hat dich vor der Barão gewarnt? Dann sollte ich wohl mal ein paar Vorkehrungen treffen.«

»Äh, wie?«

»Wenn sie uns weiterhin folgen, werde ich ihr Schiff bei nächster Gelegenheit untauglich machen.«

»Untauglich machen?«

»Aye. Wenn sie heute Nacht vor Anker gehen, werde ich sie lahmlegen.« Sie blickte ihn nur fragend an. »Ich werde rüberschwimmen, unter Wasser tauchen und die Schiffsschraube abreißen. Ganz einfach.«

»Du willst ins Wasser gehen – in der Nacht?«

34

Kurz bevor der Mond aufging, standen Lucia und MacRieve im Nieselregen auf der Plattform. Sie zupfte an der Bogensehne, während er sich auf seine Mission vorbereitete – indem er das T-Shirt auszog.

Bei Sonnenuntergang war die Barão nur ein kleines Stück flussaufwärts von der Contessa entfernt vor Anker gegangen, innerhalb derselben Flussbiegung. In MacRieves Augen kam das einer Kriegserklärung gleich. Nichts, was sie sagte, konnte ihn von seinem

Plan abbringen.

Sie war ein Nervenbündel, und das aus mehr als einem Grund. Heute Nacht war Vollmond, und wenn Lucia auch vollstes Vertrauen in die Macht der Hexen und das Armband hatte, so missglückten Zauber, die sich der Natur widersetzten, nicht gerade selten. Das Schicksal schien immer einen Weg zu finden, das zu bekommen, was es wollte.

Außerdem beunruhigte es Lucia, dass MacRieve nachts ins Wasser gehen wollte. »Nimm doch das Beiboot, Werwolf.«

Er schüttelte den Kopf. »Ins Wasser muss ich sowieso, und ich

will nicht gesehen werden. Wenn ich den Vampir aufschrecke, den ich gewittert habe, könnte er dich angreifen, während ich dort drüben bin.«

»Es ist zu gefährlich«, wiederholte sie.

»Na ja, ich bin auch nicht scharf drauf, dich hier mit Damiãno zurückzulassen.«

MacRieve hatte ihr heute erzählt, dass Damiãno ein Jaguarwandler war, eine der mächtigsten Spezies, die für ihre Kraft und ihre Gewandtheit bekannt war. Und für ihre schmutzigen Tricks.

»Wenn dir dieser gato zu nahe

kommt, will ich, dass du ihm einen Pfeil mitten zwischen die Augen jagst.«

Sie trug ihren neuen Köcher am Oberschenkel, und ihr Bogen war schussbereit, aber ein Schiff war nicht die bevorzugte Kampfzone einer Bogenschützin – es war viel zu eng, als dass sie ihre Vorteile ausnutzen könnte. »Ich werde tun, was ich kann.«

Er blickte in ihre verängstigte Miene. »Machst du dir wirklich Sorgen um mich?«

»Nur weil ich dir nicht alle meine Geheimnisse erzähle, heißt das noch lange nicht, dass ich dich nicht

mag.«

»Aye, über deine Geheimnisse unterhalten wir uns später noch.«

Seit der Sichtung der Barão vor ein paar Stunden schien zwischen den beiden eine Art inoffizieller Waffenstillstand zu herrschen. »Kannst du sie mir nicht einfach lassen?« Und deine schnüffelnde Wolfsnase aus meinen Angelegenheiten raushalten?

»Meine mir angeborene Neugier verlangt Antworten. Und jetzt weiß ich auch wieder, wie ich dich dazu bringen kann, mir alles zu erzählen.« Er streckte die Hand aus und legte sie ihr auf die Brust.

»Wolf!« Sie schlug seine Hand weg. »Du versuchst doch nur, mich von meiner Angst abzulenken.«

»Aye, und ich wollte deinen hübschen Busen anfassen.«

»Kannst du auch mal ernst sein? Ich habe kein gutes Gefühl bei alldem.«

»Lousha, du hast mich doch gesehen, als ich kurz vor der kompletten Verwandlung stand. Meinst du nicht, dass die Viecher im Wasser eher Angst vor mir haben sollten?«

Gutes Argument. »Warte mal … k u r z vor der kompletten Verwandlung?«

Er tippte ihr auf die Nasenspitze. »Entspann dich, das wird ein Kinderspiel. Was ist das Schlimmste, was passieren könnte?«

Wie aufs Stichwort öffnete der Himmel seine Schleusen, und Regen prasselte auf sie herab.

»Sei einfach nur vorsichtig«, flüsterte sie, als er sich ins schwarze Wasser gleiten ließ, um mucksmäuschenstill zur Barão zu schwimmen.

Während sie ungeduldig wartete, versuchte sie, ihre Angst zu analysieren. Vor beinahe zwei Wochen noch wäre sie überglücklich

gewesen, ihn loszuwerden. Und jetzt? Sie fürchtete, dass sie dabei war, sich in ihn zu verlieben, ihren rauen, wilden Schotten. Das konnte nur in einer Katastrophe enden.

MacRieve könnte ohne Sex nie ein erfülltes Leben führen. Zur Hölle – sie auch nicht! Die letzten zehn Tage waren nichts als eine Runde sinnlicher Folter nach der nächsten gewesen …

Sie erstarrte, als sie hörte, dass sich auf den Decks etwas bewegte. Ihre Ohren zuckten. Sekunden später atmete sie auf. Es war nur Schecter, der seinen Köder aktivierte. Jedes Mal, wenn er ihn

aus dem Wasser zog, registrierten ihre Ohren die Frequenzen aufs Neue. Lärmbelästigung.

Lucia wusste zwar nicht, wo Charlie oder Damiãno waren, doch sie konnte Rossiter wie gewöhnlich auf und ab laufen hören. Izabel war beim Captain in seiner Kabine und diskutierte leise mit ihm über irgendetwas.

Lucia seufzte. Die beiden hatten es so einfach als Paar. Nur zwei unbedeutende Hindernisse standen zwischen ihnen: Izabels Zwillingsbruder, der in denselben Mann verliebt war, und Travis, der immer noch seine verstorbene Frau

verehrte.

Wenn Lucia und MacRieve auch nur so wenig im Weg stünde, hätte sie ihn schon längst an Land gezogen und würde ihn nie wieder loslassen.

Was ist das schon gegen eine Heirat mit dem Teufel, eine Fähigkeit, die von meiner Keuschheit abhängt, und möglicherweise das Ende der Welt …

Sobald Garreth das Heck der Barão erreicht hatte, holte er tief Luft und tauchte neben dem Schiff. Da er in dem trüben Wasser kaum etwas sehen konnte, tastete er sich voran,

bis er die Propellerwelle erreicht hatte.

Nachdem er das Metall komplett verbogen hatte, kam er an die Oberfläche, um Atem zu schöpfen. Kurz bevor er wieder untertauchte, um sich das Ruder vorzunehmen, zögerte er.

Blut. Er roch es ganz deutlich. Der Geruch kam aus dem Inneren der Barão.

Ignorier es, erledige deinen Job und hau wieder ab. Aber warum war es so still? Er hörte nicht einen einzigen Passagier. Keine Menschenseele bewegte sich da drin.

Und er witterte nach wie vor den Vampir.

Schließlich überwältigte ihn seine Neugier, und er sprang auf die Gangway, ohne auch nur das geringste Geräusch zu verursachen. Wieder lauschte er, vernahm aber nichts als unheimliche Schiffsgeräusche von der Art, die man nur mitten in der finsteren Nacht hört: die Ankerkette, die an der Winde entlangschabt, das Knacken von Holz, Taue, die sich in einer aufkommenden Brise dehnen.

Tropfnass, wie er war, stahl er sich in den Salon. Der Raum wirkte verstörend auf Garreth. Er erinnerte

ihn an ein Bestattungsinstitut aus der viktorianischen Ära: zu viel Blattgold und zugleich düster und trist.

Er hatte gewusst, dass das Schiff ein umgebauter Schlepper aus der Zeit des Kautschukbooms war – was der Name ja schon vermuten ließ: der Gummibaron –, aber er hätte nicht erwartet, dass die Barão eine Art Zeitkapsel darstellte. Und es waren in der Tat sehr düstere Tage gewesen.

Als er vorsichtig weiterging, entdeckte er eine zerbrochene Lesebrille auf dem vornehmen Teppich. Auf einem Serviertisch war

zum Fünfuhrtee gedeckt worden, doch jetzt waren die Kuchen vertrocknet und die Sahne verdorben. Als er eine Teetasse mit Lippenstift am Rand erblickte und daneben einen Teller, auf dem ein halb aufgegessener Kuchen lag, stellten sich ihm die Nackenhaare auf. Irgendetwas war diesen Passagieren zugestoßen, und zwar vollkommen unerwartet.

Eine Spur blutroter Tropfen führte ihn aus dem Zimmer hinaus in die Richtung, aus der auch der Duft des Vampirs stammte. Garreth folgte dem Blut über einen matt erleuchteten, engen Gang, an einer

leeren Kabine nach der anderen vorbei. Holz knarrte hinter ihm, und er wirbelte herum. Nur das Schiff, das langsam zur Ruhe kommt.

Die Spur endete an der Tür der letzten Kabine. Verschlossen. Garreth wappnete sich innerlich für einen Kampf und drehte den polierten Messingknauf mit Gewalt. Drinnen stand ein Sarg. Ein irritierend einfacher Sarg – Holz, nicht lackiert, ohne Griffe für die Sargträger. Aber natürlich würde sich der Vampir darin auch nicht herumtragen lassen.

Garreth ging neben dem Sarg in die Hocke. Mit gefletschten Fängen

und ausgefahrenen Klauen, bereit zuzuschlagen, riss er den Deckel auf.

Leer.

Doch dann lockte Garreth ein anderer Duft. Er stand auf, verließ das Zimmer des Vampirs und folgte dem Geruch tiefer in das Schiff hinein, bis er vor dem Kühlraum angekommen war. Wohl wissend, was er darin finden würde, holte er tief Luft und öffnete die Tür.

Alle Passagiere befanden sich darin. Tot. Ihre Leichen waren in Stücke gehackt und einfach hineingestopft worden. Unter den Gliedmaßen entdeckte er auch

Captain Malaquís Arm mit dem auffälligen Tattoo. Hatte Malaquí an diesem Nachmittag, als Garreth ihn gesehen hatte, bereits gewusst, dass die anderen tot waren? Und dass bald auch seine Zeit gekommen sein würde?

Nur der Vampir fehlte. Eine Blutspur führte zu seiner Kabine – oder davon weg –, und alle Menschen an Bord waren tot. Da fiel es nicht allzu schwer, die richtigen Schlüsse zu ziehen. Aber diese Leute waren in Stücke gehackt worden. Was für eine Waffe könnte er benutzt haben? Ein Schwert, eine Axt?

Garreth kniff die Augen zusammen. Charlie hatte heute Morgen eine Machete bei sich gehabt. Ich wusste doch, dass da etwas nicht stimmt …

»Lousha!« Er wirbelte herum und rannte zur Reling.

»Was zur Hölle macht MacRieve denn da?« Trotz des Wolkenbruchs hatte Lucia gesehen, wie er an Bord der Barão geklettert war. »Warum ist er denn bloß …?« Sie verstummte.

Es kam ihr so vor, als ob die Contessa unter ihren Füßen kurz gebebt hätte, ehe sie wieder zur Ruhe gekommen war. »Das war

aber komisch.«

Kaum hatte sie das gesagt, wackelte das ganze Schiff, es bewegte sich seitwärts und zerrte an seinen Ankern. Das Holz stöhnte unter dem Druck. Lucia kniete sich auf die Planken, ihr Blick schoss hin und her.

»Was zum Teufel war das …?«, hörte sie Travis in seiner Kabine brüllen, aber da bäumte sich die Contessa mit einem Mal auf und bekam Schlagseite, sodass Lucia auf die andere Seite des Decks rutschte. Während sie noch verzweifelt nach Halt suchte, bemühte sich ihr Verstand zu

begreifen, was der Auslöser sein könnte – was wäre groß genug, um so etwas zu tun? Und wie lange würde die Contessa noch durchhalten?

Als das Boot erneut getroffen wurde, erhob sich der ganze Schiffsrumpf kurz in die Luft. Sie hörte Schecter auf der Backbordseite schreien.

Lucias Augen wurden schmal, als ihr ein Verdacht kam, und sie kletterte über die schrägen Decks in seine Richtung. Als sie bei ihm ankam, blieb ihr der Mund offen stehen angesichts der Szene, die sich ihr bot.

Schecter klammerte sich in Todesangst an eine zersplitterte Reling. Und direkt unter seinem zappelnden Körper schaute ein riesiger Kaiman nach oben, offensichtlich bereit zuzuschlagen.

Vor Entsetzen blieb ihr fast das Herz stehen. Das Tier war gigantisch, mit roten Augen in der Größe von Basketbällen. Und es war nicht allein. Das Wasser rund um das Boot war aufgewühlt, überall Wirbel und Strudel.

MacRieve hatte ihr erzählt, dass Riesenkaimane tatsächlich existierten, aber angeblich lebten sie im Rio Labyrinto und nirgendwo

sonst!

Moment mal … das Schiff befand sich nur noch wenige Stunden von ihm entfernt. Bei den gütigen Göttern, funktionierte Schecters Köder etwa tatsächlich, und wurden sie dadurch aus dem verborgenen Nebenfluss hierhergelockt?

Lucia hob den Bogen und legte zwei Pfeile auf. Diese Kreaturen waren wahrscheinlich gut gepanzert, darum zielte sie auf die Augen – riesige rote Zielscheiben.

Als die Pfeile gleichzeitig in beide Augenhöhlen des Kaimans eindrangen, zappelte er kurz, enorme Mengen Wasser wurden

aufgewirbelt, und Schlamm bespritzte die Seite des Schiffes. Dann verschwand er.

Lucia legte sich den Bogen um, rannte über das Deck zu Schecter und packte seine Handgelenke. »Was haben Sie getan?«, herrschte sie ihn an. »Was ist das?«

Seine Antwort bestand aus hysterischem Gefasel, also tat sie so, als ob sie ihn fallen ließe. »Wie war das, Schecter?«

»Köder. Funktioniert!«

»Wo ist das Ding?« Sie konnte den Apparat nicht hören, er befand sich also immer noch unter Wasser.

»Ich weiß nicht! Hat sich in der

Ankerkette verfangen«, antwortete er. Er wirkte vor Angst wie versteinert, sodass sie ihm glaubte.

Gerade als sie ihn zurück auf Deck gezogen und er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, kamen Travis und Izabel über das Deck gestolpert.

»Was zur Hölle ist hier los, Doc?«, blaffte Travis. Der große Texaner fuchtelte mit seiner Schrotflinte herum.

Izabel selbst hatte eine Machete. »Was war das?«, rief sie laut, um den Regen zu übertönen.

»Fragt Schecter.« Lucia drehte sich um, doch er war bereits

verschwunden.

Rossiter kam aus der Richtung der Kabinen herbeigeschwankt. »Würde mir vielleicht mal jemand erklären, was hier vor sich geht?«

»Schecters Köder funktioniert. Wir sind von Riesenkaimanen umzingelt«, sagte Lucia, aber niemand glaubte ihr, weil sie im Dunkeln nichts sehen konnten.

Als plötzlich ein Blitz herabfuhr und die Kreaturen erleuchtete, von denen es im Wasser um das Boot herum nur so wimmelte, fiel Rossiter glatt der Unterkiefer herunter. »Das hat Schecter angerichtet?«

Travis' Augen wurden riesig. »Ich werde ihm in seinen wertlosen Hintern treten!«

»Hat das nicht Zeit?« Rossiter sah sich besorgt um. »Wir müssen sofort von hier weg!«

»Es wäre schon eine verdammte Hilfe, wenn ich meinen verfluchten Matrosen finden könnte!« Travis verzog sein Gesicht zu einer finsteren Miene. »Irgendwo dringt Wasser ein, und wir müssen erst die Pumpen anschmeißen, ehe ich die Maschinen starten kann.«

»Ich übernehme die Pumpen!«, schrie Rossiter und rannte in Richtung Maschinenraum los.

Mit einem Blick Richtung Bug sagte Lucia: »Der Köder ist immer noch eingeschaltet. Ich werde versuchen, ihn zu finden, damit wir ihn loswerden können.«

»Warte, Lucia«, sagte Izabel, »wo ist denn Mr MacRieve?«

Noch einmal geriet das Schiff derartig ins Schlingern, dass Lucia quer übers Deck rutschte, während ihre Klauen wie kleine Enterhaken über das Holz schrappten. Sie sah, dass Travis und Izabel gegen die Kombüsenwand geschleudert wurden. Travis traf mit dem Kopf zuerst auf, und der Aufprall schlug ihn k. o. Izabel wirkte benommen,

war aber offenbar unverletzt. Sie ließ ihre Machete fallen und kümmerte sich um den Captain.

Bei der nächsten Erschütterung löste sich ein schwerer Holzbalken über den beiden. Er stürzte auf den bewegungslosen Körper des Captains zu, aber die kleine Izabel fing ihn auf, und es gelang ihr unter Aufbringung all ihrer Kraft, ihn über ihrem Kopf festzuhalten.

Lucia stürzte hinzu, um zu helfen, aber noch ehe sie Izabel erreichte, verwandelte die Frau sich.

Unwillkürlich wich Lucia einen Schritt zurück und starrte mit offenem Mund auf das Spektakel

vor ihr. Sie war schon eine ganze Weile auf dieser Welt, aber so etwas hatte sie noch nie gesehen. Für Riesenkaimane gab es eine ganz natürliche Erklärung, aber das hier …

Offensichtlich brauchte Izabel keine Hilfe. Direkt vor Lucias Augen hatte sie soeben ihre Gestalt verändert. Aus Izabel war Charlie geworden. Und er hatte nicht das geringste Problem damit, den Balken zu stemmen.

Ich habe jetzt keine Zeit, darüber nachzuden…

»Lousha!« Aus weiter Ferne hörte sie MacRieve nach ihr rufen. Sie

wirbelte herum und hastete zur Plattform, um ihn zu warnen. Er stand im Heck der Barão.

»MacRieve, da ist was im Wasser!«, brüllte sie, während sich das Boot erneut aus den aufgewühlten Wellen erhob. »Bleib da drüben!«

»Vergiss es!«, lautete die Antwort. Dann sprang er in den Fluss.

»Verdammt!« Sie musste ihm den Rückweg frei machen. Dank ihres neuen Köchers schoss sie einen Pfeil nach dem anderen ab. Sie zielte auf die Augen der Kaimane, und die Pfeile sausten durch die Luft, als ob noch hundert

Bogenschützen neben ihr kämpften.

Sie tötete eine ganze Reihe der Kreaturen, aber irgendetwas durchschnitt immer noch hinter MacRieve das Wasser. Es befand sich gleich unter der Oberfläche, schuf aber eine beachtliche Welle.

»Schwimm schneller!« Es musste ein Kaiman sein, aber einer von der Größe eines beschissenen U-Boots. Durch das trübe Wasser und den herabprasselnden Regen konnte sie es nicht genau sehen. Obwohl sie unaufhörlich darauf schoss, schützten seine gepanzerte Haut und das Wasser ihn offenbar zu gut. Es gelang ihr kaum, auch nur sein

Tempo zu verringern.

Und MacRieve hörte nicht auf, immer wieder auf sie zu zeigen und verschwendete wertvolle Sekunden mit Schreien.

»Schwimm schon, Schotte. Da ist etwas gleich hinter dir!« Warum schwamm er nicht schneller? Das Ding war direkt …

»Hinter dir!«, brüllte er. Ihre Blicke trafen sich kurz, seiner war von grauenhafter Angst erfüllt.

Als sie herumwirbelte, erhellte ein Blitz die Nacht. Damiãno stand mit erhobener Machete vor ihr.

35

Garreth sah, wie sich Lucia mit übernatürlicher Geschwindigkeit unter Damiãno wegduckte und dem Mann gleichzeitig einen Tritt gegen das Knie versetzte. Dadurch gewann sie wertvolle Zeit, in der sie hastig auf ein anderes Deck kletterte, während Damiãno hinter ihr herhumpelte.

Im Wissen, dass sie vorerst in Sicherheit war, schwamm Garreth noch schneller. Doch es gelang ihm einfach nicht, den Abstand zu seinem Verfolger zu vergrößern, was auch immer das sein mochte.

Es musste ein Kaiman sein, aber angesichts der Größe dieses Dings weigerte sich sein Verstand, das zu akzeptieren.

Er fühlte die Bewegung des Wassers hinter sich, während es sich unfassbar schnell vorwärtsbewegte und den Abstand zwischen ihnen immer weiter verringerte. Und da Lucias Pfeile nicht mehr um ihn herum durch die Luft zischten, wagten sich auch die anderen Kaimane wieder näher heran.

Er hatte das Boot fast erreicht! So nahe … In diesem Augenblick tauchte der Kaiman auf, wodurch

eine Welle entstand, die Garreth einen Moment lang anhob. Wie groß war das verdammte Ding eigentlich? Als es die Oberfläche durchbrach, fühlte Garreth seinen fauligen Atem, der ihm Kopf und Nacken mit Wasser besprühte wie eine Sprinkleranlage.

Sieh nicht zurück … sieh nicht zurück. Er konnte seine alten Knochen knacken und knirschen hören, als das Ungetüm sein Maul aufriss.

Garreth tauchte und versank im Wasser wie ein Stein. Als er den Grund des Flusses erreichte, stieß er sich mit aller Kraft davon ab,

sodass er durch die Wasseroberfläche katapultiert wurde und mit einem Riesensatz auf dem Boot landete. Er blieb nicht auf der Plattform stehen, sondern sprang augenblicklich aufs Hauptdeck hinauf, gerade als sich gewaltige Zähne in die Plattform bohrten und ein gutes Stück herausbissen.

Mit wütendem, beinahe wissendem Blick, tauchte der Kaiman ab, verschwand wieder in der Dunkelheit.

Im nächsten Moment war MacRieve auf den Füßen. »Lousha!« Das Unwetter tobte, Blitze

überzogen den Himmel, der Donner war so laut, dass es ihm in den Ohren schmerzte.

»MacRieve?« Sie kam auf ihn zugerannt.

»Wo ist Damiãno?«

»Ich weiß nicht, ich hab ihn für eine Sekunde aus den Augen verloren.« Rasch drehte sie sich um und suchte das Schiff mit argwöhnischem Blick ab, während sie sich den Bogen quer über den Oberkörper legte. »Was ist denn bloß los? Und warum bist du ins Wasser gesprungen?«

»Lousha, die Barão … ist ein Geisterschiff.«

»Was?«

»Alle an Bord wurden umgebracht, in Stücke gehackt. Ich dachte zuerst, es wäre Charlie gewesen, bis ich dann Damiãno sah.« Garreth packte sie bei den Armen. »Ich werde dich sofort von hier wegbringen!« Wieder schlingerte das Schiff. »Verfluchte Scheiße, wieso greifen diese Kaimane das Boot an?«

»Schecters Köder – er hat funktioniert! Aber ich komme einfach nicht zum …«

»Die Tiere beschützen den Labyrinto«, ertönte Damiãnos Stimme gleich über ihnen. »Ebenso

wie ich.«

Der Gestaltwandler sprang herab, packte Lucia um den Hals und drückte ihr die Machete gegen die Kehle. »Ihr werdet das Labyrinth nicht betreten.«

Lucia wagte es, einen Blick auf den Mann zu werfen. Seine grünen Augen leuchteten bedrohlich.

»Lass sie los!«, brüllte MacRieve. »Kämpf gegen mich!«

»Ihr hättet niemals so nahe herankommen dürfen. Das Grab muss vor Außenstehenden geschützt werden.«

»Du bist der Guardião?«, fragte Lucia. Der Wächter, vor dem Nïx sie

gewarnt hatte.

Damiãno schien sie nicht zu hören. »Ihr wisst nicht, welches Übel im Labyrinth schlummert. Der Vergoldete wird sich erheben.«

Ihre Gedanken überschlugen sich. Der Vergoldete? El Dorado war tatsächlich ein Mann. Ein böser Mann?

»Wir sind nicht hier, um irgendetwas Böses aufzuwecken!«, fuhr MacRieve ihn an.

Damiãno schüttelte energisch den Kopf. »Niemand betritt das Labyrinth.«

»Hör mir zu, Damiãno«, sagte Lucia so ruhig, wie sie nur konnte.

»Wir sind hier, um zu verhindern, dass eine böse Macht sich erhebt. Lass uns vernünftig reden. Wir kämpfen doch auf derselben Seite.«

»Wenn wir den Rio Labyrinto nicht erreichen, wird ein blutgieriger Gott die Herrschaft über die Erde an sich reißen«, fügte MacRieve hinzu, der sich ihnen langsam näherte.

»Es gibt kein größeres Übel als den Vergoldeten!«

»So ein Schwachsinn!«

Lucia stieß einen Laut der Frustration aus. »Wollt ihr beide euch jetzt auch noch darüber streiten? Mein Übel ist aber größer als deines?«

»Damiãno, wir sprechen über eine verdammte Apokalypse!«

»Ja, ich auch.« Der Mann packte ihren Hals noch fester, drückte die Klinge gegen ihre Haut.

MacRieve schluckte, ohne aber stehen zu bleiben. »Hast du darum alle Leute auf dem anderen Schiff umgebracht?«

Damiãnos Blick flackerte. »Was meinst du damit?«

»Sie sind alle tot. Abgeschlachtet. Vermutlich mit einer Machete.«

Der Wandler starrte auf seine Klinge herab. »Dann hat es schon begonnen«, murmelte er.

Lucia nutzte den Augenblick, ließ

ihren Körper erschlaffen und rutschte ihm aus den Armen, wobei sie ihm den Ellenbogen in den Magen rammte. Schnell duckte sie sich, um MacRieve Gelegenheit zu geben zuzuschlagen.

Der Schotte rammte Damiãno mit voller Wucht. Gemeinsam krachten sie in eine Wand, sodass die Holzstreben brachen. Damiãnos Machete schlitterte über das Deck und fiel ins Wasser.

Der Wandler brüllte, richtete sich gleich wieder auf und griff MacRieve an.

Sie hatte ihren Bogen gespannt und einen Pfeil aufgelegt, zögerte

aber noch. Beide versuchten, die Oberhand zu gewinnen, jeder bemühte sich, den anderen zu überwältigen. Sie wirbelten so schnell herum, dass sie mit bloßem Augen nicht auseinanderzuhalten waren. Wenn sie MacRieve traf …

»Lousha, der Köder! Schneid ihn ab!«

MacRieve wollte, dass sie ihn allein ließ?

»Geh, Walküre!«

Die Kaimane umkreisten sie nach wie vor. Wenn Damiãno MacRieve nicht erledigte, würden die Kaimane sie alle vernichten. Und Lucia war davon überzeugt, dass der Schotte

diesen Gegner besiegen konnte – und wollte.

Also zwang sie sich, die beiden allein zu lassen, und rannte zum vorderen Anker. Am Bug angekommen, spähte sie an der Ankerkette hinab, bis sie endlich die Leine von Schecters Köder entdeckt hatte. Die Leine hatte sich inzwischen um die Kette herumgewickelt und befand sich, straff gespannt, ungefähr anderthalb Meter von ihr entfernt – außerhalb ihrer Reichweite. Überall um sie herum tummelten sich Kaimane, um an das Wunderwerk eines verrückten Wissenschaftlers

zu gelangen.

Sie legte sich bäuchlings hin, verhakte sich mit einem Fuß an der Reling und rutschte über Bord. Kopfüber aufgehängt, starrte sie in das Gewühl schnappender Kiefer hinab. Sie streckte sich, die Arme ausgestreckt, aber sie kam nicht dran. Sie schluckte und lockerte den Fuß ein wenig … beinahe … ich hab’s!

Sie zog an der Schnur und schob sich mit schlängelnden Bewegungen zurück, bis sie wieder in Sicherheit an Deck war. Ohne sich die Zeit zu nehmen, erleichtert durchzuatmen, sprang sie auf die Füße, schwang

die Schnur wie ein Lasso über ihrem Kopf und schleuderte den Apparat weit in den Fluss. Als er mit der Strömung fortgetrieben wurde, wandten sich einige der kleineren Kaimane dem Signal zu. Die größeren allerdings verharrten, lauerten, als wüssten sie genau, dass hier noch eine Mahlzeit zu erwarten war.

Als sie zu MacRieve zurückeilte, kam sie an Schecter vorbei, der zusammengekauert in einer Ecke der Kombüse hockte und vor sich hin brabbelte, ein Fleischermesser in der Hand. Seine Hose stank nach Urin. Charlie hatte den verletzten

Travis wahrscheinlich in seine Kabine verfrachtet. Darüber kann ich jetzt nicht nachdenken …

Als sie zu Damiãno und MacRieve zurückkehrte, hatten beide mit der Wandlung begonnen – die Bestien in ihnen drängte es, sich in den Kampf zu stürzen. Ihre Körper wuchsen, die Muskeln schwollen an …

Damiãnos Augen glühten in einem leidenschaftlichen Grün. Seine Fänge und Klauen entwickelten extrem scharfe Spitzen. An einzelnen Stellen wurde glänzendes schwarzes Fell sichtbar.

MacRieves eigene Bestie lag wie

ein flackerndes Bild über ihm, seine Augen hatten sich vor Zorn blau verfärbt, seine onyxfarbenen Klauen waren ausgefahren, aber er hatte sich nicht vollständig verwandelt. Warum nicht? Jetzt war nicht die Zeit für Gnade!

Dann begriff sie. Oh, Freya! MacRieve wurde durch das Armband, das er trug, daran gehindert, sich komplett zu verwandeln!

Mit einem markerschütternden Brüllen senkte Damiãno seine Eckzähne in MacRieves Arm. Blut spritzte. MacRieve schrie vor Schmerz auf, fuhr Damiãno mit

seinen Klauen übers Gesicht und schlitzte es bis auf die Knochen auf.

Obwohl ihm das Blut aus den Wunden strömte, rammte Damiãno MacRieve mit aller Kraft in den Brustkorb, sodass dieser gegen die Reling geschleudert wurde, deren Holz durch den Aufprall zersplitterte. Beide stürzten kopfüber in den trüben Fluss.

Sie tauchten nicht wieder auf. Dreißig Sekunden vergingen, dann eine Minute. Es war die längste ihres Lebens …

Die beiden kamen mit voller Wucht aus dem Wasser geschossen, nach wie vor in einen Kampf auf

Leben und Tod verstrickt. Sie versuchte, auf Damiãno zu zielen, aber sie bewegten sich einfach zu schnell, und zusätzlich spritzte bei jeder ihrer Bewegungen Wasser auf. Ich könnte MacRieve treffen.

Also erschoss sie so viele Kaimane, wie sie konnte, doch dann kam der Große wieder zurück. Sie sah ihre Pfeile aus seinem gepanzerten Schwanz und Rücken herausragen, aber er tat ihr nicht den Gefallen aufzutauchen, damit sie auf seine Augen zielen konnte. Obwohl sie unaufhörlich schoss, verlangsamte er seine Geschwindigkeit nicht im

Geringsten.

»MacRieve!«, schrie sie. »Er kommt zurück!« Noch einmal nahm sie Damiãno ins Visier …

Da bäumte sich das Heck des Schiffs auf. Sie verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Beiboot. Als sie endlich wieder taumelnd auf die Beine kam, konnte sie nur noch in hilflosem Entsetzen zusehen, wie der Schwanz des Riesenkaimans durch die Luft peitschte und beide Männer in die Tiefe drückte.

36

Lucias Herzschlag setzte aus. Ich darf ihn nicht verlieren, ich darf ihn nicht verlieren … Sie suchte das Wasser ab, ohne irgendetwas zu sehen.

MacRieve darf nicht tot sein.

Gerade als sie sich den Bogen wieder über die Schulter gelegt und sich kurz gesammelt hatte, um ihm nachzuspringen, hörte sie eine Stimme hinter sich: »Was zum Teufel machst du denn da?«

Sie wirbelte herum. »MacRieve!« Er befand sich auf der anderen Seite des Bootes und schwamm, so

schnell es ging, auf die Überreste der Plattform zu. »Wie bist du denn dorthin gekommen?«

»Mithilfe eines Kaimanschwanzes, denke ich«, sagte er, während er an Bord kletterte. »An die Einzelheiten kann ich mich nicht mehr so genau erinnern.« Der riesige Kaiman entfernte sich inzwischen vom Schiff. Er schien dem Köder zu folgen, so wie die übrigen Ungetiere auch, die bislang noch beim Schiff ausgeharrt hatten.

»Du wolltest meinetwegen da reinspringen? Hast du denn vor gar nichts Angst?« MacRieve schloss sie in seine Arme und zog ihren Kopf an

die Brust, die sich unter seinen keuchenden Atemzügen hob und senkte.

Das Prasseln des Regens war immer noch so laut, dass sie schreien musste, um es zu übertönen. »Was ist passiert?«

»Als sich das Vieh Damiãno schnappte, versuchte er, mich mit sich in die Tiefe zu ziehen. Bis das Ding ihn dann in einem Stück verschluckt hat.«

»Der Wandler ist … tot?«

»Aye. Und wenn nicht, dann wünscht er sich jedenfalls, er wär's. Lass uns nicht länger davon reden. Wir müssen uns um das Schiff

kümmern …« Er verstummte, als er spürte, wie sie erstarrte.

»MacRieve, wo ist dein Armband?«

Ihre Blicke trafen sich. Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie einander an. »Oh, verdammter Mist.« Ehe sie ihn aufhalten konnte, sprang er ins Wasser zurück.

»Nein!« Sie wusste, dass er keine Chance hatte, es zu finden. Immer wieder tauchte er unter. Am Ende musste er sich geschlagen geben und zog sich mit erstarrter Miene aus dem Wasser.

Seite an Seite standen sie im prasselnden Regen auf den Überresten der Plattform und

starrten ins Wasser. Nun war das Armband verloren, und Lucia saß auf einem Boot in der Falle, zusammen mit einem Werwolf, der bald durchdrehen würde.

»Was sollen wir denn jetzt tun?«

»Mir geht's gut, Lousha, mach dir bloß keine Sorgen meinetwegen.«

»Aber es ist weg!«

»Oh, aye, und wir dürfen dein Gelübde nicht brechen. Nichts ist wichtiger als das. Nicht mal die Tatsache, dass ich hätte sterben können!«

»Warum hast du dir denn kein Ersatzarmband gekauft?«, schrie sie ihn an. »Warum hast du nicht für

alle Fälle noch eins in der Tasche?«

»Ich bin dummerweise nie auf die Idee gekommen, dass ich mitten auf dem Amazonas gegen einen Gestaltwandler kämpfen müsste«, brüllte er zurück und deutete mit einer wütenden Geste auf Damiãnos tiefen Biss an seinem Arm. »Und dass ich auch noch unter Wasser mit ihm ringen würde. Oder dass ein Riesenkaiman ihn hinunterziehen und er mit aller Kraft versuchen würde, mich mit sich in die Tiefe zu reißen. Um ein Haar wäre ich nicht zu dir zurückgekommen! Vielleicht wär dir das ja lieber gewesen?«

»Mach dich doch nicht lächerlich!«

Ganz gleich, wie wütend sie auf ihn war, weil er sie in diese Lage gebracht hatte, sie wollte auf keinen Fall, dass er verletzt würde. Und ein Streit mit ihm änderte überhaupt nichts – dadurch würde sich ihre Lage auch nicht verbessern. Denk nach … denk. Das darf heute Nacht auf keinen Fall geschehen.

Das Schicksal findet einen Weg, das zu bekommen, was es will, wie sehr wir uns auch dagegen sträuben.

Bei den Göttern, wenn sie keinen Weg fand, von diesem Boot

herunterzukommen, würde es passieren.

»Verdammt noch mal, Frau, ich werde versuchen, sanft zu sein.« Garreth legte ihr die Hand auf die Schulter. »Wenn wir jetzt gleich anfangen, dann könnte ich dich vielleicht langsam heranführen und dafür sorgen, dass du ebenfalls von Verlangen überwältigt wirst …«

Aber sie zuckte vor ihm zurück, offensichtlich wütend.

Zu Recht. Ich hatte ihr versprochen, sie habe nichts zu befürchten. Und Lucia hatte versprochen, sie werde ihn für alle Zeit hassen, wenn sie ihr Gelübde

brechen müsste.

»Es wird nicht so wie bei deinem letzten Mal sein, Lousha.«

»Was weißt du schon über mein letztes Mal?«

»Man muss kein Genie sein, um zu wissen, dass du eine schlechte Erfahrung hinter dir hast.«

»Du hast ja keine Ahnung.« Sie erschauerte. Ihre zierlichen Ohren lugten unter ihrer durchnässten Mähne hervor.

»Hat der Kerl dir wehgetan?« Ich will diesen gesichtslosen Mann umbringen, muss ihn umbringen … Reiß dich zusammen, Garreth.

Sie nickte. Und deswegen hatte sie

seit einem ganzen Jahrtausend keinen Sex mehr gehabt.

»Ich bin noch nicht bereit, MacRieve. Ich bin's einfach nicht. Ich will das nicht.« Ihre Augen blickten trostlos drein.

Im Laufe der letzten Tage war es Garreth also nicht gelungen, ihre Bedenken zu zerstreuen. Oder gar ihre Meinung über Sex zu ändern. Entweder aufgrund ihres Gelübdes oder aber, weil sie noch die Narben vom letzten Mal trug. Jedenfalls war Lucia nicht für diese Nacht bereit und würde es nicht ertragen, wenn ein durch den Mond entfesselter Lykae über ihren unerprobten

Körper herfiel.

Gnadenlos.

»Hör zu, wir können es schaffen.«

»Wie denn? Nichts kann dich aufhalten. Kein Käfig kann dich von mir fernhalten.«

»Du kannst mich außer Gefecht setzen, sodass ich nicht imstande bin, dich zu jagen«, sagte er.

»Und wie soll ich das anstellen?«

»Schieß mir zwischen die Augen«, sagte MacRieve.

»Das kann ich nicht!«, rief Lucia.

»Dann wirst du eben tun, was meine Verwandten tun mussten.«

»Was?«

»Sie haben mich halb tot geprügelt

und dann in einem Kerker festgebunden«, sagte MacRieve. »Sie brachen mir das Bein, oder auch beide Beine. Hat jedes Mal wunderbar funktioniert. Wir haben zwar keinen Kerker, aber wenn du …«

»Nein, nein, du hattest andere Frauen. Ich hab doch Kondome in deiner Tasche gefunden!«

Er runzelte die Stirn. »Die hab ich für dich gekauft, damit ich dich nicht schwängere. Da wusste ich noch nicht, dass deine spezielle Diät genauso gut funktioniert.«

Sie schüttelte nach wie vor ungläubig den Kopf.

»Lousha, ich war mit keiner anderen zusammen, seit ich dich kenne.«

Als sie das hörte, fiel der größte Teil ihrer Wut einfach so von ihr ab.

»Sie mussten dich schlagen?«, flüsterte sie. Der Gedanke brach ihr das Herz. Ich bin dabei, mich in ihn zu verlieben.

Lucia hatte geglaubt, sie wäre vor vielen Jahrhunderten in diesen blonden Verehrer aus ihren Träumen verliebt gewesen. Sie erinnerte sich immer noch lebhaft daran, wie es sich angefühlt hatte. Nett. Regenbogen-und-Katzenbabys-nett. Was sie für

MacRieve fühlte, ging viel tiefer. Es tat weh, und sie wusste, sie würde nie mehr dieselbe sein.

»Ich wollte dir keine Angst einjagen«, sagte er. »Aber genauso war es«, fügte er in schroffem Ton hinzu.

Ich bin dabei, mich in dich zu verlieben, MacRieve. »Ich kann … ich kann dir nicht wehtun.«

»Wir haben keine Wahl.«

Sie schüttelte den Kopf, als sich die Wolken kurz teilten und der Vollmond zum Vorschein kam. Wie ein Scheinwerfer strahlte das silbrige Licht ihn an, um zu enthüllen, was bisher verborgen

gewesen war.

Seine Augen färbten sich blau, die Gestalt der Bestie flackerte über ihm.

»Bei den Göttern, du verwandelst dich bereits!«

»Dann musst du dich beeilen.«

»Nein, verdammt noch mal! Ich werde gehen, fahre den Fluss hinunter. Hilf mir, das Boot ins Wasser zu lassen.«

»Auf keinen Fall. Die Kaimane …«

»Die sind in die andere Richtung gezogen. Und sie waren ausschließlich an dem Köder interessiert.«

»Und was ist mit dem Vampir? Es

stand ein Sarg an Bord der Barão. Ich kann das nicht zulassen!«

»Hör mir zu, Schotte. Du und ich, wir wissen beide, dass du für mich eine größere Bedrohung darstellst als der Vampir, bis der Mond untergeht.«

»Nein, Lousha, ich würde dir niemals wehtun.«

»Ich bitte dich nicht darum. Ich wäre überhaupt nicht in dieser Lage, wenn du mich einfach hättest gehen lassen. Du hast uns die Suppe eingebrockt, jetzt hab doch ein bisschen Vertrauen in mich, dass ich uns aus diesem Schlamassel heraushole.« Was auch

immer er in ihrem Blick sah, ließ ihn zögern. »Es sind nur ein paar Stunden bis Sonnenaufgang. Dann treffen wir uns wieder.«

»Mein Mädchen, wenn dir irgendwas zustößt …«

»Du musst mich gehen lassen, MacRieve.«

Nach einigen langen Sekunden atmete er tief aus. »Dann gebe ich dir freie Hand.« Er eilte zum Motorboot und zerschnitt die Leinen, die es an die Contessa banden. Dann hob er das Boot an, als wäre es federleicht, und ließ es ins Wasser fallen. »Ich versuche, so weit in die andere Richtung zu

gelangen wie möglich.«

37

Während er den Motor startete, schnappte sie sich ihren Bogen, den Köcher und ihren Rucksack und sprang damit ins Boot.

»Weißt du, wie man damit umgeht?«, fragte er, die Brauen vor Sorge zusammengezogen.

»Ich lebe mitten im Bayou, Werwolf.«

»Du bleibst im Boot, gehst auf keinen Fall an Land.« Das Blau seiner Augen wurde immer intensiver. »Geh, Lousha. Sofort.«

»Sei vorsichtig«, flüsterte sie. Sie wagte es, ihm einen Abschiedskuss

zu geben, ehe sie losfuhr. Der Motor stotterte kurz, doch dann sprang er an.

Über die Schulter warf sie einen Blick zurück auf MacRieve, der die Reling umklammerte und so aussah, als ob es ihn all seine Kraft kostete, ihr nicht auf der Stelle zu folgen. Kurz bevor sie der nächsten Biegung folgte und ihn aus den Augen verlor, sah sie noch, wie die Reling unter seinem Griff zersplitterte.

Wie weit konnte sie kommen, ehe er der Macht des Mondes erlag?

Mit jeder Meile, die sie zurücklegte, setzten ihr die

Naturgewalten heftiger zu. Der Platzregen wurde immer stärker und füllte das Boot mit Regenwasser. Sie schöpfte es heraus, während sie steuerte. Blinzelnd versuchte sie, durch die prasselnden Regentropfen noch etwas zu sehen und nicht mit Treibgut oder anderen Hindernissen zusammenzustoßen, die auf sie zuschossen.

So verging eine Stunde, dann zwei … Und die ganze Zeit über wurde die Vegetation um sie herum immer dichter. Victoria-Seerosen waren plötzlich überall, und ihre riesigen Blätter schoben sich dem Bug in

den Weg, während die langen, seilartigen Stiele sich um das Boot schlangen. Normalerweise säumten sie das Ufer. Was machten sie also so weit draußen mitten im Fluss?

Sie versuchte, sie zu umfahren, aber es waren einfach zu viele. Jedes Mal, wenn sie über eine hinwegfuhr und der Motor zu stottern begann, hielt sie den Atem an. Wenn sich zu viele dieser Stiele um die Schraube wickelten, könnte sich der Motor überhitzen …

Der Motor hustete ein paarmal und stieß Rauch aus. Dann gab er auf. Sie holte ihn aus dem Wasser und zerrte hektisch an den verknoteten

Klumpen, die sich um die Schraube gewickelt hatten. Dann ließ sie ihn wieder ins Wasser. Wieder und wieder zog sie an der Anlasserleine.

Nichts.

Nach einigen weiteren vergeblichen Versuchen ließ sich Lucia auf die Bank sinken und atmete langsam aus. Unfähig, irgendetwas anderes zu tun, als sich mit der Strömung treiben zu lassen, hob sie das Gesicht gen Himmel. Ich bin verloren.

Sie wusste, dass MacRieve sie finden würde. So war seine Art nun mal. Er würde den Fluss überqueren und die gesamte Entfernung zu Fuß

laufen müssen, die sie im Boot zurückgelegt hatte, aber sie hatte nicht den mindesten Zweifel daran, dass er dazu in der Lage war.

Ein Teil von ihr dachte: Wenn er es macht, dann ist alles vorbei. Die Verantwortung, der Druck, die Angst vor dem Schmerz nach einem Fehlschuss – all das hätte ein Ende.

Die letzte Verbindung zu Skadi.

Die Aufgabe, Cruach zu töten, würde jemand anderem übertragen werden, einem stärkeren Unsterblichen, der nicht so müde und erschöpft war wie Lucia. Ein Teil von ihr wünschte sich nichts sehnlicher als …

Etwas stieß gegen das Boot. Und noch einmal. Als sie voller Angst ins Wasser blickte, sah sie weitere Kaimane. Sie waren nicht so riesig wie die, die das Schiff angegriffen hatten, aber sie strömten nur so aus dem Dschungel heraus, folgten einem Pfad durch die Seerosen am Flussufer. Vermutlich wurden sie immer noch von dem Lockruf dieses Köders angezogen.

Das war alles nur Schecters Schuld. Sie konnte sehen, wo die größeren Tiere aus einem verborgenen Nebenfluss herausschossen, sich rücksichtslos einen Weg durch die Vegetation

bahnten und auf diese Weise all die Seerosen abrissen, die dafür verantwortlich waren, dass Lucias Motor schließlich den Geist aufgegeben hatte.

Glückwunsch, Schecter, Sie sind echt ein genialer Irrer. Kontrolle über Ihre Blase haben Sie nicht, aber …

Sie runzelte die Stirn. Dieser Massenexodus schien aus dem Nichts zu kommen.

Ihre Augen wurden groß. Diese Schneise durchs Grün führte … nirgendwohin. Sie konnte keinen Nebenfluss erkennen.

»Oh, Freya!« Das war der Rio

Labyrinto!

Und sie trieb soeben daran vorbei! Sie warf einen erneuten Blick aufs Wasser und schluckte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihren Arm hineinzutauchen und damit zu paddeln.

Sie wusste, was passieren würde, wenn ein Kaiman sie erwischte. Es würde ihr wie Marcos Damiãno ergehen, den eines dieser Viecher einfach in einem Bissen verschluckt hatte. Sie hatte inzwischen einiges über diese Spezies gelesen. Kaimane produzierten eine der stärksten Magensäuren unter allen Lebewesen der Erde. War sie auch

ätzend genug, um einen Unsterblichen wie Damiãno umzubringen?

Wenn der Gestaltwandler aufwachte und sich im Bauch eines urzeitlichen Ungeheuers wiederfand … ob er sich wohl den Tod wünschte? Unsterblichkeit konnte ein Fluch sein, wenn man sterben wollte oder musste.

Ja, Lucia wusste um das Risiko. Aber ich stehe so kurz davor! Wenn ich nur diesen Fluss erreichen kann. Gerade eben noch war sie der Verzweiflung nahe gewesen, bereit aufzugeben. Jetzt wollte sie kämpfen. Verdammt noch mal, sie

würde siegen. Sie würde Cruach töten. Ein für alle Mal.

Immerhin bin ich hier, oder vielleicht nicht? Sie hatte den Rio Labyrinto gefunden, was bedeutete, dass El Dorado ganz in der Nähe sein musste. Ich kann es schaffen.

Du wirst mein Werkzeug sein, hatte Skadi gesagt.

Lucia war dazu bereit. Meine Verantwortung, mein Abschuss. Jetzt brauche ich meine Waffe. Mit diesem Gedanken biss sie die Zähne zusammen und tauchte ihren Arm ins Wasser. Sie paddelte auf ein Uferstück zu, das unmittelbar stromabwärts vom Eingang des

Portals lag.

Als sie sich nur noch etwa anderthalb Meter vom Land entfernt befand, sprang sie ins Wasser, das ihr noch bis zum Oberschenkel reichte, packte das Halteseil vorne am Boot und schleppte es bis zum Ufer hinter sich her, wo sie es an einen Baumstamm band.

Nachdem sie Rucksack und Bogen geschultert hatte, machte sie sich auf den Weg in den Dschungel, immer dem Rio Labyrinto nach. Doch schon bald musste sie feststellen, dass er seinen Namen zu Recht trug: Es handelte sich nicht um einen gewundenen Fluss,

sondern um ein wahres Labyrinth von Flüssen und Flüsschen, die sich überschnitten und teilten.

Sie kämpfte sich durch hüfthohes Wasser. Dann hatte sie wieder festen Boden unter den Füßen. Mit einem Satz über umgefallene Bäume. Zurück ins Wasser …

Ihre Ohren zuckten. Überall um sie herum bewegten sich Dinge, krochen ins Wasser. Waren es die Matora, die Riesenanakondas?

»Sogar ein Unsterblicher könnte sich nicht von so einem Vieh befreien, wenn es sich einmal um ihn gewickelt hat«, hatte MacRieve ihr gesagt.

Sie hatte gelesen, dass sich die Matora jedes Mal, wenn ihr Opfer ausatmete, noch enger um ihre Beute schlang, bis die Lungen vollkommen zusammengedrückt waren.

Einfach ignorieren. Nichts war schlimmer als Cruach, und jetzt befand sich eine Waffe, die ihn töten konnte, in ihrer unmittelbaren Nähe! So kurz davor …

Sie erstarrte, als sie in nicht allzu großer Ferne einen weitaus schrecklicheren Laut hörte: ein gequältes Brüllen. MacRieve ist hier. Er war ihr schon auf den Fersen. Sie begann zu laufen. Der

Regen hatte sich inzwischen zu einem leichten Nieseln abgeschwächt. Umso besser wittert er mich.

Ich werde auf ihn schießen müssen. Ja, sie würde einen Pfeil aus dem Köcher nehmen, den er ihr geschenkt hatte, und ihn zwischen die Augen treffen. Eben noch hatte sie dies nicht einmal in Erwägung ziehen wollen, doch das war, ehe sie ihrem Ziel, ihrer Erlösung – der Rettung der ganzen Welt – so nahe gekommen war.

Auf MacRieve zu schießen würde ihr genug Zeit bis zum Sonnenaufgang verschaffen,

möglicherweise genug Zeit, um den Dieumort zu finden.

Allerdings müsste sie ihn völlig wehrlos hier zurücklassen. Die Geschöpfe hatten diesen Ort zwar verlassen, aber sie würden zurückkehren. Er wäre für sie eine leichte Beute.

Trotz ihrer Schnelligkeit holte MacRieve deutlich auf. Sie hörte ihn schon durch den Dschungel brechen, sich mit den Klauen seinen Weg durch die Bäume bahnen, während er rannte, als ob es um sein Leben ginge.

Lucia rannte tatsächlich um ihr Leben, um ihre Zukunft! Du kannst

Cruach immer noch besänftigen. Den Teufel würde sie tun!

Schneller, schneller … Als sie einen Hügel hinaufrannte, lichtete sich das Unterholz ein wenig, sodass sie ihre ohnehin schon ungeheure Geschwindigkeit noch ein wenig steigern konnte. Als sie ihn erneut brüllen hörte, wagte sie es, einen Blick über die Schulter zurückzuwerfen. Ihr Fuß landete … in der Luft.

Sie fiel ins Nichts, und ihr Körper stürzte zu Boden.

38

»Ausgerechnet hier«, murmelte Garreth während des Laufens. »Sie ist wirklich ausgerechnet hierhergekommen.« An diesen verräterischen Ort. Irgendwie war es seiner Gefährtin gelungen … das Labyrinth zu finden.

Er stürzte hinter ihr her, raste ohne Rücksicht auf Verluste durch den Dschungel, dessen Äste und Zweige ihm die Haut von den Gliedmaßen peitschten, bis das Blut strömte. Aber er fühlte keinen Schmerz.

Wenn sie bis zur Nekropole

gelangen konnte, wäre sie in Sicherheit. Die Matora kamen nicht von den hoch aufragenden Steindämmen herunter. Sonst …

Ich darf nicht daran denken, was sie mit ihren Opfern tun. Irgendwie schaffte er es, noch schneller zu rennen. Er sprang über Bäche und umgefallene Bäume, während er sich immer weiter verwandelte und die Bestie die Herrschaft übernahm.

Selbst wenn sie sich nicht in Gefahr befunden hätte, hätte er nicht aufhören können, sie zu verfolgen, ganz egal, wie sehr er sich dagegen auch gewehrt hätte. Ihr Duft war für ihn so

unwiderstehlich wie Luft. Er musste sie mit der gleichen Dringlichkeit erreichen, mit der er atmen musste.

Muss zärtlich mit ihr sein. Wenn er ihr wehtat, würde er sich das nie vergeben können. Akzeptiere mich, Lousha, gib dich mir hin …

Das Gelände wurde steiler. Er wusste, dass dies den Beginn der Dämme kennzeichnete, und damit den Ort, von dem er gehofft hatte, er müsste ihn niemals wiedersehen. Die Mauern, die mit Geröll und Gebüsch bedeckt war, wimmelten nur so von Anakondas.

Während er die Anhöhe hinauflief, blickte er sich um. Im Dschungel

herrschte mit einem Mal Totenstille. Nachtaktive Insekten und Vögel sowie die Brüllaffen, die praktisch nie zur Ruhe kamen – sie alle schwiegen. War ein Raubtier in der Nähe?

Oder schweigen sie, weil sie mich fürchten?

Noch einmal konzentrierte er sich auf Loushas Spur und nahm ihre Witterung auf. Er hatte sie beinahe erreicht. Weil sie … Sie war stehen geblieben?

Nein! »Du musst einfach nur bis in die Stadt hineinkommen, Lousha. Halt durch …«

Lucia versuchte, ihren Fall zu

bremsen, indem sie nach Schlingpflanzen griff. Ihre Hände suchten fieberhaft, streckten sich, griffen zu …

Hab eine! Kurz über dem Boden gelang es ihr, ihren Fall mit einem heftigen Ruck abzufangen.

Atemlos und schwindelig kletterte sie den Rest der Strecke nach unten, wo sie gleich wieder ein paar Schritte zurückwich. »Wo bin ich denn hier gelandet?«

Überall um sie herum erhoben sich gewaltige Steinwände, das Ganze wirkte wie ein riesiger Wunschbrunnen. Die Dämme! Sie mussten wohl fünfundzwanzig

Meter hoch und beinahe zehn Meter breit sein und waren von Schlingpflanzen überwuchert.

MacRieve hatte ihr von dieser unfassbaren Ingenieurskunst erzählt, und er hatte recht gehabt. Jeder einzelne Fels in diesen Mauern war so behauen und geschliffen, dass er sich lückenlos in den nächsten fügte. Mörtel war überflüssig. Nicht einmal eine Messerspitze hätte zwischen die Steine gepasst.

Zu ihrer Rechten lag ein größerer Haufen ausrangierter Steine an der Mauer aufgehäuft. Unten recht breit, verjüngte er sich nach oben.

Mein Weg hier raus.

Die Nekropole musste sich ganz in der Nähe befinden. Lucia machte sich auf den Weg ins Innere. Als sie eine Lichtung entdeckte, holte sie tief Luft und drehte sich ehrfurchtsvoll einmal um sich selbst.

Rund um einen zentralen Platz herum standen große Felsbrocken verstreut – Monolithen, die mit Kletterpflanzen und anderem Grün überwachsen waren. Ein gepflasterter Weg wurde auf beiden Seiten von beeindruckenden sechs Meter hohen Statuen von Gottheiten oder Königen gesäumt,

die mit wachsamen Augen hinunterspähten. Über das restliche Gelände verteilt standen hier und da zwei- bis dreistöckige Steingebäude, offen wie kleine Tempel.

Wo ist nun das Grab?

Überall wuchsen üppige Kapokbäume, deren Äste eine Art Dach bildeten, einen ununterbrochenen Baldachin, der so dicht verwoben war, dass er sogar einen Großteil des Regens abhielt – bis der Wind die Richtung änderte und die Blätter sich umdrehten, sodass alles unter ihnen von einer Flut harter Regentropfen

übergossen wurde.

Dann sackte Lucia vor Überraschung der Unterkiefer herab. In einiger Entfernung machte sie ein kreisrundes, von einer Kuppel überwölbtes Gebäude aus: ein Pantheon.

Ein Grab. Obwohl es ebenfalls fast völlig von diesen Schlingpflanzen überwuchert war, konnte sie doch erkennen, wie gewaltig seine Ausmaße waren.

Sie rannte auf der Stelle dorthin, konnte aber auf Anhieb keinen Eingang entdecken. Auf einem Stück Mauer, das erstaunlicherweise noch frei von

Vegetation war, fand sie ein Relief, auf dem ein Dreieck aus Gold dargestellt war, das in den hoch erhobenen Händen einer Frau schimmerte. Lucia schob noch ein paar Pflanzen beiseite. Ein anderes Bild zeigte ein Wesen – halb Mann, halb Jaguar –, das aus einem glänzenden Kelch trank.

Lucia war sich sicher, dass dies das Grab von El Dorado sein musste. So nahe. Endlich würde sie das Werkzeug in die Hand bekommen, mit dem sie Cruach umbring…

Da hörte sie, wie jemand mit lautem Getöse die große Felshalde

herunterssprang, und ihr Kopf fuhr ruckartig hoch. MacRieve war da. Sie wandte sich dem Geräusch zu und hob den Bogen.

Augenblicke später platzte MacRieve auf die Lichtung. Man sah ihm deutlich die Erleichterung darüber an, sie lebend vorzufinden. Als er sie nun eingehend von oben bis unten in Augenschein nahm, verriet er mit keinem Wimpernschlag, dass er von dem Bogen in ihren Händen auch nur die leiseste Notiz genommen hatte.

Er war barfuß und trug kein Hemd. Der Biss des Gestaltwandlers auf seinem Arm war rot und

angeschwollen, seine Brust von Rissen und tiefen Kratzern übersät. Seine massiven Schultern hoben und senkten sich unter seinen keuchenden Atemzügen.

Das Bild der Bestie lag flackernd, aber deutlich zu erkennen, über ihm, so wie in jener Nacht in Val Hall.

»Tu es … schieß auf mich, Lousha.« Seine Stimme hatte bereits begonnen, sich zu verändern.

Ich muss es tun. Wenn nicht, werde ich nie wieder einen Schuss abgeben. Sie würde diesen Bogen nie wieder in Händen halten. Ihr

Leben, so wie sie es kannte, würde vorüber sein. Schieß auf ihn, Lucia!

Stattdessen wich sie einen Schritt zurück, und noch einen, bis sie mit dem Rücken an die von Schlingpflanzen bedeckte Mauer stieß. Es gab keinen Ort, an den sie noch fliehen konnte. Greif an oder ergib dich. Sie schluckte und spannte die Sehne noch fester.

Doch dann blickte sie in sein Gesicht. Mit zusammengezogenen Brauen sah er ihrem Schuss entgegen. Er erwartete ihn.

Es hatte sich schon immer falsch angefühlt, MacRieve wehzutun. Schon ehe sie sich in ihn verliebt

hatte. Oh Freya, ich kann das nicht tun. Sie verringerte die Spannung der Bogensehne. »Ich kann nicht.« Ich bin in ihn verliebt. Vom ersten Moment an, in dem sie ihn gesehen hatte … Es war unausweichlich gewesen.

»Tu es!« Er machte einen Satz auf sie zu, wollte sie provozieren. »Lousha, schieß deinen Pfeil ab … nur so wird das ein Ende finden, ohne dass ich dich zu der Meinen mache.«

Ein Windstoß riss den Blätterbaldachin auf, sodass Mondlicht hindurchschien. Als ihn ein Speer aus Silber traf,

erschauerte er. »Der Mond … er drängt mich. Du kannst nicht wissen … mit welcher Kraft. Kannst du mich nicht nur heute Nacht deinem Gelübde vorziehen? Nur ein einziges Mal, verdammt!«

Langsam schüttelte sie den Kopf. »Das darf nicht passieren.«

»Dann erschieß mich schon, verdammte Scheiße!« Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Er wirkte verzweifelt, animalisch. »Sonst weiß ich nicht, was ich tue!«

Dies war das erste Mal, dass er je Zweifel gezeigt hatte, je einen Moment lang in ihrer Gegenwart gezögert hatte. Selbst jetzt noch,

wo der Mond ihn beherrschte, widerstand er ihr zuliebe dessen Ruf. Über neunhundert Jahre lang hatte er auf diese Nacht gewartet, und er würde sich lieber einen Pfeil durchs Hirn schießen lassen, als sie auf diese Weise zu nehmen.

Die Wege des Schicksals …

Er ließ den Kopf einige Augenblicke lang hängen. Als er das Gesicht wieder hob, waren seine Augen blassblau, seine Fänge und Klauen waren deutlich gewachsen. Die Haut auf seiner breiten Brust war nass von Schweiß und Regen und glänzte im Mondlicht. Sein Schaft war erigiert und drückte

gegen den Stoff seiner Jeans.

Die Bestie war jetzt deutlich zu sehen. Bald würde MacRieve die Kontrolle über sich verlieren. Im Moment dieser Erkenntnis war sie überrascht, dass sie gleichzeitig etwas fühlte, mit dem sie niemals gerechnet hätte – Lust.

Tiefe, nasse, unbestreitbare Lust. Ihre Klauen krümmten sich, und ganz in der Nähe schlug ein Blitz ein. Sengend zischte er durch die Äste über ihnen und hinterließ ein Loch, durch das noch mehr Mondlicht einfiel.

Für den Bruchteil einer Sekunde war sie unachtsam. Mit unfassbarer

Geschwindigkeit stürzte er sich auf sie und schlug den Pfeil beiseite. Ehe sie auch nur die geringste Reaktion zeigen konnte, hatte er sie in seine Arme geschlossen und drückte sie an sich. Seine Hände und sein Mund schienen überall zu sein und fachten ihr Verlangen weiter an.

Als er Bogen und Köcher packte und fortschleuderte, rief sie: »Nein, MacRieve! Du musst dagegen ankämpfen!«

»Frau, du bedeutest mir alles!«, stieß er mit seiner harschen, animalischen Stimme aus. Er griff nach einer Strähne ihres Haars und

zwang sie, in seine wilden Augen zu sehen. »Warum kann ich das nicht für dich sein? Lass mich dich zu der Meinen machen. Erwähle mich, heute Nacht …«

Sein Duft, sein Verlangen. Die Wildheit in ihr, diese Dunkelheit, die sie versucht hatte, zu verbergen und auszulöschen, loderte auf und vereinte sich mit der seinen. Als ob sie ihr ganzes Leben darauf gewartet hätte, genauso wie er.

Jede einzelne Zelle in meinem Körper befiehlt mir, dies zu tun …

»Wie ich mich nach dir verzehrt habe«, sagte er gegen ihren Hals gedrückt.

Sie bekam keine Luft mehr. Keuchend versuchte sie, sich die Konsequenzen ins Gedächtnis zu rufen, kämpfte darum, sich zu erinnern, aus welchem Grund dies alles falsch war, aber ihr Verstand ließ sie im Stich – bis sie nur noch fühlen konnte. Ich verzehre mich auch nach dir.

Er umfasste ihre Brust, rieb mit dem Daumen über ihren Nippel. Diese eine brennende Berührung brachte ihr Kartenhaus zum Einsturz. Als sie vor Lust aufschrie, schlug ein weiterer Blitz ein. Dann noch einer. Und noch einer.

Mit einem Wimmern packte sie

seinen Kopf und zog ihn an sich, um ihn zu küssen.

39

Mit einem Knurren kam Garreth ihrer Zunge entgegen, und sie verschmolzen zu einem tiefen Kuss. Sie ergibt sich mir. Sie braucht mich ebenfalls … Er hätte vor Freude am liebsten laut gebrüllt.

Ehe sie ihre Meinung ändern konnte, riss er ihr den Rucksack herunter und schleuderte ihn weg, dann riss er ihr mit den Klauen die Kleidung vom Leib. Sobald er ihre cremeweißen Brüste enthüllt hatte, schloss sich sein Mund über einem ihrer Nippel. Sie stieß einen Schrei aus, als er fest daran saugte und

sein Stöhnen ihre empfindsame Haut erzittern ließ.

Als er ihr endlich das Höschen vom Leib gzerrt hatte, bebte sie am ganzen Leib, aber nicht vor Kälte. Er hatte ihren Körper so geschult, dass er auf seinen reagierte, und er hatte gelernt, wie er sie zu liebkosen hatte, wie er sie dazu bringen konnte dahinzuschmelzen.

Als er zu ihrem anderen Nippel überging und seine Hand über ihren Bauch nach unten glitt, schob sie ihre Hüften seiner Bewegung entgegen. Doch ehe er ihrem Begehren nachgab, fiel ihm noch rechtzeitig ein, sich die Klauen von

seiner Hand zu beißen. Dann erst tauchte er tief zwischen ihre Beine ein, wo er ihr Innerstes nass und bereit vorfand. Mit einem erneuten Knurren nahm er ihre Feuchtigkeit auf, verteilte sie auf ihrer geschwollenen kleinen Klitoris und rieb sie in langsamen Kreisen.

»Ich werde jetzt … meinen Finger in dich hineinstecken«, sagte er mit rauer Stimme, während er ihr in die Augen sah.

Er schob ihn zwischen ihre zarten Falten. Zuerst erstarrte sie, doch als er sich Zentimeter für Zentimeter vorarbeitete, löste sich die Anspannung, und ihre Lider wurden

schwer.

Er stieß ein harsches Stöhnen aus. »Das erste Mal, dass ich dein Inneres spüre.« So eng. So heiß. Er bewegte den Finger, um ihr mehr Feuchtigkeit zu entlocken. Dann zog er sich zurück, um gleich darauf dasselbe mit zwei Fingern zu wiederholen. Behutsam dehnte er ihre Scheide, während ihr Kopf zurückfiel und sie unwillkürlich stöhnte.

»Das gefällt dir, Gefährtin.« Er begann, mit seinen Fingern in sie zu stoßen.

»Ja!«

Er zog ihren Körper an den seinen,

und bei jedem Eindringen seiner Finger rieb er seinen Schaft an ihrer Hüfte.

»Hör bloß nicht auf, MacRieve …«

Er fürchtete schon, er würde sofort auf ihr ejakulieren. Und auch wenn er ihr um jeden Preis die größtmögliche Lust verschaffen wollte, so sollte sie jetzt noch nicht kommen. Instinktiv wusste er, dass sie genauso bleiben musste – wahnsinnig vor Lust – oder aber am Ende noch ihre Meinung ändern würde. Als sie atemlos rief, dass sie kurz davor stünde, ließ er sie los und zog seine Finger aus ihrem Geschlecht.

»Was machst du denn?«, fragte sie verwirrt. »Warum hast du aufgehört?«

»Dreh dich um«, befahl er und drückte ihren Körper gegen den mit Schlingpflanzen bedeckten Felsen. Mit seiner Handfläche flach auf ihrem Rücken brachte er sie dazu, sich vornüberzubeugen, und drückte ihr Gesicht in die Blätter.

Eine Bewegung hinter ihr. Sie hörte, dass sich MacRieve die Kleider vom Leib riss.

Sobald Lucia wusste, dass er nackt war, spannte sich ihr Körper vor Erwartung an, während ihr Unterleib immer noch in Erwartung

des Höhepunkts bebte, den er ihr versagt hatte.

»Bitte …« Keuchen. Begierde. Sehnsucht.

Er antwortete, indem er mit seiner Eichel ihr Geschlecht hinauf- und hinunterfuhr.

»Oh ja!«

Dann öffnete er mit einem Tritt ihre Beine, spreizte sie und hob eines ihrer Knie an, um es gegen den Felsen zu drücken. Da lag sie vor ihm, so weit geöffnet wie nur möglich, verletzlich, und er stand kurz davor, ihr seinen Schaft hineinzuschieben …

Sie erlebte einen kurzen Moment

der Klarheit. Ihr von Verlangen überwältigter Verstand bemühte sich um die Erinnerung, wieso …

Seine riesige Hand knetete ihren Hintern und versetzte ihr einen lauten Klaps, während er anerkennend grunzte. Sie antwortete mit einem Stöhnen und wölbte den Rücken nach unten, sodass sie sich noch weiter für ihn öffnete.

Dann fühlte sie … seinen Mund. Er hatte sich hingekniet und leckte sie wie von Sinnen zwischen ihren Schenkeln.

»MacRieve!«, keuchte sie. Vor Lust fielen ihr die Augen zu, während

seine Zunge ihr Fleisch liebkoste. Als er zugleich erneut behutsam mit den Fingern in ihre Scheide eindrang, flehte sie ihn stöhnend an, sie ganz und gar auszufüllen. Dieses Gefühl war immer noch so neu. So lange schon hatte sie sich danach gesehnt, hatte ihn immer wieder angebettelt, es zu tun.

Die Finger seiner einen Hand stießen in sie hinein, während er mit der anderen ihre Falten teilte, damit sein Mund sein Festmahl besser fortsetzen konnte.

»MacRieve! Oh ihr Götter!« Widerstand war unmöglich. Sie näherte sich unweigerlich dem

Höhepunkt, die Anspannung stieg unaufhaltsam.

In dem Moment, in dem es so weit war, in dem sie tief Luft geholt hatte, um einen Schrei auszustoßen … hörte er auf, zog sich einfach zurück.

»Nein! Ich kann nicht mehr!« Sie blickte sich zu ihm um.

Er war dabei, die Kontrolle zu verlieren, war der endgültigen Wandlung näher, als sie es je zuvor gesehen hatte. Er hielt seinen angeschwollenen Schaft gepackt, um sie zu nehmen. Wieso verspürte sie nur das dringende Bedürfnis, ihm die Hüften entgegenzurecken

und ihm mit den entsprechenden Bewegungen ihr Verlangen zu signalisieren?

Doch er schien seine Meinung geändert zu haben und nahm noch einmal eine andere Position ein. Er drehte sie zu sich um und drückte ihren Rücken auf den Felsen. Ihr wurde klar, wieso, und sie verspürte Bedauern – beim ersten Mal wollte er sie nicht von hinten nehmen. Sie allerdings sehnte sich verzweifelt nach jeglicher Berührung. Er hatte sie so weit gebracht, dass sie alles gegeben hätte, um zu kommen.

Nachdem er sie auf dem Felsen in die richtige Lage gebracht hatte,

kletterte er ebenfalls hinauf. Er erhebt sich über mir. Sie schluckte und kämpfte gegen die aufkommende Unruhe an. Als er seine Hüften zwischen ihre Oberschenkel brachte, sah sie seine Erektion herabhängen, riesig – zornig. Er würde ihr wehtun – sie entzweireißen. Blut, das über meine Schenkel hinabströmt …

Sie erstarrte vor Angst, aber da begann MacRieve, ihr auf Gälisch Komplimente zu machen. In seinen blassen Augen leuchtete Bewunderung. Liebevoll saugte er an ihren Nippeln, und seine Hände streichelten sie, als ob er sie

anbeten wollte. Wider Erwarten gelang es ihm auf diese Weise, ihr Verlangen auf dem Siedepunkt zu halten.

Viel zu schnell spürte sie seinen Schaft in ihrem Innersten. Seine breite Eichel begehrte Einlass. Blitze teilten den Himmel über dem Baldachin. Das wird wehtun … das wird …

Seine Hand griff zwischen sie beide, und sein Daumen begann, sich kreisend über ihrer Klitoris zu bewegen.

»MacRieve!« Sie biss sich auf die Unterlippe und stöhnte. Bis jetzt noch keine Schmerzen. Es fühlte

sich … gut an. Sie spürte seine Erektion heiß und unnachgiebig in ihrem nassen Tunnel. Es fühlte sich richtig an.

Langsam bewegte er die Hüften, zwang seinen Penis tiefer hinein. Enge. Druck. Aber immer noch erträglich. Solange er sie nur weiter rieb. Ihre Augen schlossen sich vor Wonne. Darum lieben Frauen Sex.

»So etwas habe ich noch nie erlebt«, flüsterte sie gedankenverloren.

Als er ihn noch tiefer in sie hineintrieb, warf er den Kopf zurück und brüllte so laut, dass sie die Vibrationen in seiner Brust spürte.

Kaum hatte sie keuchend nach Luft geschnappt, da drang er noch tiefer ein. Jetzt verspürte sie Schmerz. »Nein!«

Er erstarrte. »Nein?«

»Nur nicht so … nicht so schnell.«

Er ließ ihr Zeit, sich daran zu gewöhnen, auch wenn die Anstrengung seinen ganzen Körper erzittern ließ und die Haut an Hals und Brust über den verkrampften Muskeln nass von Schweiß war. Seine Augen verrieten, wie nahe er am Rande des Wahnsinns stand, und trotzdem gelang es ihm irgendwie, seinen Schaft in ihr stillzuhalten, auch wenn seine

Klauen über den Fels zu ihren Seiten kratzten und die Schlingpflanzen zerschnitten.

Als die Blätter herabfielen, sah sie, dass Symbole in den Stein eingraviert waren. Symbole? Der Fels war länglich, flach, ungefähr hüfthoch …

Nein – nicht nur ein Felsen. Ein Altar. Blitze explodierten.

»Nein, nein!« Tränen füllten ihre Augen und liefen ihr über die Wangen. »Ich kann nicht …« Sie wehrte sich, drückte mit den Händen gegen ihn. Wir liegen auf einem Altar.

Immer noch in ihr umfasste

MacRieve ihr Gesicht. »Was auch immer du fürchtest«, sagte er mit dieser rauen, animalischen Stimme, »welche Erfahrungen du auch immer gemacht hast … das hier ist anders.«

Sie hatte keine Vorstellung davon, welche Kraft ihn diese Anstrengung kostete – sich gegen den Instinkt zu wenden, der in ihm tobte, so geduldig mit ihr zu reden, während die Bestie in ihm wütete.

»Lousha, bei uns ist es etwas anderes … komm zurück … zu mir.«

»Nein, du begreifst nicht!«

Er zog sie an seine Brust, drückte sie an sich. »Ich begehre dich schon

seit Monaten … bin von dir besessen … aber jetzt …«

»Jetzt was?«

»Jetzt hast du mir das Herz aus der Brust gerissen«, knurrte die Bestie an ihrem Ohr.

Sie schluchzte auf, als sie das hörte. »MacRieve«, flüsterte sie.

Er hatte sie in die Gegenwart zurückgeholt, aber sie lag immer noch zitternd in seinen Armen. Es zerriss ihm das Herz, wenn er gleichzeitig auch die Kiefer fest aufeinanderpressen musste, um mit dem Druck fertigzuwerden, der sich in ihm aufgebaut hatte. Er musste ignorieren, wie sich ihre weichen

Brüste an seinem Brustkorb rieben, wie fest und feucht sich ihre dunkelrosa Nippel an seiner Haut anfühlten. Ihre Scheide umklammerte ihn wie eine Faust, forderte seinen pochenden Schwanz heraus, in sie hineinzustoßen. Bei den Göttern, er konnte nicht warten, musste mit aller Kraft in seine Gefährtin hineinstoßen!

Aber ihre Angst – er konnte sie riechen.

»Reite mich.«

»Was?« Sie runzelte die Stirn, sah ihn erstaunt an, während er schon die Rundungen ihres Hinterns packte und sich auf den Rücken

legte, während er darauf achtete, in ihr zu bleiben.

Als sie sich unversehens rittlings auf ihm wiederfand, flogen ihre Hände zu seinen Schultern, ihre zarten Krallen bohrten sich tief hinein, und ihre dunklen Augen waren vor Überraschung weit aufgerissen. Aber sobald er mit einem Finger über ihre Klitoris fuhr, zog sich ihr Geschlecht um ihn herum zusammen, und sie murmelte: »Das fühlt sich so gut an.«

»Du musst mich jetzt … reiten.«

Nach kurzem Zögern nickte sie unsicher. »Zeigst du mir, wie?«

Er umfasste ihre Hüften, um sie zu führen, bog ihren Körper sanft so weit nach vorne, bis ihre Brüste direkt über seinem hungrigen Mund tanzten. Dann führte er sie wieder nach unten. Vor und zurück …

Als sie selbstständig weitermachte, wusste er, dass sie sein war. Es wird geschehen. Endlich werde ich meine Gefährtin mit meinem Zeichen versehen. Meine Lousha.

Jedes Mal, wenn sie sich vorbeugte, streifte einer ihrer Nippel seine erwartungsvolle Zunge. Die Angst in ihr verschwand. Ihre Augen wurden silbrig und

wollüstig, als sie ihn ritt, um ihre Lust zu mehren.

Blitze schlugen ein, während das lange Haar ihr um Gesicht und Brüste wehte. Der Regen befeuchtete ihre Haut, und sie keuchte.

So wunderschön. Mein. Und er brauchte mehr. »Härter!«, stieß er hervor. Muss ihren Hals zeichnen … sie für alle Zeit zu der Meinen machen. »Reite mich härter!«

Jetzt lehnte sie sich zurück, die Hände hinter sich auf seinen Schenkeln abgestützt, und ihr Haar strich über seine Beine. Mit gen Himmel ragenden Brüsten ließ sie

ihre Hüften wild über seinem Schwanz kreisen.

»Lousha! Ich kann nicht mehr.« Während sie fortfuhr, ihre Hüften an seinem Schoß zu reiben, erhob er sich, um ihren Blick aufzufangen.

Die Augen halb geschlossen, fragte sie ihn mit sinnlicher, schnurrender Stimme: »Wirst du mich jetzt mit deinem Zeichen versehen?«

»Darauf kannst du dich verlassen«, knurrte er. »Genau dann, wenn du auf mir kommst.« Er packte ihren Arsch mit beiden Händen und zog sie fest auf seinen Schwanz herunter, während er gleichzeitig

die Hüften nach oben stieß.

»Oh ihr Götter! MacRieve!« Ihre tanzenden Brüste stießen gegen ihn. »Du machst mich …«

War sie etwa schon so weit? Er biss die Zähne zusammen, um seine Saat noch zurückzuhalten, und stieß noch einmal nach oben, fester. Feine Risse zogen sich über den Stein unter ihm.

»Ich bin … ich bin …«

Die Augen fest auf ihren Hals gerichtet, beugte er sich vor, leckte sie, lullte sie ein … Und als er das nächste Mal in ihre nasse Hitze hinaufstieß, vergrub er seine Zähne in ihrem Fleisch.

Er machte sie zu der Seinen … versah sie mit seinem Zeichen … Er verdrehte die Augen, während sie schrie: »Ich komme!«

Er musste es selber fühlen! Gegen ihr Fleisch gedrückt, stieß er ein Knurren aus und ließ sie über seinem Schwanz auf und ab tanzen. Fester … fester. Während der Stein bröckelte, schrie sie vor Lust auf, und ihre Scheide zog sich um ihn zusammen, melkte ihn voller Verlangen.

Er tat es ihr gleich und ejakulierte in ihr, während er einen gebrochenen Schrei gegen ihre Haut ausstieß und blindlings weiter

in sie hineinpumpte, als sich sein Samen Welle um Welle in sie ergoss.

Sie sackte auf ihm zusammen. »Es ist so heiß …«, keuchte sie.

Erzittern. Sie lagen sich mit donnernden Herzen in den Armen.

Widerwillig löste er seinen Biss, blieb aber in ihr, weiterhin steif und verlangend. Immer noch verspürte er das Bedürfnis, in sie zu stoßen. Also zog er sie mit sich zu Boden.

Kurz bevor er sie auf Händen und Füßen nahm, sah sie mit wildem Blick auf den Fels zurück, den sie zerbrochen hatten.

Er umfasste ihre Hüfte, eine

Strähne ihres langen Haars in der Faust, und bohrte sich in sie hinein, brüllte vor Lust, während sie seinen Namen stöhnte.

Dann ergaben sie sich beide der Bestie in ihm.

40

Was hab ich getan?

Als Lucia erwachte, riss sie die Augen auf, als die Erkenntnis sie traf. Sie lag in MacRieves Armen, ihren Rücken an seine Brust geschmiegt, beide waren sie nackt.

Oh ihr Götter, er war immer noch in ihr.

In diesem Moment regte er sich und stieß einen selbstzufriedenen Seufzer aus, ein Laut, der so ganz und gar maskulin war, dass er auf ihrer Seele kratzte wie Fingernägel auf einer Tafel.

Der Job ist erledigt, die Eroberung

vollzogen. Ich kam, ich sah, ich eroberte sie.

Sein Zeichen auf ihrem Hals brannte.

Als er erneut begann, steif zu werden, unterdrückte sie einen Aufschrei und befreite sich aus seiner Umarmung, entwirrte ihrer beider Körper. Das kann ich nicht. Mir tut alles weh.

Ohne ein Wort erhob sie sich und durchsuchte, etwas unsicher auf den Beinen, die Kleidungsstücke, die sie getragen hatte. Sie waren alle ruiniert, nachdem er sie ihr vom Körper gerissen hatte.

Sobald sie ihren Rucksack entdeckt

hatte, suchte sie nach Unterwäsche, Shorts und einem T-Shirt. Während sie sich rasch ankleidete, ging ihr der Laut nicht aus dem Kopf, den er ausgestoßen hatte. Die Eroberung. Er hatte von ihr alles bekommen, was er gewollt hatte. Von ihr.

Ich habe nichts von dem bekommen, was ich wollte. Sie ertrug es nicht, dort zu bleiben, musste fort von ihm, fort von dem Bogen, der jahrhundertelang ein Teil von ihr gewesen war.

Sie war nicht länger Bogenschützin. Fühle ich mich anders? Benommen? Wahnsinnig?

Es fühlt sich einfach nur … falsch

an.

»Lousha?« MacRieve sprang auf, schnappte sich seine Jeans und fuhr mit beiden Beinen hinein.

Nachdem sie den Rucksack geschultert hatte, machte sie sich stolpernd in Richtung des Steindamms auf. Die Statuen entlang des gepflasterten Weges schienen strafend auf sie hinabzustarren.

MacRieve rannte hinter ihr her, hielt ihr den Bogen vors Gesicht. »Du hast deinen Köcher und den hier vergessen, mein Mädchen.«

Sie sah ihn nicht an. Weder den Bogen noch MacRieve. Sie konnte

es einfach nicht. Er hatte ihr das angetan, ihre Fähigkeit ruiniert. Jetzt, ohne die Möglichkeit, Cruach endgültig zu vernichten, würde man von Lucia erwarten, sich selbst zu opfern, das Ungeheuer zu besänftigen.

In jene ekelerregende Höhle zurückkehren? Ohne einen Pfeil auf sein Herz richten zu können? Die Vorstellung raubte Lucia den Atem. Das kann ich nicht! Selbst jetzt nicht, wo ich nichts anderes mehr anzubieten habe.

Ihr Hals brannte, der sengende Schmerz eine ständige Erinnerung an ihre Sünden. Kriege keine Luft

mehr …

»Äh, dann werde ich den Bogen eben für dich tragen.« Er schlang ihn sich über die Schulter. »Liebes, rede mit mir. Hab ich dir wehgetan?« Er verzog das Gesicht, wütend über sich selbst. »Aber natürlich hab ich das. Wie schlimm ist es?«

Sie antwortete nicht.

»Wohin gehst du?«

»Nach Hause.«

Er lief ein paar Schritte vor. »Was ist denn mit dem Dieumort?« Er wandte sich um und ging rückwärts weiter, um sie ansehen zu können. »Die Rettung der Welt und all das?

Wir stehen so kurz davor.«

Nie waren sie ihrem Ziel ferner gewesen! »Nïx hat mich wegen eines Pfeils hergeschickt. Weil ich eine Bogenschützin bin … war.« Sie schluckte. »Aber das ist jetzt Vergangenheit.« Jetzt war Lucia nicht einmal mehr in der Lage, Cruach mit einem von Skadis Pfeilen davon abzuhalten, sich zu erheben. »Also habe ich einen anderen Job zu erledigen.« Und ich werde dich dafür hassen. »Jetzt trennen sich unsere Wege, MacRieve. Du gehst und holst den Dieumort.« Vielleicht war das ja der Grund, weshalb Nïx ihn

hierhergeschickt hatte. Vielleicht war er es, der eine Mission zu erledigen hatte.

»Lousha, es ist noch nicht vorbei.«

»Du hast ja keine Ahnung, welche Konsequenzen sich aus letzter Nacht ergeben. Keine Ahnung, was jetzt von mir erwartet wird!«

»Nein, weil du es mir ja ums Verrecken nicht erzählen willst!« Er legte die Hände um ihre Oberarme. »Sprich mit mir!«

Sie überließ sich vollkommen ihrer Wut, ihrem Wunsch, jemandem die Schuld zuzuschieben. Beides war weitaus besser als diese elende Angst.

»Lousha, aber natürlich wird das Armband funktionieren.« Sie imitierte MacRieves Akzent und tiefe Stimme. »Darum hab ich es mir doch von den verdammten Hexen geholt. Ich würde dir niemals wehtun!« Sie riss sich von ihm los und schrie ihn an: »Du hättest mir niemals folgen dürfen! Du hättest mich meine Aufgabe erledigen lassen sollen.«

Sie will mich nicht einmal mehr ansehen.

Vielleicht war das eine Frau, die ihre Karriere lieber nicht zugunsten ihres Mannes aufgeben sollte? In ihren Augen war nichts als …

Bitterkeit? Als wäre ein Teil von ihr gestorben.

Und er hatte dazu beigetragen, diesen Teil zu töten.

Sie war keine Skadiane mehr. In der letzten Nacht war ein tausend Jahre altes Gelübde gebrochen worden, und wie sie ihm in aller Deutlichkeit gesagt hatte, war sie dafür noch nicht bereit gewesen. Sie hatte ihn gewarnt, dass sie ihn für alle Zeit hassen würde, sollte er sie dazu zwingen, sich gegen ihre Überzeugungen zu stellen.

Als er erneut nach ihr griff, wich sie ihm aus. »Gleich am Anfang habe ich dich um ein einziges Jahr

gebeten, aber du hast meine Wünsche ignoriert, sie einfach so vom Tisch gefegt.«

»Ich weiß, dass ich Mist gebaut habe.« Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Die Götter wissen, dass alles meine Schuld ist. Aber wäre es denn so grauenhaft, mit mir zusammen zu sein? Du hast doch gesehen, was wir haben könn…«

»Du hast mir geschworen, dass du mich niemals verletzen würdest, aber du hast es getan! Für immer. Ich hoffe nur, die letzte Nacht war's wert!«

Seine Augen weiteten sich. Für

immer? »Was hab ich getan?«

»Meine Schießkünste, meine Fähigkeit, hingen von dem Gelübde ab, das ich abgelegt hatte, du Idiot. Jetzt bin ich nichts mehr!«

»Wovon sprichst du denn nur?«

»Ich kann nicht mehr schießen!«, schrie sie. »Mein Talent ist weg – für immer. Mir wurde diese Kraft nur so lange geschenkt, wie ich meine Beine geschlossen hielt. Und jetzt werde ich deinetwegen nie wieder schießen. Es ist vorbei.«

Jetzt regte sich auch in ihm der Zorn, als er die Wahrheit erkannte. »Ich wusste doch, dass es um mehr als nur deine ›Religion‹ ging!«

Endlich war er imstande, das Puzzle zusammenzusetzen. Als ein Mann – ein Mann, der schon sehr bald tot sein würde – sie verletzt hatte, hatte sie bei Skadi Zuflucht gesucht. Im Austausch für Lucias Gelübde hatte die Göttin ihr die Fähigkeit verliehen, besser zu schießen als jeder andere.

Es war nicht Übung, die Lucia so gut gemacht hatte. Ein Pakt mit dem Teufel …

Er kniff die Augen zusammen. »Es ging überhaupt nicht um deine verdammten Überzeugungen, es ging die ganze Zeit nur um dein Ego, darum, die Bogenschützin zu

sein, die Beste auf der ganzen Welt.«

»Ach ja? Ich habe beinahe mein ganzes Leben meiner Aufgabe gewidmet, bis du auf der Bildfläche aufgetaucht bist. Und schon geht mir eine Apokalypse am Arsch vorbei, und ich ergebe mich einfach so meinen niedrigsten Instinkten. Vorher habe ich ein höheres Ziel angestrebt, ich war selbstlos. Deinetwegen habe ich jetzt die selbstsüchtigste Tat seit eintausend Jahren begangen.«

»Du hättest mir sagen sollen, was auf dem Spiel stand!« Er wusste nicht, wann er das letzte Mal eine

solche Wut verspürt hatte.

»Wann hätte ich das denn tun sollen? Vielleicht als du von all den Frauen geschwafelt hast, die ihre Karriere ihren Männern opfern? Ich wusste, dass du genauso reagieren würdest, wie du es jetzt tust: unfähig zu begreifen, warum mir mein Bogen wichtiger ist als Sex mit dir.«

»Warum hast du es mir nicht erzählt? Warum hast du mich angelogen?«

»Ach, als ob die Wahrheit irgendeinen Unterschied gemacht hätte! Als ob letzte Nacht nicht passiert wäre, wenn ich dir gleich

reinen Wein eingeschenkt hätte. Sobald du den Fuß auf dieses Schiff gesetzt hattest, war die Sache besiegelt. Es gab nichts mehr, was ich hätte tun können. Du bist an alldem schuld! Ich hatte dich um mehr Zeit gebeten, aber du wolltest sie mir ja nicht geben.«

Das stimmte. Sie hatte vollkommen recht. Aber wenn sie ihm einfach nur gesagt hätte, warum sie keinen Sex haben konnte … Garreth atmete tief aus. Er hätte trotzdem dasselbe getan, hätte trotzdem auf die Kraft des Armbands vertraut.

»Du hast mich zu letzter Nacht

gezwungen!«

»Verdammte Scheiße, jetzt hör aber auf! Du hast mich geküsst.«

»Weil es in einer unmöglichen Situation die beste Option war.«

»Jetzt vergiss aber bloß nicht, dass du die ganze Nacht meinen Namen geschrien hast, Walküre! Erzähl mir ja nicht, du hättest mich nicht gewollt.«

»Hab ich ja auch. In dem Moment. Das heißt noch lange nicht, dass mir mein Tun jetzt nicht leidtun könnte. Es heißt noch lange nicht, dass ich das jetzt nicht alles furchtbar bereue«, fuhr sie ihn an. In ihrer Stimme lag pure

Feindseligkeit.

Die beste Nacht meines Lebens, und sie nimmt alles zurück. Als er aufgewacht war, hatte er sich so erleichtert gefühlt, hatte geglaubt, sie wäre endlich die Seine. Was für ein dämlicher Narr du doch bist …

Während des letzten Jahres hatte er in jeder Sekunde an sie gedacht, von dem Augenblick an, in dem er erwacht war, bis zu der Sekunde, in der er in den Schlaf gesunken war. Und selbst dann war er nicht frei gewesen. Jede Nacht hatte er von ihr geträumt, hatte von dem Leben geträumt, das sie zusammen führen würden: Gemeinsam würden sie die

ganze Welt bereisen, zusammen auf die Jagd gehen, irgendwann einen ganzen Haufen Kinder aufziehen.

»So, du bereust es also?«

Was er für die Krönung – und eine Offenbarung – gehalten hatte, war für sie ein Fehler.

Die Erkenntnis traf ihn mit voller Wucht: Wenn es ihm nicht gelungen war, sie mit dieser gemeinsamen Nacht für sich zu gewinnen – der unglaublichsten seines ganzen Lebens –, dann würde es ihm nie gelingen. Er würde die nächsten neunhundert Jahre damit verbringen, hinter ihr herzujagen.

»Du hast ja keine Ahnung, was ich verloren habe, MacRieve. Zum ersten Mal habe ich keinerlei Möglichkeit, mich zu beschützen, mich zu wehren …«

»Ich werde dich beschützen.«

Sie ballte die Fäuste, und ein Blitz schlug ein. »Ich wusste, dass du das sagen würdest!«, schrie sie. »Ich wusste, dass du einfach nicht kapierst, warum das für mich wie ein Dolchstoß mitten in die Brust ist.«

Wieder wallte Zorn in ihm auf. »Du wusstest, dass ich sagen würde, dass ich dich beschützen würde? Und das verärgert dich? Hätte ich

vielleicht sagen sollen, dass du dann wohl leider Pech gehabt hast und auf dich allein gestellt bist, aber vielen Dank für den heißen Fick?!«

Sie kniff die Augen zusammen und blickte ihn angewidert an.

So hat sie mich noch nie angesehen.

Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Bei den Göttern, du treibst mich noch in den Wahnsinn! Wenn du deine Schießkünste verloren hast, werden wir uns eben etwas einfallen lassen. Wenn nötig werden wir die ganze Erde absuchen, um sie

wiederzuerlangen. Aber wir werden es gemeinsam tun.«

»Wir haben aber keine Zeit, um uns etwas einfallen zu lassen. Jetzt hab ich keine Möglichkeit mehr, die Apokalypse aufzuhalten.« Sie wandte sich zum Gehen.

»Nein, Lousha, dreh mir nicht den Rücken zu.« Er trat ihr erneut entgegen. »Ich werde dir nicht folgen!«

Als sie um ihn herumgehen wollte, versperrte er ihr den Weg.

»Lass mich vorbei!«, zischte sie ihn durch zusammengebissene Zähne an.

Er kreuzte die Arme vor der Brust.

»Nein, Walküre, ich denke, du bleibst genau da stehen …«

Eine schallende Ohrfeige traf seine Wange.

»Verdammt noch mal, Frau! Dann mach doch, was du willst! Möchtest du lieber darüber jammern, was du verloren hast, als die Chance zu ergreifen, das Leben zu führen, das wir zusammen haben könnten? Dann zur Hölle mit dir! Ich bin dir durch die ganze Welt gefolgt, habe dich beschützt, habe dir alles geopfert, was ich bin. Aber das ist vorbei. Ich bin am Ende.« Er schleuderte ihr Köcher und Bogen vor die Füße. »Jetzt kannst du dir

mal zur Abwechslung meinen Rücken anschauen, während ich dich zurücklasse.«

Mit wütenden Schritten stapfte er davon. Und sie sagte kein Wort. Er hatte ja nicht erwartet, dass sie ihn anbetteln würde zurückzukommen, aber er hatte gehofft …

Fünf Minuten vergingen. Dann zehn. Sie lief ihm immer noch nicht hinterher. Sie würde es tatsächlich so enden lassen. Einfach so.

Außer sich vor Wut und vor sich hin fluchend zerfetzte Garreth die umstehenden Bäume mit seinen Klauen.

Ich werde sie einfach hier im

Dschungel sitzen lassen. Mit der bin ich fertig!

Er würde nach Kinevane zurückkehren, Zeit mit seinem Bruder und seiner Schwägerin verbringen. Oder er könnte zu seinem Clan zurückgehen, seine Clansbrüder zum ersten Mal nach einem ganzen Jahr wiedersehen, endlich mal wieder Rugby spielen und dann so viele Nymphen vögeln, wie er wollte.

Er erreichte den Felsenhaufen an der Dammwand und begann zu klettern. In seinem Kopf ging es während des Aufstiegs drunter und drüber.

Wie leicht es doch sein könnte, wenn sich seine Gefühle für sie in Hass verwandeln würden, wie ihre es offensichtlich getan hatten. Hass wäre sicher weniger schmerzlich als diese Besessenheit. Diese quälende Abwesenheit nicht mehr jede einzelne Minute des Tages fühlen zu müssen …

Doch dann runzelte er plötzlich die Stirn. Lucia verhielt sich zwar so, als ob sie ihn jetzt verachtete, aber zuvor hatte sie ihm wieder und wieder bewiesen, dass sie etwas für ihn empfand. Er erinnerte sich an ihre Sorge bei seinen Vorbereitungen, zur Barão

hinüberzuschwimmen, oder als sie kurz davorgestanden hatte, ihm ins Wasser hinterherzuspringen. Und dann ihre eigenen Worte: »… je mehr ich dich mag, umso weniger will ich dir meine Geheimnisse verraten.«

Als er oben auf dem Steindamm angekommen war, blickte er unwillkürlich zurück. In weiter Ferne sah er Lucia, die auf den Knien lag und weinte. Er atmete tief aus und rieb sich die schmerzende Brust. Er konnte sie noch nie gut weinen sehen.

Verdammt soll sie sein! Wie es schien, hatte er sein Maul reichlich

weit aufgerissen, als er behauptet hatte, er sei mit ihr fertig. Denn die Wahrheit war …

»Sie ist mein Mädchen«, murmelte er.

Egal, was passiert, ich könnte sie nie verlassen.

Schweren Herzens und voller Bedauern machte er sich auf den Rückweg zu ihr. Die Bewegung im Gebüsch sah er erst viel zu spät.

41

Lucia befand sich nach wie vor in einem Schockzustand. Sie konnte einfach nicht aufhören zu zittern und starrte ihren Bogen an, als wäre er ein abgetrennter Arm, der nie wieder anwachsen würde.

Kummer überschwemmte sie, Verzweiflung zerrte an ihr. Ich bin nichts. Ich habe der Welt nichts zu bieten. Nichts, was mich von anderen abheben würde. Bis vor Kurzem hatte sich Lucia davor gefürchtet, dass aus der Bogenschützin einfach nur die Gefährtin des Lykae werden würde.

Jetzt war sie noch nicht einmal mehr das.

Nachdem MacRieve sie verlassen hatte, war sie zu Boden gesunken und hatte den Kopf in die Hände gelegt, um zu weinen. Vor zwölf Monaten hatte sie vorhergesehen, dass er ihr Ruin sein würde. Sie hatte recht behalten.

Will er mich wirklich verlassen? Ja, es war ihm ernst. Gerade erst hatten sie unglaublichen, atemberaubenden Sex gehabt, und dann war sie einfach mit ihren wilden Anschuldigungen über ihn hergefallen.

Aber sie war auch noch nie so

wütend gewesen, hatte sich noch nie so benutzt gefühlt. Seinetwegen war sie nun für alle Zeit eine andere, was man von ihm allerdings nicht behaupten konnte. Er hatte sie zu der Seinen gemacht, hatte zumindest dieses primitive Verlangen erfüllt, das einen Lykae antrieb. Nun konnte er sich auch mit anderen zufriedengeben. Und nachdem sein Bruder erneut auf dem Thron saß, würde er einfach sein Leben als Dunkler Prinz wiederaufnehmen, als Frauenheld und Raufbold.

Lucia hingegen war es nicht möglich, in ihr Leben vor MacRieve

zurückzukehren.

Und jetzt habe ich ihn auch noch verloren. Er hatte sie gewarnt, dass sie eines Tages zu weit gehen würde. Das war heute geschehen. Die vernünftige, rationale Lucia begann, noch heftiger zu schluchzen.

Was war schlimmer? Zu wissen, dass sie ihn verloren hatte? Oder dass sie ihn womöglich mehr vermissen würde als ihre Schießkünste …?

Mit einem Mal zuckten ihre Ohren. Sie hatte einen kurzen Schrei gehört und hob ihren Kopf mit einem Ruck. Es hatte wie MacRieve

geklungen – als ob er abgewürgt worden wäre.

Lucia sprang auf die Füße, wischte sich mit dem Arm übers Gesicht und blickte sich aufmerksam um. Vereinzelte Sonnenstrahlen drangen durch den Baldachin über ihr, sodass das Grab und die erhabenen Statuen seltsame Schatten warfen.

Sie sah auf, spähte weit in die Ferne und sah eine Bewegung. Ja, dort oben auf dem Damm, vielleicht eine Meile entfernt.

Moment mal … Zuerst traute Lucia ihren Augen nicht. Durch die Tränen hindurch sah sie alles nur verschwommen, und die Entfernung

war doch ziemlich groß … Aber ihr Verstand begriff ganz allmählich, dass die größte Schlange, die sie je gesehen hatte, ihren muskulösen grünen Körper um MacRieve geschlungen hatte, sein Gesicht nur wenige Zentimeter von dem Kopf des Untiers entfernt.

Ihr fleischiger Körper war von schwarzen Punkten übersät, und über ihrer Nase erhob sich eine Art Knochenkamm, der sich an ihren schlitzförmigen Augen vorbei über ihren Kopf zog.

Anakonda.

Panik erfasste sie. MacRieve war einem dieser Dinger ausgeliefert. Es

hatte die Arme des Lykae zu beiden Seiten seines Körpers fest umschlungen und quetschte das Leben aus ihm heraus. Jedes Mal wenn er ausatmete …

Lucia würde es unter keinen Umständen schaffen, den Felsenhaufen und den Damm so schnell zu erklimmen, dass sie rechtzeitig bei ihm war. Jedenfalls nicht, ehe die Anakonda begann … zu fressen.

Ohne nachzudenken, packte sie Bogen und Köcher. Sie legte zwei Pfeile auf, zielte – eine Meile weit weg, dazu eine leichte Brise, die mir entgegenweht, ich muss ihre

Augen durchbohren, sonst werde ich bei einem derart gewaltigen Geschöpf keinen großen Schaden anrichten.

Wenn sie danebenschoss, könnte sie MacRieve treffen, ihn außer Gefecht setzen und damit jede Chance auf Gegenwehr zunichtemachen, die er vielleicht noch haben mochte.

Sie schluckte, spannte die Sehne und versuchte, ihren Herzschlag zu beruhigen. Konzentrier dich … Aber das ist MacRieve! Sie blinzelte die Tränen weg.

Ich liebe ihn so sehr.

Sein Kopf fiel nach vorn. Bei den

Göttern, er hatte das Bewusstsein verloren. Lass die Sehne los, lass sie los!

Als die Schlange ihre Kiefer aufriss, um ihre Beute in einem Stück zu verschlingen, entspannten sich ihre Finger, und die Bogensehne sang. Sie atmete tief aus, schwankte vor lauter Angst.

Die Schlange bäumte sich auf, aus jeder Augenhöhle ragte ein Pfeil. Dann stürzte der Kopf schwer zu Boden.

Lucia hatte … ins Schwarze getroffen.

Ungläubigkeit. Doch es blieb keine Zeit, sich ihrem Schock zu ergeben.

Mit einem Schrei rannte sie los, sprintete über das ansteigende Gelände hinauf zu MacRieve. Während sie lief, wiederholte sie innerlich immer nur: Wie, wie, wie? Wie hab ich das gemacht?

Als sie ihn erreichte, sah sie sofort, dass das tote Tier ihn immer noch fest im Griff hatte. Ihr Herz raste vor Angst um den Lykae. Sie ließ sogleich den Bogen fallen und versuchte, die Schlange von ihm wegzuziehen, aber sie war nicht imstande, sie zu bewegen. Ein Traktoranhänger zusammen mit Regin waren eine Sache, aber das Gewicht einer toten Riesenschlange

ganz allein zu bewegen, war eine völlig andere.

»MacRieve, wach auf!«, schrie sie. Nichts. Sie schüttelte ihren Rucksack ab, rannte zu einem jungen Baum und trat dagegen, sodass er umfiel. Dann kehrte sie zu der Schlange zurück und rammte den Stamm in den spiralförmig gewundenen Körper, um ihn als Hebel einzusetzen.

Sie hängte sich mit ihrem ganzen Körpergewicht an den Baum. Vor Anstrengung biss sie die Zähne zusammen. Wieder und wieder setzte sie neu an und stemmte. Endlich gelang es ihr, die letzte

Körperschleife mit einem dumpfen Aufschlag von ihm herunterzuhebeln.

Nachdem sie MacRieve ein ganzes Stück von dem Ungeheuer weggezogen hatte, sank sie neben ihm zu Boden und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Er war bewusstlos, sein Atem rasselte, und bei jedem Ausatmen sprühte ein feiner blutiger Nebel aus seinem Mund.

»Bitte, wach doch auf!« Sein ganzer Oberkörper war mit Blutergüssen übersät. Innere Verletzungen. Sie hob ein Augenlid an. Sämtliche Adern in seinem Inneren schienen geplatzt zu sein,

denn der Augapfel war so rot wie der eines Vampirs.

Aber ihr Schotte war unsterblich. Er würde dies überleben, er musste sich nur regenerieren. Behutsam legte sie seinen Kopf ab und machte ein Kissen aus Blättern für ihn.

Sobald er es bequem hatte, entzündete sie ein Feuer, um andere Tiere fernzuhalten, und sah sich argwöhnisch um. Sie war extrem nervös. Ja, sie hatte ihren Bogen, um sie beide zu beschützen, aber durfte sie wirklich auf ihre Fähigkeiten vertrauen? Vielleicht nahmen sie ja nach und nach ab?

»Ich muss es wissen«, murmelte sie und holte das Satellitentelefon aus ihrem Rucksack. Überrascht, dass es immer noch funktionierte, wählte sie Nïx' Nummer.

Die Hellseherin meldete sich umgehend. »Lucia! Wie ist dein Urlaub?«

»Ereignisreich. Nïx, du weißt doch noch, dass du mir gesagt hast, ich müsse mich zurückhalten? Also, das … hab ich nicht. MacRieve und ich …«

»Du hast ihn mit deinem Zeichen versehen? Du hast seine Zähne mit deinem Hals markiert?«

»Äh, ja. Aber die Sache ist, ich

kann immer noch schießen.«

»Selbstverständlich kannst du das«, sagte Nïx. »Willst du unbedingt ein Kompliment hören? Fein.« Sie fuhr fort, so als ob sie ein besonders langweiliges Gedicht aufsagen müsste: »Lucia die Bogenschützin, du bist die Beste. Deine Geschicklichkeit ist unübertroffen, es gibt auf der Welt keine …«

»Nïx! Ich hatte Sex! Skadi hat geschworen, sie würde mir meine Fähigkeiten nehmen, wenn das geschieht.«

Nïx gab einen verächtlichen Laut von sich. »Ach, das! Deine

Fähigkeiten hat sie dir doch vor Wochen schon entzogen.«

»Wovon redest du da bitte?«

»Hab ich dir das nicht erzählt? Ja, also, wie es aussieht, war Skadi von der Idee, dich auf eine Mission zu schicken, um einen Gottestöter zu finden, ganz und gar nicht begeistert.«

»Du meinst, ich hatte … ich hatte die ganze Zeit über schon keine Fähigkeiten mehr?«

»Keine mystischen Fähigkeiten.«

»Das kann aber nicht stimmen. In den letzten beiden Wochen hatte ich ein paar unglaubliche Schüsse. Ich kann immer noch so gut

schießen wie eh und je.«

»Aber natürlich.« Nïx klang verwirrt. »Du übst ja auch schon ein ganzes Jahrtausend lang.«

»Aber allein durch Übung wird man doch nicht einzigartig! Sieh dir nur an, wie hart Tera die Feyde trainiert, und ich bin trotzdem immer noch besser als sie!«

»Vielleicht hast du dein Talent ja geerbt? Wer weiß, deine Mama könnte zum Beispiel Robina Hood gewesen sein, du süßes, kleines Dusselchen.«

»Robina Hood?«

»Oder aber es liegt daran – hey, das ist doch eine Idee! –, dass

deine anderen beiden Eltern Götter sind. Hallo?! Du bist eine Walküre, die Tochter von Freya und Odin. Soweit ich weiß, sind wir einfach in allem gut!«

»Dann gehört diese Fähigkeit ganz allein mir?«

»Zu Beginn nicht, aber jetzt schon. Der Schmerz, den Skadi dir zum ›Geschenk‹ machte, war im Grunde genommen ein Lehrer, der dir all ihre Tricks beibrachte.«

Genauso, wie alle immer gedacht hatten. »Ich kann das einfach nicht glauben. Bist du sicher?«

»Skadi hat dich nicht gelehrt, Spuren zu lesen, oder dir auch diese

Fähigkeit geschenkt, und trotzdem bist du darin eine Expertin.«

Das bin ich. Ich habe es mir angeeignet. »Und Skadi hätte mir nicht vielleicht sagen können, dass das passieren würde?« Lucia fühlte sich, als ob sie eine kräftige Ohrfeige eingesteckt hätte.

»Oh, aber sie wusste doch nicht, dass du so eine fähige Schülerin sein würdest. Sie hatte keine Ahnung, dass du ihr irgendwann das Wasser reichen könntest.«

»Keine Ahnung?« Ja, eine Ohrfeige – und zwar von der Göttin der Jagd persönlich. »Dann ging sie davon aus, ich würde auf diese Mission

ausziehen, ohne mich effektiv verteidigen zu können?«

»Was für eine Schlampe!«, stimmte Nïx ihr zu. »Sie ist eine der Göttinnen, die die Meinung vertreten, du solltest dich opfern und Cruach besänftigen, statt nach dem Dieumort zu suchen.«

Cruach besänftigen. Trotz der Tatsache, dass Skadi mit eigenen Augen gesehen hatte, was er Lucia angetan hatte! »Ich werde sie umbringen.«

»Jetzt hör mir mal gut zu, Lucia, du kannst nicht einfach jeden Gott umbringen, der dich verärgert. Es sei denn natürlich, du findest noch

ein paar Dieumorts!«, rief Nïx. »Bedauerlicherweise kann man jeden nämlich nur einmal einsetzen, dann verlischt seine Macht.«

»Skadi musste doch wissen, dass ich diese Waffe niemals missbrauchen würde. Ich würde niemals jemand anders damit töten als Cruach.«

»Ja, aber um den Dieumort zu finden, musst du ein Grab öffnen, und in diesem Grab befindet sich etwas ungeheuer Böses.«

Genau das hatte Damiãno auch gesagt. »Ich glaube, das Grab habe ich schon gefunden.«

»Darin befindet sich ein Wesen,

das so mächtig ist, dass seine Freilassung die Welt für immer verändern würde. Selbst die Götter fürchten sein Erwachen.«

»Was für ein böses Wesen ist das?«

»Der Vergoldete«, hauchte Nïx.

El Dorado. »Kann ich an den Dieumort kommen, ohne das Böse aufzuwecken?«

»Auf der Tür zum Grab findest du die Hausordnung. Wenn du die Regeln brichst, musst du die Party leider verlassen.«

»Verdammt noch mal, was meinst du denn damit? Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, mir

Informationen vorzu… Warte mal! Hättest du mir das alles nicht schon früher erzählen können, Nïx?!« Ihr Ärger wuchs ins Unermessliche. »Du hast mir also geraten, mich zurückzuhalten, ohne dass es dafür einen Grund gab?«

»Ich hatte es leider völlig vergessen, bis ich unter Annikas Bett ein Post-it mit einer Notiz an mich selbst fand.«

»Was hast du denn unter ihrem …? Ist auch egal, ich will’s gar nicht wissen.« Ihre Wut auf Nïx ließ allmählich nach, als Lucia langsam begriff, was das alles zu bedeuten hatte.

Lucia war keine Skadiane mehr, nicht länger eine Sklavin, die jeder Laune der Göttin folgen musste. Kein Zölibat mehr. Sie war nicht länger ein Opfer. Ich habe zusammen mit meinem Geliebten einen Altar zerbrochen. Wie passend, wie ungeheuer belebend.

Wir haben dieses Miststück besiegt!

Lucia schluckte, als ihr mit einem Schlag etwas klar wurde. Sie könnte sogar … Kinder bekommen.

Sie lächelte auf MacRieve hinab, aber das Lächeln verflog sehr schnell wieder. Er würde sie verlassen! Er hatte sich

entschieden.

Irgendwann einmal, Lucia …

Als Garreth hustend erwachte, war Lucia an seiner Seite. Ihre Augen waren rot und verquollen vom Weinen, und sie schauten auf ihn herab.

»Schönes Nickerchen gemacht?«, fragte sie.

»Was ist … was ist passiert?« Ihm tat so ziemlich alles weh, sein Kopf und seine Wunden pochten wie wild.

»Die kleine Schlange hatte Lust auf einen Snack.«

»Du hast sie getötet?« Als sie nickte, runzelte er die Stirn. Mit

jeder Sekunde kehrte sein Zorn auf sie zurück. »Du hast mir doch gesagt, du könntest nicht mehr schießen?«

»Das habe ich auch geglaubt, aber offensichtlich habe ich mich geirrt.«

»Aye, offensichtlich. Du musst von da unten aus geschossen haben.« Er versuchte, sich zu erheben, bekam einen Hustenanfall und zuckte zusammen, als heftiger Schmerz jeden Zentimeter seines Körpers durchfuhr. Jede einzelne seiner gottverfluchten Rippen schien angeknackst zu sein.

»Tut es sehr weh?«, fragte sie.

»Was denkst du denn?«

Ihre Augen wurden schmal. »Ich denke, das wird dich lehren, was passiert, wenn du mich verlässt.«

»Ich wollte gerade zu dir zurück.«

»Zu mir zurück?«, fragte sie mit undurchdringlicher Miene. Ehe er antworten konnte, fügte sie hinzu: »Vermutlich, um mich davon zu überzeugen, die Mission fortzusetzen.«

»Ich wollte deinetwegen zurück! Auch wenn du mich nicht verdient hast, du störrische Walküre!«

Sie leugnete es nicht. »Warum? Ich dachte, du wärst fertig mit mir.«

»Ich werde niemals mit dir fertig sein!«, fuhr er sie an, um gleich

darauf zusammenzufahren, als sich seine Rippen protestierend bemerkbar machten. »Du bist meine Frau, Lousha, und verdammt noch mal, ich werde niemals eine andere wollen!«

Als sie das hörte, beugte sie sich hinab und drückte ihm einen zärtlichen Kuss auf die Stirn. »Gut.«

»Was?« War das etwa ein Olivenzweig – von ihr? Gerade als er zu der Überzeugung gekommen war, dass sie ihn unmöglich noch mehr in Verwirrung stürzen könnte, beförderte sie sie beide auf vollkommen unvertrautes Territorium. »Ich dachte, du hasst

mich.«

»Ich hasste die Konsequenzen unseres Tuns. Oder zumindest das, was ich dafür hielt. Und meine ganze Wut und meine Angst hab ich an dir ausgelassen. Das tut mir sehr leid.«

»Ach, was soll's, mein Mädchen.« Niemals hätte er gedacht, dass sich eine Entschuldigung von ihr so süß wie ihr Lachen anhören würde. »Und wenn's auch nichts mehr ändert: Mir tut's jedenfalls leid, dass ich das Armband verloren habe. Das hab ich echt vermasselt.«

Sie strich ihm das Haar aus der

Stirn. »Ab sofort wird alles anders, MacRieve. Mit mir. Wenn du noch willst. Und natürlich vorausgesetzt, wir retten die Welt.«

Er merkte, dass schon jetzt alles anders war. Garreth hatte sie zu der Seinen gemacht, und sie konnte immer noch schießen. Außerdem wirkte sie so gelassen, wie er sie noch nie erlebt hatte. »Was ist denn mit dir passiert, während ich weggetreten war?«

»Ich bin nicht mehr an Skadi gebunden. Überhaupt nicht. Jegliches Talent, das ich besitze, ist ganz allein mein eigenes.«

»Wirst du dich mir dann endlich

anvertrauen?«

»Ich … kann nicht. Noch nicht. Ich bitte dich um etwas Zeit.« Seine Miene verfinsterte sich. »Sieh mal, es gab zwei Dinge, für die ich nicht bereit war: Sex und Geheimnisse zu teilen. Und wir wissen ja beide, wie Ersteres ausgegangen ist. Kannst du dich nicht zumindest vorläufig mit einem von beiden begnügen?«

Seine Miene wurde sogar noch finsterer. »Sex oder Geheimnisse?«

Lucia streckte das Kinn vor. »Wenn du es so sehen willst.«

Sie hatte die Sexkarte ausgespielt – ein Versprechen auf mehr. Mehr von dem, was sie in der letzten

Nacht geteilt hatten. Und natürlich würde er dafür alles tun.

»Du kannst deine Geheimnisse vorläufig für dich behalten. Und was das andere angeht – es stimmt, ich habe mit dir gemacht, was ich wollte. Und das werde ich auch wieder tun, sobald ich dazu in der Lage bin.«

42

»Das heißt also, wir dürfen dieses große Böse nicht aufwecken«, sagte MacRieve, während sie sich auf den Rückweg in die Nekropole machten. Obwohl er immer noch von starken Schmerzen gequält wurde, hatte er darauf bestanden, ihre Sachen zusammenzupacken und sich um die Mittagszeit auf den Weg zu machen.

In der Zwischenzeit hatte sie ihm alles berichtet, was Nïx gesagt hatte, und sie hatten Spekulationen darüber angestellt, was sie nicht gesagt hatte. So waren sie

beispielsweise nach wie vor der festen Überzeugung, dass sich der Dieumort in diesem Grab befand, obwohl die Hellseherin nicht direkt bestätigt hatte, dass es sich bei dem Pantheon um den fraglichen Ort handelte. Er musste sich in dem Grab befinden, über das Damiãno gesprochen hatte – das mit den Hieroglyphen über das Gold.

»Was meinst du, für wen Damiãno gearbeitet hat?«, fragte Lucia. »Wenn er der Wächter dieses Ortes war, wer hat ihn wohl angeheuert?«

»Weiß nicht. Vielleicht ist er ein Nachkomme des Volkes, das hier einmal gelebt hat.«

»Meinst du wirklich, er war derjenige, der die ganzen Passagiere zerhackt hat?« Sie erinnerte sich immer noch an den Ausdruck auf seinem Gesicht, als MacRieve ihn beschuldigt hatte. Hatte Damiãno da nicht einen Augenblick lang überrascht gewirkt?

»Wenn nicht er, wer dann? Er wollte alle davon abhalten, diesem Ort zu nahe zu kommen, und die Barão war direkt hinter uns.«

»Das stimmt«, sagte sie. MacRieves Argument klang schlüssig. Warum war sie dann bloß nicht überzeugt?

Gerade als sie den zentralen Platz

erreichten und den gepflasterten Weg betraten, erreichte sie eine neue Textnachricht.

RegRad: Übrigens: Diese »Dunkelheit«, von der Skadi bei dir immer geredet hat = Du bist eine Walküre, DUMMKOPF!

»Regin schreibt dir eine Nachricht?« MacRieve schüttelte den Kopf. »Ausgerechnet jetzt?«

»Sie weiß ja nicht, dass das gerade ein … besonderer Augenblick ist.«

»Aye, aber warum schreibst du ihr zurück?«, platzte es aus ihm heraus.

»Ich muss. Das ist schon lange

fällig.« Lucia schrieb zurück: Ich werd gleich eine Runde Tomb Raider spielen … aber in ECHT. Wetten, du wärst jetzt gern hier, SCHLAMPE!

Als sie fertig war, grinste sie zufrieden. Zumindest bis sie Regins Antwort las. RegRad: Warum bist du gemein zu mir? Will auch TR spielen.

Lucia seufzte und beschloss, das alles wiedergutzumachen. Wenn sie zurück in New Orleans war, würde sie Regin etwas Nettes kaufen. Vielleicht einen Multimediasessel oder ein Schwert.

»Mein Bruder sagte mir, dass ich

mich mit Regin … arrangieren müsse, wenn ich dich für mich gewinnen wolle«, sagte MacRieve.

Mich gewinnen? Lucia hatte das so lange Zeit für vollkommen unmöglich gehalten, dass sie jetzt ganz verdattert war. Er könnte sie gewinnen. Aber Lachlain hatte recht: Regin war ein Teil ihres Lebens und würde es immer sein.

»Tja, sie und ich, wir hatten eigentlich vor, unsere Unsterblichkeit in nebeneinanderliegenden Villen irgendwo am Meer zu verbringen. Schon seit wir Kinder waren. Aber ich bin sicher, dass sie jeder gerne

als Nachbarin hätte.«

»Nachbarin also?« Es gelang ihm beinahe, eine Grimasse zu unterdrücken.

Ja, zwischen ihm und ihrer Schwester gab es böses Blut, aber inzwischen wusste Lucia, dass MacRieve bemerkenswert nachsichtig sein konnte …

Sobald sie das Grab erreicht hatten, begann er damit, die Schlingpflanzen, die es verhüllten, mit seinen Klauen abzureißen, bis sie etwas entdeckten, das ein Eingang zu sein schien – eine glatte, lückenlose Steinplatte, die einen knappen Quadratmeter groß

war.

Gleich daneben ragte ein abgeschliffener Knauf aus Stein heraus. »Sieh dir das mal an«, sagte sie. »Sieht wie eine Wählscheibe aus.« Ringsherum waren weitere Hieroglyphen eingraviert, die in einem kreisförmigen Muster angeordnet waren.

»Und, wie rum drehen wir das Ding jetzt?«, fragte MacRieve. »Sieht schwer danach aus, als ob das so richtig in die Hose gehen könnte. Einmal falsch herum und …«

»Ich hab mal einen Film gesehen,

wo jemand so einen Knauf angefasst hat und nicht mehr loskam, und dann wurde sie ihm einfach abgeschnitten. Wie sehr hängst du an deiner Pfote?«

Er zwickte sie in den Po. »Nicht so sehr wie du letzte Nacht.«

»Werwolf! Warte mal, ich hab eine Idee.« Sie nahm ihr Telefon heraus und scrollte durch ihr Adressbuch.

»Wen rufst du an?«

»Eine Sprachenspezialistin.«

Er trat zurück und betrachtete das Ganze noch einmal. »Ich glaub nicht, dass das eine Sprache der Maya oder Inka ist.«

»Ich kenn da jemanden, der

omnilingual ist.«

»Omni?«

»Sie kennt jede Sprache auf der Welt und von sämtlichen angrenzenden Ebenen.«

Er hob beeindruckt die Brauen, bis sie hinzufügte: »Eine Frau namens Tera die Feyde.« Auf seinen finsteren Blick hin sagte sie: »Was ist los?«

»Nichts. Woher kennst du sie?«

»Wir waren Gegnerinnen in den unsterblichen Wettkämpfen früherer Zeiten.«

Lucias Halbschwester Atalanta nahm an den Wettläufen teil, Kaderin die Kaltherzige an den

Schwertkämpfen, und Lucia trat im Turnier für die Bogenschützen an. Sie waren unschlagbar gewesen.

Lucia hatte Tera damals ziemlich übel angemacht und beleidigt. Aber da sie nichts zu verlieren hatten, rief sie trotzdem an.

»Walküre«, lautete die kühle Begrüßung.

»Tera, kannst du mir einen Gefallen tun? Du müsstest etwas für mich übersetzen.«

»Ach, tatsächlich? Und warum sollte ich dir helfen?«

»Um eine Apokalypse zu verhindern.« Dann erklärte Lucia, wo sie und MacRieve sich befanden,

und schilderte kurz die Highlights der Bedrohung.

Nachdem sie fertig war, seufzte Tera. »Könnt ihr ein Bild von den Symbolen machen und mir per E-Mail schicken?«

»Wie ist denn deine Adresse?«, fragte Lucia.

»Hmm. Diegrößtebogenschützinallerzeiten at gmail dot com.«

»Aber diese Adresse war doch sicherlich bereits an die größte Bogenschützin aller Zeiten vergeben?«

»Terafeyde at dieedlenfeyden dot com«, sagte Tera kurz angebunden.

»Die Bilder sind schon unterwegs.« Nachdem sie das Gespräch beendet hatte, schoss Lucia mit ihrem Telefon die Fotos von den Hieroglyphen und verschickte sie.

Tera schrieb sofort zurück: Ich ruf euch gleich an. P. S.: Sag dem Werwolf, ich will meinen Köcher zurück.«

Lucia sah MacRieve mit erhobenen Brauen an. »Tera sagt, sie will ihren Köcher zurück.«

Er warf ihr einen Unschuldsblick zu. »Häh? Was? Ich weiß gar nicht, was die dumme Feyde will.«

Innerhalb von fünf Minuten klingelte das Telefon. Lucia stellte

die Lautsprecherfunktion an.

»Gratuliere. Ihr habt eine bislang unbekannte Sprache entdeckt«, sagte Tera. »Sie ist logosyllabisch und kombiniert ungefähr dreihundert Syllabogramme, die Silben repräsentieren, und achthundert Logogramme, also vollständige Wörter.«

»Okay, von mir aus. Aber was steht da?«

»Da stehen drei Warnungen. Erstens: Auf die … Hülsen der Wächter darf keinerlei Flüssigkeit gelangen. Zweitens: Stört keinesfalls die Ruhe des Vergoldeten. Und drittens: Kein

Gold verlässt die Grenzen des Grabes. Also, im Wesentlichen heißt das: Bleibt schön trocken, mopst kein Gold und Hände weg von dem überaus wichtigen Toten da drin.«

Der Vergoldete war also wirklich da drin!

»Sonst was?«, fragte MacRieve. »Was wäre die Strafe bei Nichtbeachtung?«

»Sonst gibt's eine Tragödie«, sagte Tera. »Wir reden hier vermutlich über uralte Technologien zum Schutz vor Diebstählen: Fallen. Tja, im Grunde genommen ruht das Schicksal der Welt also in den Händen eines Lykae, der gerne mal

lange Finger macht, und einer geldgierigen Walküre, die im Augenblick gemeinsam kurz davorstehen, ein Grab voller Gold zu betreten, das absolut tabu ist. Ich glaube, ich werde heute Abend lieber mal ausgehen ...«

»Sag uns einfach nur, wie wir da reinkommen«, unterbrach er sie.

»Dreht die Scheibe nach rechts, dann gleich wieder links und dann zurück nach rechts.«

»Wie sicher bist du dir?«, fragte er.

»So sicher, wie ich mir sicher bin, dass Lucia meinen Köcher in genau diesem Moment an ihrem linken Bein trägt.«

Mit erhobenen Brauen folgte MacRieve ihren Instruktionen. Sogleich bewegte sich die Steinplatte mit einigem Poltern zur Seite, und ein Tunnel kam zum Vorschein, der auf direktem Wege nach unten führte. Luft strömte heraus, so als ob die Ruinen einen Seufzer ausgestoßen hätten.

Er kniff die Augen zusammen. »Dieser Ort war luftdicht verschlossen.«

»Dann war die Warnung über die Feuchtigkeit wohl ziemlich ernst gemeint«, bemerkte Lucia. »Hey, wir sind drin«, sagte sie an Tera gewandt. »Danke für deine Hilfe.«

»Und was ist mit meinem Köcher?«

Lucia blickte zu MacRieve, der sein Kinn störrisch in die Luft reckte, als ob er sagen wollte: Den hab ich offen und ehrlich gestohlen.

»Ich garantiere für nichts«, sagte sie zu Tera.

Nachdem sie aufgelegt hatte, trafen Lucia und MacRieve ihre Vorbereitungen für das Eindringen in das Grab. Sie legte ihren Rucksack ab und nahm den Bogen zur Hand, während er seine dunklen Klauen spreizte, zum Zeichen seiner Kampfbereitschaft.

»Lass mich vorgehen.« Er nahm

ihre freie Hand. »Ich kann Fallen – oder Feinde – wittern.«

Auf ihrem Weg den düsteren Tunnel hinab konnte sie seine Nervosität spüren. Er war ebenso aufgeregt wie sie selbst. Doch dann hielt er plötzlich inne. »Vermutlich hätte ich das vorhin schon ansprechen sollen, aber Walküren sind für ihre … na ja, ihre Habgier bekannt, und ich bringe eine von ihnen direkt an einen Ort, den man El Dorado nennt. Bist du sicher, dass du damit klarkommst?«

»Ich bin nicht so schlimm wie einige meiner Schwestern.« Und ich bin auf der Suche nach etwas

wesentlich Wichtigerem als einem Schatz. »Ich krieg das schon hin.«

Nachdem er ihr einen unentschlossenen Blick zugeworfen hatte, nickte er schließlich halbherzig und setzte seinen Weg den Gang hinab fort. An der Decke hingen Spinnweben. Ein warmer Luftzug war zu spüren, der den Staub auf dem Boden aufwirbelte und die Spinnweben tanzen ließ.

Obwohl der Tunnel inzwischen unter der Erde verlaufen musste, waren alle Wände trocken und die Hitze erdrückend.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie dieser Pfeil wohl aussehen

wird«, sagte sie mit gedämpfter Stimme. Skadis Pfeil war schon ein unglaublicher Anblick gewesen, aber dieser Dieumort … »Ich wette, er ist wunderschön. Und aus reinem Gold, perfekt ausbalanciert und aerodynamischer als jeder andere Pfeil, den ich je gesehen habe.«

»Was auch immer wir finden, lass uns vorsichtig sein.« Als die Spinnweben immer dichter wurden, zerschnitt er sie mit seinen Klauen. »Mir missfällt die Aussicht, mit ›uralten Technologien zum Schutz vor Diebstählen‹ in Berührung zu kommen.«

»Einverstanden.« Fünf Minuten

später: »MacRieve«, murmelte sie eindringlich. »Siehst du da vorne etwas glitzern?«

»Aye, dort befindet sich eine Kammer.«

Als sie sie betraten, hauchte Lucia: »Bei den Göttern, das ist El Dorado.«

Die »Kammer« hatte die Größe einer Lagerhalle und war von oben bis unten – Boden, Decke und Wände – mit Gold verkleidet. Überall stapelten sich Schätze: Goldbarren, Kelche, Juwelen.

»Wie geht's dir, mein Mädchen?«

»Ich bin überwältigt.« Sie ließ seine Hand los und drehte sich

einmal um sich selbst. »Aber nicht in Versuchung.« Noch nicht.

Als sie sich der Mitte der Kammer näherten, erblickte sie einen riesigen Goldsarkophag auf einem steinernen Podest. Freudige Erregung sprudelte in ihr hoch. »MacRieve, sieh nur! Die letzte Ruhestätte des Vergoldeten. Das muss sie sein.«

Um sie herum lagen ausgetrocknete Körper – Hülsen menschenähnlicher Kreaturen. Das müssen die Wächter sein. Irgendetwas an ihren länglichen, vertrockneten Gesichtern kam ihr bekannt vor. In dem Moment, in

dem sie sich erinnerte, was es war, murmelte MacRieve: »Wendigos.«

Wendigos waren Fleischfresser, wie Zombies, nur viel schneller. Sie besaßen längliche Gesichter und Fänge, von denen der Geifer tropfte. »Aber ich dachte, die findet man nur in den nördlichen Wäldern.«

»Das dachte ich auch. Da haben wir uns wohl geirrt.«

Die Wendigos lagen um das Podest verstreut wie ein Rudel Hunde zu Füßen seines Herren, als ob sie genau so eingeschlafen und nie wieder aufgewacht wären.

»Warum sind die denn so

vertrocknet?«, fragte Lucia.

»Ich weiß auch ni…« Plötzlich stürzte er mit ausgestrecktem Arm nach vorn und hielt die Handfläche direkt über einen der Körper. »Pass doch auf, Frau!« Er hatte einen Schweißtropfen aufgefangen, der ihr vom Kinn getropft war.

»Tut mir leid«, flüsterte sie und wischte sich das Gesicht am Ärmel ab.

Sie wählten ihre Schritte mit äußerster Sorgfalt, als sie nun zwischen diesen Kreaturen hindurch auf den Sarkophag zugingen. Er war nicht verschlossen, sondern wie für eine Totenfeier hergerichtet.

Nachdem sie sich noch einmal das Gesicht abgewischt hatte, beugte sie sich vor. Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Unter einer Decke aus feinstem Goldgespinst lag eine Mumie. Der Körper war mit erlesenen Edelsteinen geschmückt, dazu eine goldene Brustplatte, eine Krone und Ringe an jedem Finger. Überwältigend.

Als Lucia über den Rand des Sarkophags hinwegspähte, weiteten sich ihre Augen ehrfürchtig.

Auch wenn er es einzig und allein auf den Dieumort abgesehen hatte, überwog schließlich doch die

Neugier, und Garreth warf einen kurzen Blick auf die mit Juwelen bedeckte Mumie. »Und? Keine Lust, den ein oder anderen Stein mitgehen zu lassen?«

»Die starre ich gar nicht an. Ich betrachte die Mumie.«

»Sie dürfte eigentlich nicht so gut erhalten sein«, sagte er geistesabwesend. Er konzentrierte sich schon wieder ganz darauf, die Waffe zu lokalisieren.

»Echt jetzt?«

»Was ist die Meinung der Paläopathologin in dir?« Er suchte den ganzen Raum ab.

»Das hier noch etwas anderes

nicht stimmt.«

Er blickte noch einmal hinab. »Ja klar, El Dorado hat Brüste. Große Brüste.«

Lucia warf ihm einen genervten Blick zu. »Jetzt versuch doch wenigstens mal, ernst zu sein.«

»El Dorado ist also kein Mann.«

»Sie ist La Dorada, die Vergoldete«, sagte Lucia in sanftem Ton. »Da hat sich die Geschichte wohl geirrt. Mächtig geirrt.«

»Das ergibt durchaus Sinn.«

»Wie meinst du das?«

»Angenommen, du wärst ein Konquistador auf der Suche nach dem Gold der Vergoldeten, aber

diese Eingeborene wäre schlau genug, ein ganzes Grab davon versteckt zu halten. Eine Eingeborene, eine Frau, soll schlauer sein als du?« Er schüttelte den Kopf. »Ich hab damals eine ganze Reihe goldgieriger Konquistadoren kennengelernt, und sagen wir's mal so: Ein Konquistadorenego ist ein verdammt zerbrechliches Ding.«

»Sie war klug und brachte ihr Gold in Sicherheit.« Lucias Blick auf die Mumie hätte man fast liebevoll nennen können. »Wie böse konnte sie schon sein?«

»Das spielt jetzt keine Rolle. Lass

uns endlich finden, weswegen wir hier sind.«

Sie begannen, jeden einzelnen Quadratzentimeter der Kammer abzusuchen, wobei sie mehr Reichtümer sahen, als sie sich je hätten vorstellen können. Aber Waffen entdeckten sie keine.

Endlich erspähte er in einer düsteren Ecke einen mit Staub überzogenen Köcher. Darin befand sich ein einzelner Pfeil. Er war weder aus Gold noch besonders schön, aber irgendetwas daran zog Garreth magisch an. Er spürte … Macht.

»Komm mal her, Lousha. Ich

glaube, ich habe deinen Dieumort gefunden.« Er hob den reichlich ramponierten Köcher auf und wischte die Staubschichten fort, die sich darauf angesammelt hatten.

Ihr Gesicht verriet atemlose Spannung, als sie herbeieilte. Doch dann wirkte sie mit einem Mal enttäuscht. »Nein, das kann nicht der richtige sein. Holz? Auf gar keinen Fall!«

»Vielleicht muss man das alte Böse mit einem alten Pfeil bekämpfen?«

Als er ihn herauszog, sagte sie: »MacRieve, die Pfeilspitze besteht aus Knochen. Und sieh dir nur die

altmodische Befiederung an. Die Federn haben sie wohl einem Dodo ausgerissen.«

»Komm schon, nimm ihn mal in die Hand.«

Widerwillig nahm sie ihn – und ihre dunklen Augen weiteten sich.

»Du spürst es auch, stimmt's? Eine Art Macht?«

»Ja«, gab sie zu. »Aber Holz und Knochen?«

»Altbewährte Ersatzmaterialien für Euphemismen und Pfeile.«

»MacRieve! Das wird so, als ob Serena Williams in Wimbledon mit einer Fliegenklatsche antritt.«

»Aye, aber wenn sie so gut wäre,

wie du es im Schießen bist, würde sie trotzdem gewinnen.«

Lucia schenkte ihm ein geschmeicheltes Lächeln. »Du hast recht, Werwolf. Auch wenn der Pfeil nicht gerade besonders schick aussieht, ich nehme ihn trotzdem.« Sie ließ ihn in ihren Köcher gleiten.

»Eine weise Wahl«, sagte er in feierlichem Ton. Dann fügte er hinzu: »Ich bin erleichtert, dass er nicht aus Gold ist. Ich wollte dich nicht beunruhigen, aber mein Instinkt hat mich lautstark davor gewarnt. Doch jetzt können wir ihn mitnehmen, ohne ein uraltes Übel aufzuwecken. Also, insgesamt

scheint es doch gar kein so schlechter Tag zu werden.«

Sie lachte leise, sprang in seine Arme und küsste ihn herzhaft auf den Mund. »Wir haben’s geschafft!«

Er stieß ein Grunzen aus. »Vorsicht, mein Mädchen, nimm ein bisschen Rücksicht auf meine Rippen.«

»Oh, tut mir leid!«

Sie glitt wieder hinunter, und das reichte schon aus, damit sich in seinem übel zugerichteten Körper etwas regte. Er holte tief Luft und stellte sie vor sich ab. »Sehen wir zu, dass wir hier rauskommen.« Auf ihrem Weg zum Eingang glaubte er

etwas zu hören und drehte sich zum Sarkophag um. »Hast du das gehört?«

Aber sie war ihm schon ein gutes Stück voraus und lief fröhlich plappernd den Tunnel hinauf.

»Warte, Lousha!« Er wäre gleich hinter ihr gewesen, aber er hätte schwören können, dass er eine Bewegung wahrgenommen hatte.

43

Lucia konnte einfach nicht aufhören zu grinsen, während sie das Grab verließen. Der Pfeil mochte ja unscheinbar aussehen – völlig anders als der goldene Pfeil ihrer Träume –, aber sie nahm die Kraft wahr, die ihm innewohnte. Genau genommen hatte Lucia nie zuvor etwas Ähnliches gespürt.

Noch in der letzten Nacht, im Motorboot, hatte sie geglaubt, sie wäre am Ende. Heute Morgen hatte sie jegliche Hoffnung verloren. Doch jetzt war sie wieder im Spiel, und das in einer besseren Position als je

zuvor. Ich werde meinen Albtraum zerstören. Wie viele Geschöpfe bekamen jemals so eine Chance? Sich selbst – und die ganze Welt – von so einem Übel zu befreien.

Bei diesem Gedanken brachen all ihre Aggressionen und die Dunkelheit in ihr wieder hervor und erfüllten Lucia mit dem Verlangen nach purer Gewalt. Sie wollte Cruach umbringen, ihm wehtun.

Ihr weiterer Weg war klar: Sie musste in die Nordlande reisen, wo sich Cruachs Höhle befand, sich dort mit Regin treffen und dann einen Gott exekutieren. Vorher musste sie nur noch MacRieve in Iquitos

loswerden …

Ein Vampir erschien wie aus dem Nichts, keine sechs Meter von ihr entfernt.

Lothaire. Er stand einfach da, unter dem Schatten des Blätterbaldachins. Also hatte sie recht gehabt, er war tatsächlich an Bord der Barão gewesen. Auch wenn sein Gesicht vollkommen ausdruckslos war, konnte sie die Drohung spüren, die von ihm ausging. Im Nu hatte sie ihren Bogen gespannt und so schnell einen Pfeil abgeschossen, dass ihre Bewegungen mit dem bloßen Auge nicht zu sehen waren, aber er

translozierte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit davon.

Der Pfeil zischte einfach durch die Luft.

Ich habe ihn … verfehlt. In Erwartung der nun unausweichlich folgenden Schmerzen schloss sie die Augen. Und wartete. Vorsichtig öffnete sie die Augen einen Spaltbreit. Nichts.

Weil Skadi keine Macht mehr über mich hat …

Lothaire allerdings schon … Er hatte sich hinter sie transloziert und seine Hände in einem festen Würgegriff um ihren Hals gelegt.

Ich hab’s so satt, dass die Männer

immerfort meinen Hals begrapschen!

»Lass den Bogen fallen, Walküre«, befahl er mit seinem ausgeprägten russischen Akzent. »Oder ich werde dich von diesem Ort forttranslozieren.«

Er könnte sie im Bruchteil einer Sekunde in die Kerker der Horde teleportieren. Widerwillig warf sie ihren Bogen neben den Rucksack. »Ich wusste, dass du an Bord der Barão warst.«

In diesem Augenblick stieg MacRieve aus dem Grab. »Lass sie los.« Seine Bestie flackerte auf, seine Fänge wurden länger.

Blassblaue Augen musterten Lothaire auf der Suche nach irgendeiner Schwachstelle.

»Komm nur einen Schritt näher, und sie wird dafür büßen«, sagte der Vampir kühl. »Du bist auf der Suche nach einem Dieumort?«, fragte er an Lucia gewandt.

»Aye, nimm ihn«, stieß MacRieve hervor. »Aber tu ihr nichts.«

»Ich bin nicht deswegen hier, sondern wegen etwas weitaus Interessanterem. Rein mit dir, Bogenschützin.«

Sie sträubte sich. »Lothaire, wir sind hier, um eine Apokalypse aufzuhalten, das Ende der Welt!«

»Bringt mich zu der Vergoldeten«, sagte er, als ob er sie gar nicht gehört hätte. »Sofort!«

Sie zögerte, bis MacRieve ihr kurz zunickte. »Tu es.«

Lucia blieb keine andere Wahl, als zu gehorchen. Also machte sie sich auf den Weg in die Kammer, ohne dass der Vampir seinen Griff um ihren Hals lockerte.

MacRieve folgte. Aus seiner Kehle drang ein ununterbrochenes Knurren.

»Ist es dir denn vollkommen gleichgültig, dass wir eine Apokalypse abwenden müssen?«, fragte sie Lothaire. »Gibt es denn

niemanden auf der Welt, den du lieber nicht tot sehen würdest?«

Der Druck auf ihren Hals nahm zu. »Du kennst mich nicht, Walküre«, erklang seine raue Stimme gleich neben ihrem Ohr. »Du hast keine Ahnung, was mir gleichgültig ist und was nicht.« Eiskalt.

»Wir dürfen nicht das kleinste Stück des Schatzes entwenden oder die Vergoldete stören«, fuhr sie dessen ungeachtet fort. »Sonst wecken wir ein uraltes Übel auf.« Sobald sie die Worte ausgesprochen hatte, zuckte sie zusammen. Als ob ihn das interessierte – er war selbst ein uraltes Übel. Vermutlich dachte

er nur: je mehr, desto besser.

Sobald sie in die Kammer eingetreten waren, konzentrierte sich Lothaires Aufmerksamkeit unter all diesen Reichtümern ausgerechnet auf einen schlichten Goldring – am Daumen der Vergoldeten. Musste es denn zu allem Überfluss auch noch etwas sein, das sie am Körper trug?!

»Den kannst du nicht nehmen, Vampir!«, sagte Lucia. »Wenn du irgendetwas von ihrem Körper nimmst, sind wir alle dem Untergang geweiht.«

»Wir?« Er klang amüsiert. Ohne Lucia loszulassen, streckte er die

Hand aus und brach der Vergoldeten einfach den Daumen ab.

Lucia schnappte nach Luft.

»Warum dieser Ring, Lothaire?«, fragte MacRieve. »Unter all diesen Schätzen?«

»Über Geschmack lässt sich nun mal nicht streiten.« Er schob den Finger samt Ring in seine Hosentasche.

»Mistkerl! Du darfst ihr den nicht wegnehmen!«, rief Lucia, immer noch in seinem Griff. »Du begreifst n i c h t – dadurch werden alle möglichen Fallen ausgelöst. Wir werden alle umkommen!«

Sie spürte, dass Lothaire mit den Achseln zuckte. »Was für ein Glück, dass ich mich translozieren kann.«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann.« Sie packte seinen Arm und grub ihre Klauen tief hinein. »Du nimmst den Ring nicht, Vampir!«

»Lousha, nein! Du musst ihn loslassen!« Als MacRieve auf sie zustürzte, riss Lothaire seine Hände hoch. Lucia verspürte einen Druck, bis sie ein unheimliches Knacken hörte.

Dann kam die Dunkelheit.

Als Garreth auf sie zurannte, sah er alles wie in Zeitlupe.

Ohne mit der Wimper zu zucken,

packte der Vampir ihr Kinn und ihren Hinterkopf und brach ihr mit einer knappen Bewegung das Genick. Das Knacken des Knochens war ohrenbetäubend.

Lucias schlaffer Körper fiel zu Boden. Laut brüllend stürzte sich Garreth auf leere Luft. Lothaire hatte sich ein paar Meter weiter weg transloziert.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht näher kommen«, sagte der Vampir. »Sie wurde dafür bestraft.«

Im nächsten Moment war der Vampir bereits fort, und Garreth hörte ein Surren wie von einer

Maschine. Die Fallen …

»Lousha, wach auf.« Sie konnte auf diese Weise nicht getötet werden, nein … aber wer wusste das schon so genau in der Mythenwelt? Er hätte auch nie gedacht, dass sein Cousin eine Hexe heiraten oder die Königin der Lykae ein Vampir sein würde.

Von draußen erklang das Knacken und Herabprasseln einstürzender Felsen. Das Grab bebte, goldene Fliesen regneten von der Decke herab. Garreth schnappte sich Lucias schlaffen Körper, stützte ihren herabbaumelnden Kopf und rannte in den Korridor hinaus.

Als er den Eingang des Grabes erreicht hatte, konnte er kaum noch etwas sehen, so sehr war die Luft vom Staub der zerberstenden Steine erfüllt. Die Wände des Damms zerstörten sich selbst und fielen unter lautem Getöse zusammen! Wasser schoss durch die Risse. Ohne Mörtel, der die Mauern zusammenhielt, stürzten sie ein wie eine Sandburg.

Die Stadt würde untergehen. Sie stand kurz davor, von ungeheuren Wassermengen, Felsblöcken und tonnenschweren Anakondas überschwemmt zu werden.

Was ihm nur zwei Möglichkeiten

ließ: Entweder könnte er sich in einem der Tempel verkriechen und versuchen, ihren Körper zu schützen, oder er müsste mit ihr die Flucht ergreifen, während der sie allerdings vollkommen ungeschützt wäre …

44

Brüllaffen kreischten. Felsbrocken krachten aneinander. Der Boden unter ihnen bebte.

Lucia schwankte zwischen Ohnmacht und Bewusstsein. Nur undeutlich bekam sie mit, dass MacRieve sie sich über die Schulter gelegt hatte, sodass ihr Kopf nach unten baumelte. Er brüllte: »Oh, verdammte Scheiße!«, schnappte sich ihre Sachen und rannte los, als ob der Teufel hinter ihm her wäre.

Bei jedem einzelnen Schritt schoss ein stechender Schmerz durch ihren Nacken. Ihr restlicher Körper fühlte

sich vollkommen taub an.

Als er den gepflasterten Weg entlangrannte, begannen die riesigen Statuen, die ihn säumten, zu schwanken und stürzten schließlich um wie gigantische Dominosteine. MacRieve duckte sich und wich ihnen immer wieder aus, während sie um sie herum zu Boden krachten. Der Platz mit den riesigen Kapokbäumen hatte sich in eine Art Minenfeld verwandelt: Überall schossen die Bäume explosionsartig aus dem aufreißenden Boden, und ihre Wurzeln versperrten ihnen den Weg wie riesige, zupackende Arme.

Lucia konnte absolut nichts tun, um ihm zu helfen.

Als MacRieve einen Satz machte und gleich darauf noch einen, blickte sie nach unten. Die Erde unter ihnen schien nur noch aus klaffenden Spalten zu bestehen, die sich öffneten und schlossen wie Kiemen …

Endlich erreichte MacRieve allen Widrigkeiten zum Trotz den Damm. Er kletterte die Felswand hinauf, die ihm unter den Fingern wegbröckelte. Lianen rissen und peitschten durch die Luft, als ob sie lebendig wären. Jedes Mal, wenn sie glaubte, er hätte festen Halt

gefunden, rutschten wieder Steine unter seinen Füßen weg und stürzten in die Tiefe. Zu beiden Seiten sprengte Wasser mit unvorstellbarem Druck Felsbrocken wie Kanonenkugeln aus der Wand, und direkt über ihnen schoss ein dicker Strahl heraus.

»Halt dich einfach nur gut fest, mein Mädchen«, sagte er. »Ich bring uns schon hier raus – irgendwie«, setzte er leise hinzu.

Dann verlor sie erneut das Bewusstsein.

Als sie das nächste Mal erwachte, lag sie ausgestreckt auf dem Boden des Bootes. Dann hörte sie wie aus

weiter Ferne, dass er versuchte, den Motor anzuwerfen, wieder und wieder.

»Mach schon, spring endlich an, du Mistding!«

Mit lautem Getöse startete der Motor – sie waren gerettet!

»Kannst du mich hören, Lousha?«, fragte er, sobald sie sich in Bewegung gesetzt hatten.

Mit einigen Schwierigkeiten öffnete sie die Augen und blinzelte in die Nachmittagssonne, die durch die Äste schien. Sie runzelte die Stirn und hob den Kopf …

Schmerz durchzuckte ihren Nacken bis in den Rücken hinunter. »Au!«

»Bleib liegen, verdammt noch mal!«

Sie war nicht in der Lage, den Kopf zu bewegen, ohne grässliche Schmerzen zu erleiden, konnte nur starr nach oben sehen.

»Es tut weh!«, rief sie, während sie ihren Hals abtastete.

»Dann hör endlich auf damit. Bleib einfach ruhig liegen.«

»Sind wir schon in Sicherheit?«

»Äh, also, noch nicht so ganz.«

Sie hörte das Drehen der Schraube, roch den Rauch, der vom Motor aufstieg, und doch bewegten sich die Äste über ihr kein Stück. Wieso fuhr das Boot nicht?

Oh, bei den Göttern, das ganze Wasser, das in die Nekropole floss … Sie saßen in der Strömung fest.

»Wir werden gleich wieder in die Nekropole hineingezogen, oder?«

»Oh, aye.«

Mach schon, mach schon! Garreth feuerte im Stillen den Motor an. Aber wie lange konnte er diese enorme Belastung wohl noch aushalten?

Sie schwieg schon eine ganze Weile. »Sind wir jetzt in Sicherheit?«

Gerade als er »Noch nicht« gemurmelt hatte, gab die Strömung sie endlich frei. Das Boot schoss

vorwärts. Er schloss vor Erleichterung kurz die Augen.

»MacRieve, du wirst mir alles erzählen müssen, ich kann nur nach oben sehen.«

»Im Augenblick befinden wir uns außer Gefahr und sind auf dem Rückweg zur Contessa. « Falls das Schiff überhaupt noch da ist.

»Wie hast du uns bloß da herausbekommen?«, fragte sie.

Pures Glück. »Meine hervorragenden Fähigkeiten. Wie geht’s deinem Hals?« Auch wenn es eine entsetzliche Verletzung war, war die Bruchstelle an sich nur klein und würde sich rasch regenerieren.

»Wenn’s wehtut, heilt es.«

»Dann bin ich eindeutig auf dem Weg der Besserung. Ich denke, ich kann mich gleich aufsetzen«, sagte sie. »Ich kann nicht fassen, dass mir Lothaire eine Nackenmassage nach Art der Hölle verpasst hat. Streich das – ich kann’s glauben, aber ich bin völlig schockiert, dass er dort am Grab war. Ich frage mich, wie lange er uns schon beobachtet hat.«

Zweifellos hat der Blutsauger uns beobachtet, als ich sie zu der Meinen machte. Verdammte Vampire!

»Seit wann ist Lothaire eigentlich

so verflixt stark?«, fragte Lucia.

»Er ist uralt, ein Erzfeind.« Die Kräfte eines Unsterblichen nahmen mit jedem Jahr zu.

»Was meinst du, was er mit dem Ring machen will?«

»Keine Ahnung. Das war das schlichteste Stück Gold in der ganzen Kammer. Es muss wohl Kräfte besitzen, von denen wir nichts ahnen.«

»Glaubst du, dass er zurückkommt?«

»Ich denke, er ist in diesem Moment weit, weit weg von hier.« Und das sollten wir auch sein.

»Was machen wir denn jetzt bloß,

nachdem der Vergoldeten der Finger abgebrochen wurde? Ich würde mich sogar so weit aus dem Fenster lehnen und behaupten, dass die Wächter ein klein wenig Wasser abbekommen haben. Alle drei Regeln der Hausordnung wurden gebrochen.«

Und ich habe bereits gehört, dass sich dort drin etwas bewegt hat. »Ich glaube nicht, dass irgendetwas diese Katastrophe überstanden hat. Die ganze Stadt wurde dem Erdboden gleichgemacht und überflutet.« Aber sollten sie doch überlebt haben … Wendigos waren gierige Mörder. Und die Vergoldete?

Wer wusste schon, wozu sie fähig war? Ein Krieger wie Damiãno, mit seiner Stärke, hatte sie gefürchtet.

Lucia schwieg einen Moment lang. »Was machen wir, wenn die Contessa uns hier zurückgelassen hat?«, fragte sie schließlich. »Oder, ähm, untergegangen ist?«

»Dann müssen wir mit unserem Bötchen hier ungefähr doppelt so lange paddeln, wie die Contessa hierher gebraucht hat. Oder wir versuchen, die Barão zu reparieren.« Ein Geisterschiff, randvoll mit zerhackten Leichen. »Also lass uns hoffen, dass sie noch da sind.«

Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Hilf mir hoch.«

»Lousha, es ist noch zu früh.«

»Ich werde meinen Kopf auch nicht bewegen.« Als er sie widerwillig in eine aufrechte Position zog, wirkte sie steif und hatte offensichtlich Schmerzen, aber es schien erträglich. »Siehst du?«

»Aye. Dann erzähl mir mal, wie es der Crew und den Passagieren ging, als du sie zum letzten Mal gesehen hast.«

»Travis war verletzt. Er ist mit dem Kopf gegen eine Wand geknallt und ohnmächtig geworden.

Schecter hat sich vor Angst in die Hose gemacht. Rossiter war im Maschinenraum und hat die Pumpen bedient.«

»Was ist mit Izabel und Charlie?«

»Du meinst wohl Chizabel?« Als er nur verständnislos die Stirn runzelte, erzählte Lucia ihm von ihrer Beobachtung, wie sich Izabels Körper verwandelt hatte – ähnlich wie bei einem Gestaltwandler – und wie aus der Frau ein Mann geworden war.

»Du hast gesehen, dass sich Izabel in Charlie verwandelt hat?«, fragte Garreth.

»Direkt vor meinen Augen.«

»Im Ernst?« Dann zogen sich seine Brauen zusammen. »Du hast doch wohl nicht vor Izabel deinen Badeanzug ausgezogen, oder?«

»Nur ein paarmal.«

»Verdammter Mist. Charlie hat meine Frau nackt gesehen«, sagte er in säuerlichem Tonfall. »Mir hat er fast besser gefallen, als ich noch dachte, er wäre der Macheten-Mörder.« Er steuerte um einen dahintreibenden Baumstamm herum. »Du musst unbedingt rausfinden, was für eine Geschichte dahintersteckt. Bitte befriedige meine Lykae-Neugier für mich.«

»Und was sollen wir denen

erzählen, wenn wir zurückkommen?«

»Teilweise die Wahrheit. Wir sagen ihnen, dass Damiãno uns letzte Nacht mit einer Machete angegriffen hat. Darum sind wir im Boot zur Barão hinübergefahren, aber er hatte bereits alle Passagiere dort getötet. Dann ist der Motor kaputtgegangen, und wir sind so lange weitergetrieben, bis ich ihn wieder in Gang bekommen habe.«

»Klingt gut.« Sie zuckte mit den Achseln und verzog gleich darauf angesichts der Schmerzen in ihrem Nacken das Gesicht.

»Nur die Ruhe, mein Mädchen. Das wird schon wieder mit der Zeit. Zufällig haben wir davon im Augenblick mehr als genug ...«

So fuhren sie stundenlang flussaufwärts, in der Hoffnung, dass die Contessa noch da sein würde.

»So, hinter der nächsten Biegung müsste sie eigentlich sein«, sagte er am späten Nachmittag. Dann hielt er den Atem an.

»Sie haben auf uns gewartet!« Lucia stieß einen erleichterten Seufzer aus, als sie sah, dass das Schiff immer noch dort vor Anker lag. »Und sie sind auch nicht untergegangen! Ich weiß ja nicht,

wessen Entscheidung es war zu warten, aber derjenige ist auf jeden Fall mein neuer bester Freund. Ich brauch unbedingt ein trockenes Bett und eine Dusche.«

»Aye, und ich Kaffee und etwas zu Essen. Scheint, als ob wir endlich mal Glück haben.«

Die Contessa schien einiges abbekommen zu haben, hatte aber keine Schlagseite – ein gutes Zeichen. Das alte Mädchen war widerstandsfähiger, als Garreth ihr zugetraut hätte. Ihr Generator funktionierte immer noch, und die Wasserpumpen summten.

Abgesehen davon sah das Schiff

jedoch wie ein Haufen Schrott aus. Der größte Teil der Reling war verschwunden, und die Fenster waren zerbrochen. Die Klimaanlage baumelte verloren an einem kaputten Fensterrahmen. Auf sämtlichen Decks lagen Pflanzen aus dem Fluss und trockneten in der Sonne vor sich hin, und der Schiffsrumpf war meterhoch mit Schlamm verschmiert. Vermutlich war das den Schwänzen der Kaimane zu verdanken.

»Ich wette, das Schiff schafft die Strecke zurück zum Hafen in der halben Zeit.« Er fuhr weiter. »Dann fahren wir mit der Strömung, und

bei diesen Regengüssen wird die nicht gerade langsam sein.« Im Stillen fügte er hinzu: Und sobald ich dich irgendwo untergebracht habe, wo du in Sicherheit bist, kümmere ich mich um diesen Cruach. Und zwar allein.

»Oh ihr Götter, sieh dir das mal an.« Lucia zeigte auf einen toten Riesenkaiman, der an einem Baumstamm ganz in der Nähe hing. Ihre Pfeile ragten immer noch aus seinen Augenhöhlen. Von oben umschwärmten Fliegen den Kadaver, von unten Piranhas. Die Fische kämpften um jeden Bissen und zerrten so heftig an dem

Fleisch, dass Gliedmaßen und Schwanz des Kaimans zuckten, als ob er noch am Leben wäre.

»Die Müllabfuhr des Regenwalds«, sagte Garreth. »Es wird nicht lange dauern, bis nur noch die Knochen übrig sind.« Er machte einen weiten Bogen um die Piranhas und steuerte die Überreste der Plattform der Contessa an. Nachdem er das Boot am Schiff festgebunden hatte, trug er Lucia an Bord und stellte sie behutsam auf die Füße.

»Hör endlich auf, mich zu behandeln, als ob ich aus Glas wäre, MacRieve. Mir geht's schon wieder bestens.«

Er legte ihr den Arm um die Taille. »So wie mir. Dann könnten wir ja unsere zurückgewonnene Gesundheit zusammen unter der Dusche feiern.«

»Einverstanden, aber eins nach dem andern. Suchen wir erst mal die anderen.«

»Travis?«, rief Garreth.

Keine Antwort.

»Ich geh mal davon aus, dass Travis immer noch außer Gefecht ist«, sagte Lucia. »Diesen Stoß hätte nicht einmal ein Unsterblicher so ohne Weiteres weggesteckt.«

»Ist hier jemand?«, brüllte Garreth. Er witterte. Keine Vampire,

kein Damiãno, keine Mythianer … Warum war er dann so nervös? Als sie Geräusche aus dem Salon hörten, machten sie sich auf den Weg dorthin.

Izabel und Schecter standen mit bleichen Gesichtern mitten im Zimmer.

»Was ist los?«, fragte Lucia.

Erst nachdem Garreth und Lucia den Raum betreten hatten, sahen sie die drei Männer in langen Umhängen hinter den beiden. Sie waren mit getrocknetem Blut besudelt und hatten ihre Waffen gezückt.

45

»Cromiten«, sagte Lucia hasserfüllt. Das war der Grund, wieso die Contessa sie nicht zurückgelassen hatte. Diese Bastarde hatten mit Geiseln auf sie gewartet.

Die Augen der drei waren vor Fanatismus glasig, und ihre Umhänge blutverschmiert. Auch wenn sie mit Schusswaffen herumfuchtelten, trugen sie ihre gewohnten Waffen an der Hüfte: Schwerter mit Cruachs Symbol, den Hörnern, auf dem Griff und noch mehr Blut an den Klingen.

»Ihr wart es, die die Passagiere

auf der Barão umgebracht haben«, sagte Lucia. Nicht Damiãno.

»Sie alle wurden in seinem Namen geopfert«, erwiderte der älteste Cromit, offensichtlich der Anführer des Trios.

Der Wandler hatte nur die Machete aufgehoben, die Izabel hatte fallen lassen. Allerdings hatte er dann keine Zeit verschwendet und sie gleich Lucia an den Hals gehalten.

»Ihr habt Schusswaffen mitgebracht?«, spottete MacRieve. »Seid ihr etwa gekommen, um mich zu kitzeln?«

»Gebt uns den Dieumort«, sagte

der Anführer. »Oder wir bringen diese beiden hier um.«

MacRieve zuckte mit den Achseln. »Macht doch.«

Schecter stieß einen Schrei aus, und er griff nach Izabels Arm, da ihm offenbar die Knie weich wurden. Das Mädchen stieß ihn von sich.

»Sind Sie verrückt?«, sagte Schecter. »Jetzt geben Sie ihnen schon, was auch immer sie haben wollen.«

»Sie haben ja nicht die leiseste Ahnung, was für ein beschissener Tag hinter mir liegt.« MacRieves Miene war mörderisch. »Ich gebe

niemandem irgendwas.«

»Ich werde euch erschießen«, sagte der Anführer.

»Wann immer es euch beliebt.« MacRieves Bestie regte sich bereits. »Bringen wir's hinter uns …«

»Im Grunde genommen ist es uns egal, ob wir den Dieumort bekommen oder nicht. Wir wollen nur, dass er zerstört wird.«

Der Anführer gab dem jüngsten der drei ein Handzeichen, der daraufhin sein Gewand öffnete. Darunter kam ein Gürtel mit Sprengstoff zum Vorschein. Er hob seine zitternde Faust, sein Daumen schwebte direkt über dem roten

Knopf des Zünders.

»Ihr habt meine volle Aufmerksamkeit«, lenkte MacRieve ein.

»Gib ihnen den Dieumort nicht«, sagte Lucia. »Sie werden so oder so versuchen, uns zu töten. Sie lieben es, sich zu opfern.«

MacRieve schüttelte den Kopf. »Das könnte dich wirklich umbringen«, sagte er leise zu ihr. Seine Augen flackerten blassblau auf, als er in ihr Gesicht blickte. »Das kann ich nicht riskie…«

Mit einem Mal ertönte ein ohrenbetäubender Knall. Der Kopf des Cromiten mit der Bombe

platzte, und sein Blut bespritzte die Landkarte hinter ihm von oben bis unten.

Lucia wirbelte herum. Travis stand zusammengesunken an der Wand vor dem Salon. Sein Gewehr rauchte, und sein Kopf war dick verbunden.

»Lauf, Izabel!«, schrie er. »Geh schon!« Sie und Schecter flüchteten durch die Tür nach draußen.

Die verbliebenen beiden Cromiten wandten sich ihrem toten Kameraden zu – und zielten mit ihren Pistolen auf ihn.

»MacRieve!«, schrie Lucia. »Sie schießen auf die Bombe!«

Aber er hatte sich bereits vor den Toten geworfen und fing die Kugeln mit seinem eigenen Körper auf, die blassblauen Augen unverwandt auf die Schützen gerichtet.

Lucia, die wusste, welches Gemetzel jetzt folgen würde, warf Travis die Tür vor der leichenblassen Nase zu und legte den Riegel vor.

MacRieve machte sich mit einem Satz über die beiden Cromiten her – wobei er immer noch sorgfältig darauf achtete, dass keine der Kugeln die Bombe traf – und schlitzte ihnen mit seinen Klauen die Kehlen auf. Die beiden brachen

zusammen, der eine beinahe kopflos, der andere versuchte noch vergeblich, mit den Händen den Blutstrom zu stoppen, der sich aus seiner Halsschlagader ergoss.

Lucia eilte sogleich zu MacRieve. »Oh ihr Götter, jetzt sieh dir nur deine Brust an!«, rief sie. Sie war von Einschusslöchern übersät.

»Erinnert mich … an unser erstes Date.«

»Du verrückter Lykae.« Sie drückte ihre Lippen auf seine Stirn.

»Er will dich, Lucia«, röchelte der letzte noch lebende Cromit. Sie erstarrte.

Dann sprang sie auf, stürzte sich

auf den Sterblichen und packte seinen blutigen Kopf. Heute muss der Tag des gebrochenen Genicks sein. Und wie heißt es so schön? Jeden Tag eine gute Tat.

»Will Lucia av …«

Mit einem Ruck drehte sie seinen Kopf zur Seite und blickte zur Decke, während süße Genugtuung ihren Körper durchströmte. Jedes Mal, wenn sie einen seiner Anhänger umbrachte, stellte sie sich vor, dass der Blutige Verdammte den Schmerz spürte.

Und das war nur ein kleiner Vorgeschmack, Ehemann. Ich werde dich lehren, was Leid bedeutet …

Mühsam wandte sich MacRieve zu ihr um. »Wir hätten ihn nach Informationen ausquetschen können.«

»Da ist wohl mein Temperament mit mir durchgegangen. ’tschuldigung.« Sie kehrte zu ihm zurück und kniete sich wieder neben ihn. Sie hasste es, MacRieve anzulügen, aber sie stand einfach zu kurz davor, ihr Geheimnis für alle Zeit zu begraben. Und irgendwie hatten sich ihre Motive für diese Heimlichtuerei geändert. Sie wollte nicht länger nur ihre Schande verbergen, sondern ihren Schotten beschützen.

»Lousha … ich glaube, eine dieser Kugeln arbeitet sich gerade zu meinem Herzen vor. Ich könnte also gleich kurz das Bewusstsein verlieren. Halt dich bloß von allem Ärger …« Er wurde ohnmächtig.

Travis hämmerte gegen die Tür und brüllte: »Hey, ich schieß das Arschloch tot!«

»Sie würden nur uns treffen«, rief Lucia. »Warten Sie noch eine Sekunde. Uns geht’s gut.«

Ja, es ging ihnen bestens, außer dass sie dringend jede Menge Leichen loswerden musste. Ich darf jetzt auf keinen Fall enttarnt werden. Sie steckte schon in genug

Schwierigkeiten. Wie werde ich die bloß los … wie werde ich die bloß los …?

Ihr Blick fiel auf eins der zerstörten Fenster. Na klar doch – die Müllabfuhr des Regenwalds. Sie eilte zu der Leiche des Anführers und zerrte sie vor die Öffnung. Dann warf sie den Körper hinaus.

Die Leiche blieb an der Oberfläche und trieb dahin.

Travis begann inzwischen, die verbarrikadierte Tür zu bearbeiten, vermutlich mit dem Kolben seines Gewehrs. Gleich würde er sie durchbrechen.

Kommt schon, ihr Fischchen!

Erleichtert atmete sie auf, als ein ganzer Schwarm von Piranhas an die Oberfläche stieg, das Wasser in seiner Fressgier zum Kochen brachte und über die Leiche herfiel. Noch zwei Cromiten übrig. Mit denen machte sie ebenfalls kurzen Prozess, nicht ohne dem letzten behutsam den Sprengstoffgürtel abzunehmen, ehe sie ihn den Fischen zum Fraß vorwarf.

»Kluges Mädchen«, erklang MacRieves heisere Stimme. Er öffnete ein Auge.

»Und was mach ich mit der Bombe?«, flüsterte sie.

»Versenken … du musst sie

beschweren.«

Sie blickte sich um, auf der Suche nach irgendetwas, was schwer genug war, fand aber nichts. Dann fiel ihr Blick auf das zweite Fenster, vor dem die Klimaanlage baumelte.

Lucia zog sie in den Salon und schlug ein Loch hinein. Dann zerrte sie den Inhalt der Maschine heraus und platzierte stattdessen vorsichtig die Bombe darin. Das Ganze ließ sie dann ins Wasser plumpsen und sah zufrieden zu, wie es versank.

Als es Travis kurz darauf gelang, die Tür zu durchbrechen, kniete Lucia schon wieder neben einem halb ohnmächtigen MacRieve,

dessen Brust sie im letzten Moment in die bestickte Tischdecke des Kaffeetischs gehüllt hatte, um das Ausmaß der Wunden zu verdecken.

Während der müde Blick des Captains durch den Salon wanderte, sah sich Lucia ebenfalls um und versuchte, die Szene mit seinen Augen zu sehen. Die Stickerei seiner verstorbenen Frau hatte als Verband herhalten müssen. Der Boden war mit Teilen der Klimaanlage übersät. Jede Menge Blut war geflossen, sowohl aus den Adern der Cromiten wie auch aus MacRieves Schusswunden. Aber es war nirgendwo mehr ein Mann im

Umhang zu sehen.

»Ich glaub, ich brauch erst mal einen Drink«, knurrte Travis und ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Jede dieser verdammten Touren ist noch merkwürdiger als die letzte.«

Oh, wenn er nur die Hälfte von all dem Merkwürdigen wüsste, das an Bord seines Schiffs vor sich ging.

»Wo zur Hölle sind diese Kerle hin?«

»Sie sind entkommen«, log Lucia dreist. »Diese Mistkerle!«

Er nickte langsam. »Der Typ ohne Kopf ist auch entkommen?«

»Den haben sie mitgenommen.

Verrückte Fanatiker!«

»Was wollten die denn?«

»Ein Artefakt, das sich in unserem Besitz befindet. Es ist für sie von religiöser Bedeutung – Ende der Welt, der Tag des Jüngsten Gerichts und all so was eben.«

»Bevor Sie mich ausgesperrt haben, hab ich gesehen, dass MacRieve sich mindestens zwei Kugeln eingefangen hat«, sagte Travis, »aber er sieht aus, als ob er nur ein Nickerchen macht.«

»Diese Schotten sind eben … zäh?«

Der Captain fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Wissen Sie, was ich

denke, was passiert ist? Also …«

»Travis«, unterbrach sie ihn mit eisiger Stimme. »Sie haben eine Kopfwunde, Sie sind ein Trinker, und wenn niemand je irgendwas davon zu hören bekommt, was Sie glauben, was passiert ist, werde ich für sämtliche Reparaturen an Ihrem Schiff aufkommen. Ein Pauschalbetrag.«

Nach kurzem Zögern kniff er die Augen zusammen. »Vervierfachen Sie die Summe, und meine Erinnerungen verschwinden schneller als eine Flasche Schnaps.«

»Abgemacht.«

»Eine Frage noch. Damiãno war

nicht zufällig bei Ihnen?«

Sie schüttelte den Kopf und erzählte ihm die Geschichte, auf die MacRieve und sie sich geeinigt hatten, nur mit einer kleinen Korrektur: dass nämlich die Morde auf der Barão von den Fanatikern in den langen Gewändern begangen worden seien.

Als er vom Schicksal der Passagiere hörte, verlor das blasse Gesicht des Captains auch noch den letzten Rest Farbe. »Sind Sie sicher, dass die drei das waren? Es könnte ja auch Malaquí gewesen sein.«

»Malaquí wurde ebenfalls getötet.« Sie glaubte, einen Anflug

von Enttäuschung in seinen Augen zu sehen. Was natürlich nicht sein konnte.

In diesem Augenblick kam Izabel hereingestürmt. Bei MacRieves Anblick riss sie die Augen weit auf. »Deus do céu! Kommt er wieder in Ordnung?«

»Es ist nur eine Fleischwunde«, beruhigte Lucia sie.

Sie nickte stumm. »Und wo sind diese unheimlichen Männer hin?«

»Entkommen«, sagte Travis. »Schon lange weg.«

Als sich MacRieve rührte, sagte Lucia: »Helfen Sie mir doch bitte, ihn in die Kabine zu bringen.«

Mit Travis' und Lucias Hilfe konnte MacRieve aufstehen. Doch als er taumelte, duckte sich Travis rasch unter seinen Arm und legte ihn sich über die Schulter, um ihm beim Gehen zu helfen. »Was für'n riesiger Mistkerl«, grunzte er.

Sobald sie MacRieve in die Kabine Nummer sieben verfrachtet und aufs Bett gehievt hatten, sagte Travis: »Wir müssen auf der Stelle losfahren und ihn ins Krankenhaus bringen.«

Lucia warf einen Blick auf das frische Blut, das aus der Kopfwunde des Captains sickerte. MacRieve ist nicht der Einzige, der ins

Krankenhaus gehört.

Der Captain hob den Kopf und rief: »Chuck!« Er runzelte die Stirn, als keine Antwort kam, und fragte Izabel dann: »Du hast ihn doch wohl seit gestern Nacht noch mal gesehen, oder?« Travis schien sich tatsächlich Sorgen zu machen.

»Ihm geht's gut«, sagte Izabel.

Travis' Sorge verwandelte sich in Zorn. »Wo zum Teufel steckt er dann?«

»Charlie ist … er ist …« Izabel verstummte und sah Lucia flehend an.

Ich kann nicht glauben, dass ich das mache. »Charlie war dabei, ein

Loch zu flicken, als wir ankamen. Sah ziemlich übel aus.«

»Capitão, Ihr Kopf blutet wieder«, setzte Izabel eilig hinzu. »Ich werde Sie lieber ins Bett zurückbringen, und dann helfe ich Charlie. Wir machen die Contessa im Nu wieder flott.«

Lucia erwartete, dass Travis herumbrüllen würde, dass niemand irgendetwas verbessern dürfe, doch stattdessen sah er auf Izabel hinab und murmelte: »Was würde ich nur ohne euch beide tun?«

Izabel hingegen wirkte niedergeschlagen. Und jetzt begriff Lucia auch, warum. Okay, vielleicht

sind die Hürden für die beiden doch größer, als ich zuerst angenommen hatte.

Da kam Schecter in die Kabine gerannt. Eines seiner Brillengläser hatte einen Sprung. »Ähm, da hat sich ein Balken an der Luke zum Maschinenraum verkeilt.«

»Und?«, fuhr Travis ihn an. Er sah aus, als ob er den Professor am liebsten ermordet hätte.

»Na ja … ich glaube, Rossiter ist da drin.«

Der Captain und Izabel stürmten sofort los. Als MacRieve mühsam ein Auge öffnete und »Geh ruhig, ich mag den Sterblichen« murmelte,

rannte sie ihnen hinterher, auf dem schnellsten Weg zum Maschinenraum.

Dort stemmte sich der Captain bereits gegen den Balken, und sein Kopfverband war blutgetränkt. Schecter stand stumm dabei. Izabel war fort, zweifellos »suchte« sie nach Charlie.

»Lassen Sie mich helfen«, sagte Lucia. Sie tat so, als ob sie sich mächtig anstrengen müsste, und riss den Balken weg, dann stürzte sie vor, um die Luke zu öffnen. Als dampfender Rauch aus dem Inneren herausströmte, musste sie husten und wedelte mit der Hand

vor ihrem Gesicht herum.

Sobald sich die Wolke verzogen hatte, sah sie Rossiter, der sich auf Händen und Knien die Stufen hinaufquälte. Er hatte kein Hemd an, war mit Öl und Schweiß bedeckt, und das Wasser reichte ihm bis zur Taille. Außerdem schien er von den Dämpfen ganz benommen zu sein, und seine Augen waren blutunterlaufen.

Als Lucia hinablief, um ihm aufzuhelfen, entdeckte sie an der Wand Ölrückstände, die deutlich machten, wie hoch das Wasser gestanden hatte.

»So hoch war das Wasser?« Dann

wäre das Schiff tatsächlich beinahe gesunken.

»Ich hatte eine erstklassige Motivation … die Pumpen am Laufen zu halten«, krächzte Rossiter.

Sie konnte sich kaum vorstellen, wie grauenhaft das für ihn gewesen sein musste – ein Sterblicher, der in der Falle saß, kaum Licht hatte, das Wasser stieg und stieg, und er wusste, dass er sterben würde.

»Wenn Sie nicht gewesen wären, wären wir abgesoffen«, sagte Travis. »Und alles nur wegen dieser beschissenen Riesenkaimane«, fügte er über die Schulter hinweg

hinzu.

Jeder an Bord hasste Schecter, aber Rossiter hatte am meisten Grund dazu. Abgesehen von dieser schrecklichen Nacht, war die Forschungsreise des Doktors jetzt vorbei. Es bestand keinerlei Hoffnung mehr, dass er seine Orchidee noch finden würde. Schecter hätte ihn genauso gut gleich umbringen können.

Sobald sie Rossiter zurück auf Deck geholfen hatten, landete sein wilder Blick auf Schecter. Unter wahnsinnigem Gebrüll griff der Doktor an.

46

»So einen Hieb hab ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen«, sagte Lucia, als sie das Ruderhaus betrat. Chizabel steuerte das Schiff gerade in einen dramatischen orangeroten Sonnenuntergang hinein.

Die bereits lädierte Windschutzscheibe war dem Angriff der Kaimane nicht gewachsen gewesen, und ihr langes schwarzes Haar flatterte wie ein Schleier hinter ihr im Wind, der ungehindert hereinwehte. Izabel war so feminin, dass niemand je auf die Idee gekommen wäre, in ihr könnte ein

halber Mann stecken.

»Ich wollte eigentlich schon viel früher dazwischengehen. Wirklich«, sagte Lucia. »Wo ist eigentlich Travis?«

»Capitão schläft in seiner Kabine. Rossiter hat ihm Morphin gespritzt.«

Der Doktor hatte eigentlich auch MacRieve untersuchen wollen, aber Lucia hatte darauf bestanden, dass seine Wunden nur oberflächlich waren. »Sie werden schon sehen, der ist in null Komma nix wieder auf den Beinen«, hatte sie Rossiter versichert.

»Ist MacRieve noch am Leben?«

»Der ruht sich ebenfalls aus.« Der

Schotte war zwischenzeitlich wieder ohnmächtig geworden, schien aber auf dem Weg der Besserung zu sein. »Die Prognose sieht gut aus.«

Izabel hob die Brauen, als sie das hörte. Sämtliche Sterblichen hatten geglaubt, er wäre so gut wie tot.

Lucia ging davon aus, dass sie und Izabel das Thema Mann oder Frau oder beides? noch ein Weilchen länger vermeiden würden. Also starrte sie einfach nur auf die Sonne am Horizont. So verzweifelt sie heute Morgen noch gewesen war, so voller Hoffnung war sie inzwischen.

Sie war im Besitz eines Dieumorts

und damit ihrem Ziel einen Schritt näher, sich endgültig von Cruach zu befreien. Und einen Schritt näher an einer Zukunft mit MacRieve, dem Lykae, der sich irgendwie von einem Feind in einen Liebhaber und schließlich die Liebe ihres Lebens verwandelt hatte.

Aber noch war sie nicht bereit für MacRieve. Auf der Rückfahrt zur Contessa hatte Lucia gefürchtet, er würde sie bitten, ihn zu heiraten. Wenn es auch bei den Lykae nicht unbedingt üblich war, so hatte er ihr doch gesagt, sie werde eines Tages seine Frau sein. Und falls er ihr einen Antrag gemacht hätte,

was hätte sie ihm bloß antworten sollen? Ach, verschieben wir das doch auf später. Ich melde mich dann bei dir, wenn ich endlich Witwe bin.

Jetzt würde es sich möglicherweise nur noch um wenige Tage handeln, bis sie zu ihrem Schotten zurückkehren konnte – endlich frei. Frei von Skadi und frei von Cruach.

»Wie lange dauert's noch, bis wir da sind?«, fragte Lucia.

»Vier Tage. Maximum.«

»Und du kennst den Weg?«

Izabel funkelte sie nur an. »Besser als sonst jemand auf diesem Fluss«, sagte sie schließlich. »Also, Capitão

hat mir von eurer Nacht erzählt. Damiãno hat euch wirklich angegriffen? Ich wusste doch, dass er louco ist!«

»Das kann man wohl sagen.«

»Travis sagte, die Männer in den Umhängen waren religiöse Fanatiker, die hinter einer Reliquie her waren, die du und MacRieve gefunden habt.«

»Das stimmt genau. Ich bin nur froh, dass wir das überlebt haben.« Lucia zog einen zweiten Hocker heran. »Die letzte Nacht war ja in so mancher Hinsicht sehr aufschlussreich.« Rossiter war ein Held, Schecter ein krimineller,

verantwortungsloser Wissenschaftler, Izabel zum Teil ein … Kerl. »Willst du mir nicht erzählen, was mit dir los ist? Bist du ein Mensch?«

Izabel sah sich um, als ob sie vermutete, jemand wollte ihr einen Streich spielen. »Äh, ja, bin ich. Gibt es denn noch eine andere Option?«

Lucia antwortete mit einer Gegenfrage: »Dann weißt du also, wieso du so bist, wie du bist?«

»Ich wurde von jemandem verflucht. Vermutlich von einer bösen Frau. Voodoo, Santería, wer weiß?« Sie runzelte die Stirn. »Wie kommt’s, dass du deswegen gar

nicht ausrastest?«

»Na, zuerst fand ich's schon heftig, aber ich glaube schon immer an das Übernatürliche, darum hab ich mich ziemlich rasch daran gewöhnt«, erwiderte Lucia. »Und, wann wurde aus Izabel Carlotta Izabel und Charlie?«

Izabel seufzte. »Vor zwei Jahren. Meine erste große Liebe hatte mich gerade sitzen gelassen, und ich hab mich betrunken und mir nur eine Sache von Herzen gewünscht: Ich wollte wissen, warum Männer so denken, wie sie nun mal denken. Diese seltsame Frau sagte mir, sie könne mir meine Frage

beantworten. Am nächsten Morgen bin ich mit einem mächtigen Kater aufgewacht. Ach ja, und als Mann.«

Das war vermutlich eine böse Hexe.

»Ich bin in der Hoffnung zum Amazonas gekommen, hier ein Heilmittel oder eine Erklärung zu finden.«

Ein Heilmittel gab es sehr wahrscheinlich nicht. Die Zaubersprüche einer Hexe waren in der Regel ziemlich hartnäckig, es sei denn, eine andere Hexe von ähnlicher oder größerer Macht würde den Zauber von ihr nehmen. Lucia kannte eine Hexe – Mariketa

die Langersehnte, eine Söldnerin des Wicca, die Partys liebte. Sie könnte ihn möglicherweise aufheben. Allerdings waren ihre unglaublichen Kräfte für fünfzig Jahre gebunden, bis sie besser damit umgehen könnte. Solange würde Izabel ihr Schicksal also zweifellos noch ertragen müssen.

»Kannst du dich hin- und herverwandeln, wie du willst?« Izabel nickte. »Wirst du es Travis sagen? Es ist doch sowieso nur eine Frage der Zeit, bis er es rausbekommt.«

Izabels Augen füllten sich mit Tränen. »Er wird es niemals

verstehen. Ich verlasse das Schiff, sobald ich ihn ins Krankenhaus gebracht habe.«

Armes Mädchen. Noch vor Kurzem wäre sie begeistert gewesen, dass Izabel Travis verließ. Jetzt ärgerte Lucia sich darüber, dass das Mädchen das Gefühl hatte, sie müsste es tun.

Was soll eigentlich diese ganze Sympathie, die ich auf einmal für menschliche Wesen empfinde? Vielleicht sollte Lucia ein Obdachlosenasyl für Sterbliche eröffnen. »Iz, du musst ihm eine Chance geben. Vielleicht überrascht er dich ja.«

»So einfach ist das nicht. Weißt du, ›Charlie‹ braucht auch Liebe. Und Travis … nein, es geht einfach nicht.«

»Wenn du dich hin- und zurückverwandeln kannst, wie du willst, dann bleib doch einfach in deiner weiblichen Gestalt.«

»Ich werde krank, wenn ich mich nicht oft genug in Charlie verwandle und umgekehrt.«

»Darum war Charlie oft so blass.« Jetzt, wo Lucia darüber nachdachte, fiel ihr auf, dass die Zwillinge immer dieselben T-Shirts und Cargohosen getragen hatten. Iz wählte in der Regel schlabbrige Kleidung, falls sie

in aller Eile Charlie werden musste. »Kannst du dich jetzt auf der Stelle in Charlie verwandeln?«

»Ja, aber das mach ich nicht auf Befehl«, fuhr sie Lucia an und wischte sich die Nase am Ärmel ab. »Du wirst es Capitão nicht verraten, oder?« Sie wirkte vollkommen entsetzt angesichts der Vorstellung, er könnte Bescheid wissen.

Lucia hob die Brauen. »Meinst du denn wirklich, er würde mir glauben?«

»Nein, nicht in um milhão de anos, in einer Million Jahren«, antwortete sie. »Dann sind wir immer noch … Freundinnen?«

»Ja, wir sind immer noch Freundinnen, Chiz. Auch wenn ich mich in Zukunft in deiner Gegenwart nicht mehr umziehen werde.«

Izabel sah sie mit offenem Mund an. »Ach, als ob Charlie sich für deinen mageren Arsch interessieren würde, du alte Schlampe!«

»Nein, sondern weil Chuck genauso auf besoffene Kerle steht wie sein Flittchen von Schwester.«

Izabel lachte kurz auf, was sie ihrer fassungslosen Miene nach selbst überraschte. »Das ist das erste Mal, dass ich über diese ganze Sache lachen konnte.«

Dann ist mein Job hier erledigt. »Hör mal, wenn du je in New Orleans bist, musst du mich besuchen. In dieser Stadt geht es echt verrückt zu, und vielleicht finden wir ja jemanden, der weiß, was mit dir passiert ist.«

Ihre Augen wurden groß. »Meinst du das ernst?«

»Ja, sicher. Ich geb dir meine Nummer, ehe wir in den Hafen einlaufen.«

Auf der Treppe begegnete Lucia Rossiter. Er hatte geduscht und sich umgezogen – und immer noch nicht geschlafen.

»Nach Ihnen hab ich gesucht«,

sagte er. »Sind Sie sicher, dass ich mich nicht um Ihren Mann kümmern soll?«

»Was?«

»Ich könnte ihn untersuchen.«

»Ach so, MacRieve. Ihm geht's gut. Es war wirklich nur ein Kratzer. Aber danke für das Angebot. Und nochmals danke dafür, dass Sie das Schiff über Wasser gehalten haben.«

Er schenkte ihr ein klägliches Grinsen. »Das hatte auch ein wenig mit meinem Selbsterhaltungstrieb zu tun.«

Nach dieser höllischen Nacht, die hinter ihm lag, hätte er es

besonders nötig, sich auszuruhen. Aber er konnte sich nicht in den Schlaf retten, konnte nicht vergessen. Wieder stieg Mitgefühl in ihr auf. »Hören Sie, es tut mir echt leid, dass Sie auf dieser Expedition nicht gefunden haben, was Sie suchen.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich werd's überleben«, sagte er, um gleich darauf das Gesicht zu einer Grimasse zu verziehen.

Nein, das würde er nicht. Ich kann Menschen nicht leiden, ich kann Menschen nicht leiden … So oft sie sich das auch innerlich vorsang, sie verspürte trotzdem den verrückten

Drang, diesem Menschen zu helfen.

Ehe sie noch etwas tat, was sie später bereuen würde – ihm beispielsweise zuraunen: Psst, wollen Sie zu einem Mythos werden, so wie wir? –, sagte Lucia: »Ähm, ich muss dringend jemanden anrufen.« Mit diesen Worten stürzte sie an ihm vorbei.

Auf dem Weg zum Achterdeck wählte sie Nïx' Nummer – und erreichte sie tatsächlich. Die Hellseherin war sogar vergleichsweise klar. Größtenteils.

»Nïx, ich habe gute Nachrichten und echt beschissene Nachrichten«, sagte Lucia. Dann erzählte sie ihr

alles, was passiert war, und endete mit: »Ähm, tja, das heißt, dass möglicherweise ein kleines bisschen Wasser ins Grab eingedrungen sein könnte.«

»Also, wen habt ihr damit noch mal aufgeweckt?«, fragte Nïx in verwirrtem Ton.

»Das große Böse. Die Vergoldete. Klingelt's da bei dir?«

»Darum werden wir uns später Sorgen machen«, sagte Nïx. »Im Augenblick müssen wir erst mal w e n i g s t e n s eine Apokalypse aufhalten. Steht bei dir nicht ein Mord oder so auf der To-do-Liste? Wo ist denn bloß wieder dieser

Notizzettel …?«

»Ja, Nïx. Ich bin in vier Tagen wieder im Hafen. Ich brauche ein Transportmittel, wärmere Kleidung, Jeans und Stiefel.«

»In Iquitos wird ein Helikopter auf dich warten, und dann geht es weiter mit einem Jet in die Nordlande. Darin findest du die nötige Kleidung und Ausrüstung. Vorausgesetzt, ich vergesse es nicht.«

»Nïx!«

»Oh, oh – an eine Sache erinnere ich mich jedenfalls. Du musst dir d e n Dieumort schnappen und MacRieve loswerden.«

»Ich hatte sowieso vor, ihn abzuhängen, aber warum sagst du das?«

»Weil er vorhat, genau dasselbe mit dir zu tun, um Cruach selbst entgegenzutreten – ohne dich.«

»Nein, das wagt er nicht!« Er wusste doch nicht einmal von ihrer Beteiligung. Sie hatte geglaubt, etwas Derartiges verhindern zu können, wenn sie verschwieg, wie sie in die ganze Sache verwickelt war.

»Oh, und ob!«

Wahrscheinlich wollte er sie nur wieder beschützen – ein sehr dummer und sehr nobler

Beweggrund. Dieser Mistkerl! Abgesehen davon, dass das ihr Kampf war – und sie schon verdammt lange darauf wartete, den Blutigen Verdammten zu vernichten –, könnte Cruach MacRieve infizieren.

Aber sie hatte schon eine Idee, wie sie den Schotten davon abhalten könnte. Genau genommen war er derjenige, der sie auf diese Idee gebracht hatte. Ich muss nur in den nächsten vier Tagen in Schecters Kabine einbrechen …

»Nïx, sieh zu, dass Regin sich bereithält.« Wie immer würde Lucia das Ziel anvisieren und Regin ihr

assistieren. Und nicht irgendein Werwolf mit hohen Idealen. Wenn das alles vorbei war, würde Lucia zu ihm zurückkehren und ihm alles … äh, irgendwie erklären.

»Traurigerweise muss Regin auf den Spaß, einen Gott umzulegen, und die Aftershowparty verzichten«, sagte Nïx. »Es scheint so, als ob sie gerade entführt worden wäre.«

»Was?«, rief Lucia. »Wer würde – wer könnte – sie denn entführen?«

»Die Einzelheiten sind noch unklar, aber es ist mir gelungen, den Kreis der Verdächtigen auf fünfzehn einzuengen, unter anderem eine Boyband, Außerirdische, die CIA

und ein Berserker.«

Während der Regen auf die Contessa herabprasselte, zog Garreth Lucia an seine Brust. Beide waren völlig entspannt nach stundenlangem Sex.

»Kaum zu fassen, dass wir fast schon wieder zurück in Iquitos sind«, murmelte er. Er hatte seine frühere Stärke voll und ganz zurück, gerade rechtzeitig. Sie würden bei Tagesanbruch im Hafen einlaufen.

»Mir tut's fast leid, das Schiff zu verlassen, selbst nach allem, was wir durchgemacht haben.« Sie strich träge mit den Fingern über seine verheilte Brust. »Und ich

vermisse jetzt schon meinen Schmetterling.«

Er versicherte ihr, dass er schon einen Weg finden würde, um ihn zu behalten, doch ihr Gesicht nahm nur einen seltsamen Ausdruck an. »Ich denke, Lucia Incantata braucht ihre Freiheit.«

»Ich hänge auch an dem alten Kahn, mein Mädchen«, sagte er. »Hier habe ich einige der besten Nächte meines Lebens verbracht. In diesem Bett.«

Sie nickte. »Eindeutig in diesem Bett.«

Er fuhr mit den Fingern durch ihr Haar, dermaßen von ihr fasziniert,

dass er beinahe seinen Plan vergessen hätte. Garreth hatte vor, sie in dieser Nacht so lange und hart ranzunehmen, dass sie in den frühen Morgenstunden vor Erschöpfung einschlafen und in einen beinahe komatösen Zustand fallen würde. Dann konnte er sich um die anstehenden Probleme kümmern.

»Aber du warst sehr nachdenklich in den letzten vier Tagen.« Und die Albträume waren so schlimm wie eh und je. Er wollte ihr unbedingt helfen und konnte nicht.

Sie zuckte mit den Achseln. »Das sind vermutlich nur die Nerven

wegen des bevorstehenden Kampfes. Ich werde bestimmt ruhiger sein, wenn wir den Dieumort erst einmal eingesetzt haben. Ich mach mir nämlich ein bisschen Sorgen, dass noch jemand kommen wird, um ihn uns abzunehmen.«

Sie hielten ein uraltes Geheimnis in Händen, das jahrtausendelang an einem zuvor vollkommen unzugänglichen Ort verborgen gewesen war, beschützt von legendären Geschöpfen, und dieses Ding trugen sie nun in die Welt hinaus.

Garreth war ebenfalls mehr als

bereit, ihn endlich einzusetzen. An diesem Nachmittag hatte er Lachlain angerufen, um sich zu vergewissern, dass Bowens Hexe diesen Gott mithilfe ihrer Hexenfähigkeiten finden konnte. Lachlain war begeistert gewesen, dass Garreth seine Gefährtin nach so langer Zeit endlich zu der Seinen gemacht und dazu auch noch den Dieumort ausfindig gemacht hatte. Weniger begeistert war Lachlain darüber, dass sein jüngerer Bruder beinahe von einer Schlange zum Frühstück verspeist worden war.

»Oh Mann, Garreth!«, hatte er gebrüllt. »Ich komme mit dir auf

diese Mission, und Bowen ebenfalls.«

»Vergiss es.« Nach allem, was die beiden in den letzten Jahren durchgemacht hatten, weigerte sich Garreth, ihnen noch mehr Ärger zuzumuten. »Kann die Hexe mein Ziel jetzt finden oder nicht?«

»Aye, diese einfacheren Zauber kann sie immer noch ausführen. Aber du hast doch wohl nicht vor, Bowen und mir einen so schönen Kampf vorzuenthalten?«

»Solange ich damit verhindere, dass eine Vampirkönigin und die mächtigste Hexe aller Zeiten sauer auf mich sind? Oh, aye!«

»Was hast du vor?«

»Ich werde Lucia den Pfeil stehlen, mich davonschleichen und den Gott erschießen. Dann kehre ich mit einem Geschenk und einer Entschuldigung zurück und verspreche ihr, dass sie den nächsten Gott erschießen darf.« Garreth hatte weitaus zuversichtlicher geklungen, als er wirklich war. Schließlich hatte er keine Ahnung, ob sie ihm vergeben würde – oder ob sie einfach wieder davonlaufen würde.

Aber er hatte schließlich kaum eine Wahl. Er durfte auf keinen Fall ihr Leben riskieren. Schon die Waffe

in ihrem Besitz zu haben stellte eine Gefahr dar. Er musste gehen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu hoffen. Wenn er sie vielleicht zu irgendeiner Art von Zusage überreden könnte …

»Die Dinge werden sich ändern, wenn wir wieder zurück sind, Lousha«, sagte er jetzt. »Aber ich hoffe, nicht allzu sehr.« Er nahm ihr Gesicht in seine Hände und küsste sie auf Stirn, Lider und die Ohrspitzen. »Ich weiß ja, dass ihr Walküren Hochzeiten und diesen Kram mögt. Also, wenn du gerne meine Frau werden möchtest …« Als sie daraufhin in seinen Armen

erstarrte, fuhr er in säuerlichem Ton fort: »Oder auch nicht. Alles klar. Ich hab nur gefragt, weil mein Bruder seine Gefährtin geheiratet hat.«

»Könnten wir das erst mal verschieben und darüber reden, wenn wir mit dem Töten fertig sind?«

Der Schrei eines Mannes zerriss die Luft.

»Den Schrei kenne ich«, sagte Lucia.

Schecter. »Er muss wohl noch eine Eidechse in seiner Kabine gefunden haben«, sagte Garreth. »Inzwischen versetzen ihn alle Kaltblüter in

Angst und Schrecken. Beinahe so sehr wie Rossiter.«

Der sterbliche Rossiter schien sich stoisch mit seinem Schicksal abgefunden zu haben, bis Garreth erwähnt hatte, dass vermutlich auf der Stelle ein anderes Schiff aufbrechen würde, um die prächtige Barão und die Leichen zu bergen. Wenn es dem Doktor gelänge, sich einen Platz an Bord zu sichern, würde er insgesamt nur einen Monat verlieren. Nur. Für einen Sterblichen war ein Monat eine lange Zeit. Für einen todkranken Sterblichen eine Ewigkeit.

Lucia seufzte. »Okay, einige Dinge

gibt es schon, die wir jedenfalls nicht vermissen werden.« Sie beugte sich vor und küsste Garreth aufs Kinn. »Aber ich mein's ernst, was ich vorhin gesagt habe, Schotte. Ich möchte wirklich mit dir über die Zukunft sprechen, nur jetzt noch nicht.«

Zur Hölle, das war mehr, als er erwartet hatte. Er entspannte sich wieder und zog sie auf seinen Körper. »Ich kann warten. Vorläufig«, fügte er großspurig hinzu. In Wahrheit würde er auch bis in alle Ewigkeit auf Lucia warten.

Sie spürte, wie er unter ihrem

Körper hart wurde. »Schon wieder?«

»Schon wieder.« Was ich nicht alles tue, um die Welt zu retten. »So oft du mich lässt. Ich kann gar nicht genug von dir kriegen.«

»MacRieve?«, murmelte sie.

»Aye?«

Ihr Arm bewegte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit auf ihn zu, in der Hand hatte sie eine riesige Spritze.

Noch ehe er reagieren konnte, fühlte er den Stich der Injektion in seinem Hals. »Lousha! Warum?«

Während er darum kämpfte, die Augen offen zu halten, flüsterte sie:

»Ich wähle dich.«

47

»Verdammte Scheiße«, murmelte Garreth. »Nicht schon wieder.«

Er war vor wenigen Sekunden erwacht – oder zumindest mehr oder weniger zu sich gekommen –, um festzustellen, dass Lucia fort war. Mit einem Schlag kamen die Erinnerungen an die letzte Nacht wieder zurück. Sie hatte ihn einfach ruhiggestellt. Vermutlich hatte sie sich an Schecters Vorrat bedient. Die ganze Zeit über hatte sie nur im Sinn gehabt, ihn zu übertölpeln, während Garreth sich auf den Sex mit ihr konzentriert hatte –

zugegebenermaßen ein Teil seines Plans, sie zu übertölpeln.

Er sog witternd die Luft ein. Das Schiff lag im Hafen. Aber sie war schon lange fort, vor vielleicht zwei Stunden hatte sie die Kabine verlassen. Er schnappte sich sein Telefon und rief Bowen an. »Deine Hexe muss mir einen Gefallen tun.«

»Ich freu mich auch, von dir zu hören, Dunkler Prinz. Warte mal einen Moment.«

Während er darauf wartete, dass Mariketa an den Apparat kam, zog Garreth sich an und packte seine Sachen. Er hatte vor, auf der Stelle aufzubrechen.

»Hallo?«

»Du musst Lousha für mich suchen«, sagte er. »Du hast mir mal gesagt, das könntest du.«

»Ja, ich kann dich ganz in ihre Nähe bringen.«

Garreth hatte Lucias Duft verinnerlicht und würde sie auch aus einer Entfernung von mehreren Meilen finden. »Super.« Anscheinend waren Hexen manchmal richtig praktisch.

»Aber das mache ich natürlich nicht gratis.«

Garreth hasste diese dämlichen Hexen! »Du kannst mir berechnen, was du willst, Hauptsache, du gibst

mir die verdammten Koordinaten.«

»Mari, ich möchte mir wirklich nur ungern nachsagen lassen, dass ich deine Erpressungsversuche nicht unterstü…«

»Meinen Unternehmergeist«, berichtigte sie.

»Aber vielleicht wäre ein Preisnachlass für Familienmitglieder angebracht, Liebes.«

»Du meinst für die ganze Familie? Von mir aus«, sagte sie. »Dann such ich mal nach ihr.« Während Garreth wartete, meckerte sie die ganze Zeit darüber, wie umfangreich dieses »MacRieve-Rudel« doch sei.

Auf einmal holte sie abrupt Luft. »Garreth, ich weiß nicht, warum Lucia zu diesem speziellen Ort geht, aber es handelt sich dabei um einen Treffpunkt des Bösen. Ich meine, richtig böse.«

»Aye, das weiß ich schon«, blaffte er sie an, um ungeduldig hinzuzufügen: »Da wohnt ein böser Gott, den ich baldmöglichst töten werde. Also rück endlich die Einzelheiten raus, Hexe!«

Das abgetrennte Bein einer Frau.

Es lag am Eingang zu Cruachs Höhle, wie zur Begrüßung.

Doch als Lucia vor zwei Stunden in der Abenddämmerung

angekommen war, hatte sie nicht einen einzigen Cromiten entdeckt, gegen den sie hätte kämpfen können, und alles an der ganzen Situation schrie: Falle!

Während sie jetzt darauf wartete, dass sich Cruach erhob, lief sie mit dem Bogen über der Schulter vor der Höhle auf und ab. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander, rasten von einer Erinnerung zur nächsten: der Blick auf MacRieves Gesicht, kurz bevor die Wirkung des Beruhigungsmittels einsetzte, ihre überstürzte Flucht aus Iquitos, der nicht enden wollende Flug in diese kalten Nordlande.

Der Höhepunkt war schließlich ihre Wanderung durch den öden Wald bis zu Cruachs Höhle gewesen. Dieser Wald war ein durchaus passender Vorbote der Höhle. Voller Schatten und versteinerter Bäume, wurde er für alle Zeit durch Cruachs fauligen Berg vom reinigenden Ozean abgetrennt.

Sie hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten, diesen Ort wiederzufinden, obwohl inzwischen so viel Zeit vergangen war. Um die gähnende Öffnung herum wuchs gar nichts, und immer fanden sich dort alte, gebleichte Knochen verstreut.

Hin und her, auf und ab, und die

Gedanken rasten … Lucia konnte nicht aufhören, sich um Regin Sorgen zu machen, die nach fünf Tagen immer noch vermisst wurde. Nachdem sie Nïx immer wieder vergeblich angerufen hatte, hatte Lucia damit begonnen, Annika auf die Nerven zu gehen.

Annika hatte die aneurysmatische Phase bereits hinter sich und war voll in Aktion, sandte Suchtrupps aus und heuerte Hexen an, auf magische Weise nach Regin zu suchen. Doch bis jetzt hatte noch niemand auch nur eine Spur von ihr gefunden.

Wer hatte sie entführt? Sicherlich

war es dieser Berserker gewesen, Aidan der Grimmige, in seiner letzten Reinkarnation. Aber Aidan hatte Regin noch nie zuvor entführt.

Na ja, zumindest nicht ohne Zeugen.

Lucia musste endlich ihre Aufgabe erledigen und dann auf schnellstem Wege zurückkehren, um ihre Schwester zu suchen. Wie sie sich danach sehnte, das alles endlich hinter sich zu lassen. Und doch wusste sie auch, wie riskant es wäre, aktiv zu werden, ehe Cruach den ersten Zug machte …

Zwei Tage war bisher die längste Zeit gewesen, die sie darauf hatten

warten müssen, dass er auftauchte. Lucias Albträume waren auf erschreckende Weise immer genauer geworden. So grauenhaft, wie sie in den letzten Nächten gewesen waren – warum kam er nicht heraus?

Falle.

Erneut zog sie den Dieumort aus dem Köcher an ihrem Oberschenkel, betrachtete den hölzernen Schaft und die uralten Federn. Er war so vollkommen anders als Skadis perfekte goldene Pfeile, und doch setzte Lucia mehr Vertrauen in ihre Waffe als je zuvor. Auf dem Flug hierher waren ihr die feinen

Inschriften in der Nähe der Pfeilspitze zum ersten Mal aufgefallen, und wieder hatte sie die darin verborgene Macht gespürt.

Inzwischen vermutete sie, dass der Pfeil aus einem verzauberten Weltenbaum, einem Baum des Lebens, geschnitzt worden war. Es gab davon auf der ganzen Erde weniger als ein Dutzend, aber es hieß, einer von ihnen wachse am Amazonas. Gäbe es eine passendere Art, ein Wesen zu vernichten, das sich an Blut und Tod ergötzte?

Und gäbe es einen besseren Weg, mich selbst umzubringen?, dachte

sie, als sie den Dieumort wieder zu ihren anderen Pfeilen in den Köcher steckte. Ihr war gar nicht wohl bei dem Gedanken, so eine Waffe bei sich zu haben – eine der mächtigsten, die je existiert hatten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis irgendein Feind auftauchte, um ihr diesen Preis zu entreißen. Sie wollte nur eins: den Pfeil so schnell wie möglich benutzen und ihn – und Cruach – damit für alle Zeit auslöschen.

Ein eisiger Wind blies, und sie zog die Jacke fest um sich. Sie wünschte sich wieder in die sinnliche Wärme des Amazonas

zurück, zusammen mit MacRieve, statt sich an der Pforte zur Hölle die Beine in den Bauch zu stehen. Und das war keine Übertreibung.

Sie konnte sich keinen grauenhafteren Ort vorstellen. Diese Höhle war der passende Aufenthaltsort für das Ungeheuer, das darin hauste, dekoriert mit verwesenden Leichen und von Ungeziefer verseucht. Sie erinnerte sich nur zu gut an den Anblick, wie Cruach aus einem Kelch trank und ihm das Blut übers Kinn und durch seine verfaulenden Wangen tropfte. Sie erinnerte sich daran, wie er sich nährte.

Aber das Schlimmste war der Geruch. In diesem Moment war der Gestank, der aus der Höhle quoll, so übel, dass er fast sichtbar war in der vergleichsweise sauberen Luft davor.

Verdammt noch mal, wie lange konnte sie noch warten? Irgendwann würde MacRieve sie aufspüren. Das war es schließlich, was seine Art am besten konnte. Außerdem musste sie Regin finden und vor ihrem besessenen Berserker retten. Und mit jeder Stunde, die Lucia hier verschwendete, riskierte sie, dass die Cromiten zurückkehrten oder

andere Feinde auftauchten, die auf der Suche nach dem Dieumort waren.

Wenn sie Cruach erst einmal gegenüberstand, hatte er ihrer Geschwindigkeit nichts entgegenzusetzen, mit seinem buckligen, zerbrochenen Körper. Sie hatte eine Waffe in ihrem Köcher, die ihn auslöschen würde. Je eher sie ihre Mission erledigte, umso rascher könnte sie zu MacRieve zurückkehren.

Ich möchte endlich unser gemeinsames Leben beginnen. Sie könnte den Schotten bitten, ihr bei der Suche nach Regin zu hel…

In diesem Moment drang Cruachs Stimme an ihr Ohr, von den Echos der Tunnelwände um ein Vielfaches verstärkt: »Komm zu mir, schöne Lucia. Sonst komme ich und hole dich.«

Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Schöne Lucia. Weitere Erinnerungen bombardierten sie. Der mit Knochen bedeckte Altar, diese lüsternen Kerle in ihren Umhängen, der … Schmerz. Ihre Wut auf ihn war nie erloschen, hatte tief in ihr immer geschwelt. Doch jetzt brach er aus ihr heraus wie ein Vulkan. Sie lechzte nach roher Gewalt, wollte ihn endlich

ihren Zorn spüren lassen. Nach eintausend Jahren sehnte sie sich danach, den Blutigen Verdammten zu vernichten.

Die Jägerin würde den Bären erlegen – in seiner Höhle.

Sie holte noch einmal tief Luft, nahm den Bogen entschlossen in die Hand und bereitete sich darauf vor, entweder den Dieumort für Cruach zu ziehen oder einen gewöhnlichen Pfeil für eine seiner Wachen. Dann machte sie sich auf den Weg durch den Tunnel. Je tiefer sie vordrang, umso feuchter wurde der Boden. Jeder ihrer Schritte erzeugte ein schmatzendes

Geräusch, denn sie watete durch einen Sumpf aus verwesendem Fleisch und Blut. An den Wänden brannten hier und da Fackeln, die aus den Knochen und Kleidern seiner Opfer bestanden.

Seit dem ersten Mal war sie nie wieder hier drin gewesen. Und es war so viel schlimmer als ihre Erinnerungen. Wie konnte ich mich von diesem Unhold nur so täuschen lassen? Den Göttern sei Dank, MacRieve würde niemals herausfinden, dass sie dieses Ungeheuer geheiratet hatte …

»Was für ein Zufall, dich ausgerechnet hier zu treffen«, sagte

eine Stimme hinter ihr.

Mit einem leisen Aufschrei wirbelte Lucia herum. »Was machst du denn hier? Wie hast du hergefunden?«

»Ich hab so meine Mittel und Wege«, sagte er mit einem erstickten Husten. »Bei den Göttern, was für ein Gestank.«

»Mariketa hat mich ausfindig gemacht, stimmt's?«

»Oh, aye.« Die Hexe hatte ihn in die Nähe der Höhle geleitet, aber Garreth konnte immer noch kaum glauben, dass er den Tunnel tatsächlich gefunden hatte. Der Gestank, der daraus hervorquoll, machte es extrem schwierig – und

schmerzhaft –, Lucias Witterung aufzunehmen. »Bei der richtigen Bezahlung können Hexen recht entgegenkommend sein.«

Allerdings fürchtete er, dass die Hilfe der Hexe auch eine Kehrseite haben könnte. Bowen und Lachlain taten sich möglicherweise zusammen und folgten Garreth hierher.

»Wie kommt es, dass du noch auf beiden Füßen stehst?«, fragte er. »Mich hat der Gestank beinahe umgehauen, als ich hier reinkam. Sag Nïx, sie soll dir das nächste Mal gefälligst einen etwas weniger ekligen Gott zuteilen.« Er wischte

sich mit dem Ärmel übers Gesicht. »Ich meine, hast du je schon mal so was Widerliches gerochen?«

Bei diesen Worten schien Lucia sogar noch bleicher zu werden. »Du musst auf der Stelle gehen!« Immer wieder blickte sie über ihre Schulter zurück.

»Ich verlasse dich ganz bestimmt nicht, so wie du mich. Warum bist du denn schon wieder davongelaufen?«

»Dies ist zu gefährlich. Du begreifst nicht …« Sie sah aus, als ob sie gleich keine Luft mehr bekommen würde. So kurz vor einer Panik hatte er sie noch nie

gesehen.

»Wenn es so gefährlich ist, meinst du denn, ich würde dich da einfach so reinmarschieren lassen?«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Du könntest dich infizieren!«

»Genauso wie du.«

»MacRieve, ich werde dich nie wieder um irgendetwas bitten, solange ich lebe, aber jetzt flehe ich dich an, diesen Ort zu verlassen.«

»In welchem Universum glaubst du wohl, würde ich dich im Stich lassen?«

»Ich hab dir doch davon erzählt, dass Cruach dich Dinge sehen lassen kann, die gar nicht da sind,

und dass er in der Lage ist, dir Gefühle aufzuzwingen. Er wird sich deines Verstands bemächtigen! Je länger du hier drin bist, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit einer Infektion.«

Garreth legte ihr den gekrümmten Finger unters Kinn. »Lousha, glaubst du denn, es gibt irgendeine Macht auf der Welt, die mich dazu bringen könnte, dir etwas anzutun?«

»Du bist nicht stark genug, um dagegen anzukämpfen.« Sie schüttelte ihn ab und trat einen Schritt zurück. »Niemand ist das.«

»Ach ja? Dann mach dir doch

lieber mal Gedanken über deine eigene Reaktion ...«

»MacRieve, ich bin … immun gegen ihn.«

»Wie? Warum?«

Ihr Blick huschte unruhig hin und her. Tränen schimmerten in ihren Augen. »Bitte, du musst gehen!«

Würde er endlich ihre Geheimnisse erfahren? »Warum bist du immun, Lousha?«

Sie schien ein Schluchzen zu unterdrücken. Dann flüsterte sie: »Weil ich … weil ich seine Frau bin.«

48

Wie wird er reagieren?

MacRieves Miene war unergründlich. Endlich hatte sie die Wahrheit ausgesprochen und ihm ihr schändliches Geheimnis enthüllt, wovor sie so entsetzliche Angst gehabt hatte.

»Das ist also der Grund für alles«, sagte er ruhig. »All die Angst, das Weglaufen. Die Albträume.« Sie nickte. »Du nanntest ihn den Teufel.«

»Das ist er.« Was denkst du gerade, Schotte?

»Aber du … hast ihn geheiratet?«

MacRieve ekelt sich vor mir. »Im Grunde genommen, ja.«

»Mit Zeremonie und allem drum und dran?«

Sie schluckte. »Er hat mich hereingelegt. Ich war erst sechzehn.«

Ein Muskel zuckte in seiner Wange, und seine Augen wurden blass. »Dann lass dir gesagt sein …«

Sie hielt den Atem an.

»Mein Mädchen, ich werde dich gleich zur Witwe machen …«

Sie hörten, wie in der Ferne Schwerter aus ihren Scheiden gezogen wurden. Als sie und MacRieve herumwirbelten, standen

sie einer ganzen Armee von Cromiten gegenüber, deren Augen vor Fanatismus fiebrig glänzten.

»Noch mehr von diesen Ärschen?«

Es mussten über hundert sein. »Bitte, MacRieve, lass uns beide gehen, ehe sie angreifen. Bring mich fort von hier!«

Er schien hin- und hergerissen. Schließlich sagte er: »Ich bringe dich fort, aber ich werde wiederkommen und ihn mir vorknöpfen.«

Doch aus der anderen Richtung kamen noch mehr Gegner auf sie zumarschiert und versperrten ihnen den Weg.

»Sieht so aus, als müssten wir kämpfen, Liebes!« Ohne jede Vorwarnung griff MacRieve sie an und zerfetzte sie mit seinen Klauen.

Lucia feuerte Pfeil auf Pfeil in das Gefecht, stets auf der Hut, nicht etwa MacRieve zu treffen, und streckte einen Sterblichen nach dem anderen nieder.

Aber es war furchtbar eng in dem Tunnel, und der Lykae schien überall zu sein …

Mit den Gedanken immer noch bei ihrer Enthüllung stürzte Garreth sich ins Getümmel und löschte die Cromiten reihenweise aus. Doch sobald er einen eliminierte, tauchte

ein weiterer auf, auch wenn Lucias Pfeile unaufhörlich an ihm vorbeizischten und ihre Feinde zwischen die Augen trafen.

»Warum hast du mir denn nicht gesagt, dass du verheiratet bist?« Mit einem widerlichen Gott.

»Ich wollte nicht, dass du es weißt. Niemand sollte es wissen!«

Dieser Scheißkerl hat meine Lousha reingelegt und in dieses Höllenloch gelockt? Er war schon so gut wie tot!

»Was denkst du, MacRieve?«, rief sie, während sie drei Pfeile gleichzeitig abschoss.

Während er weiterkämpfte, kam

ihm in den Sinn, dass er gründlich über die Tatsache nachdenken sollte, dass seine Gefährtin verheiratet und alles noch viel komplizierter war, als er je gedacht hatte. Stattdessen waren seine Gedanken ganz simpel, primitiv.

Bring diese Idioten um, erschieß den Gott, und dann gehört Lousha für immer dir. Wut vermischte sich mit Klarheit. Zumindest gab es jetzt endlich einen Feind, den er bekämpfen konnte.

»MacRieve?«

»Du hättest es mir sagen sollen.« Er duckte sich unter einem Schwall arteriellen Blutes hinweg und

beförderte einen Körper ohne Kopf mit einem Fußtritt aus dem Weg.

»Ich wollte genau das hier vermeiden!«

»Wie oft habe ich dich nach deinen Albträumen gefragt?«

»Diese Träume sind Omen. Sie sagen mir, dass er sich bald erheben wird.« Wieder drei Pfeile in schneller Abfolge. »Das konnte ich dir doch nicht sagen, weil ich wusste, dass du herkommen würdest. Aber das hier ist meine Verantwortung. Das ist es seit über einem Jahrtausend.«

Leichen türmten sich aufeinander, Blut spritzte, Cromiten schrien. Wir

kommen gut voran.

»Was versuchst du zu beweisen?«, fragte Lucia.

»Dass du mich nicht hättest verlassen dürfen!«, brüllte er zwischen zwei Hieben zurück.

»Dasselbe wolltest du doch mit mir tun. Wage es ja nicht, das abzustreiten!« Das tat er nicht. »Und warum ist es bei dir etwas anderes?« Eine weitere Salve von Pfeilen. »Was gibt dir das Recht, dein Leben aufs Spiel zu setzen?«

»Weil du dein Leben weiterleben könntest, sollte mir etwas zustoßen«, fuhr er sie an. Dann stürzte er sich auf die letzten

Cromiten.

Da irrst du dich, dachte sie, während sie MacRieve dabei zusah, wie er mit ihren Feinden kurzen Prozess machte.

Während Lucia sich noch bemühte, in dem feuchtkalten Tunnel wieder zu Atem zu kommen, stand er über sein letztes Opfer gebeugt da, seine Brust hob und senkte sich heftig. Er hatte gewütet wie ein Verrückter und so viele erschlagen.

Und jetzt mussten sie sofort die Gelegenheit nutzen und weitergehen!

»Schotte, du musst auf mich hören! Du darfst Cruach nicht

entgegentreten! Du wirst dich infizieren!«

»Lousha«, krächzte er. »Ich will, dass du eines weißt.«

»Kannst du mir das nicht draußen sagen?«

Er schüttelte den Kopf. »Du musst wissen, dass ich dich liebe.«

»Und das musst du mir ausgerechnet jetzt sagen?« Sie verstummte, als er den Blick hob.

Seine Augen waren milchig weiß.

»Nein, nein, nein!« Ihr Herz schien stillzustehen. Sie bekam nicht genug Luft. Cruach hatte ihn bereits angesteckt, und schon bald würde er jedem Schaden zufügen, den er

liebte.

Und bei den Göttern, er liebt mich.

»MacRieve, du musst dagegen ankämpfen!« Sie schlang sich den Bogen wieder über die Schulter und streckte ihm beide Hände entgegen. »Komm mit mir, wir werden diesen Ort gemeinsam verlassen.«

»Ich liebe dich so sehr, dass es wehtut.« Seine Worte klangen rau. »Das wollte ich dir schon lange sagen.«

MacRieve war … verloren.

Cruachs Gelächter erklang, hallte durch den Tunnel aus nasskalter Erde. Dann befahl er: »Bring meine

Frau zu mir, Lykae.«

Als sich MacRieve gehorsam auf sie stürzte, um ihre Arme zu ergreifen, rief sie: »Nein, tu mir das nicht an!« Sie schlug nach ihm, versuchte sich zu befreien, aber er war viel zu stark. »MacRieve, du musst dich widersetzen!«

Doch er hörte sie nicht, zwang sie, an den gefallenen Cromiten vorbei in Cruachs Kammer zu gehen.

Genau wie beim ersten Mal. Als sie ein verängstigtes Mädchen gewesen war. Jetzt war sie eine verängstigte Frau, die die Panik und die dämmernde Erkenntnis, dass sie verloren war, noch einmal

durchlebte.

Er zerrte sie in die grausige Hauptkammer von Cruachs Gefängnis, wo der Tunnel sich weitete und die Wände etwas höher waren. Der Boden war mit Toten übersät. Die Leichen, die an den tropfnassen Wänden aufgeschichtet lagen, wimmelten nur so von Maden. Frauen, Kinder – niemand war verschont worden. Der konzentrierte Gestank trieb ihr Tränen in die Augen und ließ sie würgen.

Als Erstes sah sie vier cromitische Altarwächter, die bei ihrem Gott geblieben waren. Dann fiel ihr Blick

auf den Altar selbst, der immer noch feucht vom letzten Opfer war. Ihr schlug das Herz bis zum Hals, als sie MacRieve anflehte: »Bring mich fort von hier! Bitte …«

Dann sah sie ihn. Nichts hatte sich geändert. Cruach war immer noch derselbe Albtraum, der sie jeden Tag ihres ganzen langen Lebens verfolgt hatte. Die Hörner, der missgebildete Körper, die scheußlichen gelben Augen. Seine schuppige Haut zerfiel, war an manchen Stellen ganz und gar verfault, sodass seine blutbefleckten, gebrochenen Knochen durchschienen.

»Ach, Eheweib, ich habe von dem Tag geträumt, an dem du zu mir zurückkehren würdest.« Er bedeutete ihr mit einer Geste, zu ihm zu kommen.

»Nein! Nein!« Als sie den Kopf schüttelte und die Füße in den Boden stemmte, zwang MacRieve sie näher zu treten. »Lass mich los!«

»Wenn es dein Wunsch ist, auf diese Weise fortzufahren, Lucia, so sei es«, sagte Cruach. »Kette sie an«, befahl er MacRieve.

MacRieve riss sie so brutal in seine Arme, dass er sie beinahe zerdrückte. Schon jetzt zwang ihn

der Gott dazu, derjenigen wehzutun, die er liebte.

Obwohl sie sich nach Kräften gegen ihn wehrte, warf er sie mit so viel Wucht auf den Altar, dass ihr Schädel hart aufschlug. Sie sah nur noch verschwommen und bekam kaum noch Luft. Der Bogen in ihrem Rücken drückte sich in ihre Haut. Dennoch kämpfte sie gegen die Männer in den Umhängen, die eines ihrer Handgelenke ergriffen. MacRieve schloss mit Leichtigkeit die Handschelle um ihr anderes Handgelenk.

»Bitte, tu das nicht! Garreth!«

Keine Reaktion.

Trotz ihres Widerstandes ketteten sie sie an den Altar. Sie hatte gebetet, ihn nie wieder berühren zu müssen. Dort lag sie nun, bewegungslos, schutzlos, als Cruach zu ihr herüberhumpelte.

»Was haben wir denn hier?« Mit lüsternem Blick legte er ihr die knotige Hand aufs Knie und arbeitete sich von dort aus langsam vor.

Sie erschauerte. Bittere Galle stieg in ihrer Kehle auf.

Doch an ihrem Oberschenkelköcher hielt er inne. »Hatte die Jägerin etwa vor, mich noch einmal wie eine Jagdbeute zu

erlegen?« Seine fleischigen Finger schlossen sich um den Pfeil, den sie hergebracht hatte, um ihn zu töten. Gemächlich zog er ihn heraus. »Ah, ein Dieumort. Meine Braut kam mit der Absicht her, sich zur Witwe zu machen.«

Er hielt den Pfeil über ihr in die Höhe, aber ganz gleich, wie stark und verzweifelt sie an den Ketten zerrte, sie war machtlos. »Garreth! Hilf mir!«

Doch anstatt sie mit dem Dieumort zu erstechen, brach Cruach den Pfeil entzwei und ließ ihn zu Boden fallen. Dann trat er ihn mit den Füßen, bis er zu Staub

zerfallen war. »Was wirst du jetzt tun, Bogenschützin? Versuch doch, mich damit zu erschießen.«

»Nein, nein …« Nicht der Pfeil. Es war nicht einmal ein Splitter übrig, den sie ihm ins Herz hätte jagen können. All ihre Anstrengungen, all ihre Opfer am Amazonas.

Und jetzt würden gleich zwei durch und durch böse Geschöpfe die Welt heimsuchen.

»Schöne Lucia, noch ist nicht alles verloren. Deine Opfergabe erfreut mich sehr«, sagte er mit einem Wink zu MacRieve, der bewegungslos dastand und geradeaus starrte. »Einen so

wunderbaren Sklaven wie diesen in mein Gefängnis zu locken. Vor allem, da meine Anhänger so wertlos waren, so sterblich. Es ist gut, sie los zu sein.« Als er Lucia angrinste, entblößte er sein mit eitrigen Blasen übersätes Zahnfleisch und seine verfaulenden Fangzähne. »Und ich wette, ihr Fleisch wird zart sein.«

Cruach könnte MacRieve zwingen, ihm bis in alle Ewigkeit zu dienen und hier in dieser Hölle zu bleiben, mit Lucia. Panik schoss durch ihren Körper, bis sie glaubte, daran zu ersticken. »Du hast mich. Lass ihn gehen! Er bedeutet dir nichts.«

»Nichts?« Cruachs abstoßendes Gesicht verwandelte sich mit einem Schlag in eine Grimasse äußerster Wut. Blutiger Geifer hing an seiner Unterlippe, als er brüllte: »Er hat mich zum Hahnrei gemacht! Er hat meine Braut befleckt!« Seine Stimme schmerzte in ihren Ohren, als sie von allen Seiten widerhallte. »So lange bist du rein geblieben, für mich, aber jetzt rieche ich ihn überall an dir. So eine Frau wie dich will ich nicht!«

»Was willst du dann?«, schrie sie zurück.

Cruach schien sich wieder zu beruhigen. »Ich will, dass mir eine

überaus mächtige Jägerin geopfert wird, und zwar von jemandem, der sie liebt. Ein solches Opfer, in meinem Namen, wird mir die Kraft verleihen, aus meinem Gefängnis zu entkommen, meinen Körper abzulegen und für alle Zeit unbesiegbar zu werden.« Er winkte MacRieve herbei, der sich ohne zu zögern an seine Seite stellte. »Ich will, dass der, der dich beschmutzte, dich auch bestraft. Und mich für alle Zeit befreit.«

MacRieve war verblendet, seine Augen sahen die Realität nicht. Als Cruach ihm ein Cromitenschwert überreichte, nahm er es, ohne zu

zögern.

Die Männer in den Umhängen begannen, im Sprechchor immer wieder denselben Satz zu rufen: Ihm opfern wir, was wir schätzen, geben ihm, was wir lieben … Ihm opfern wir …«

»Schlag ihr den Kopf ab, Lykae«, forderte Cruach. »Mir opferst du, was du schätzt, gibst mir, was du liebst.«

»Nein, MacRieve!« Sie bäumte sich gegen ihre Fesseln auf, ignorierte den Schmerz, mit dem das rostige Metall in ihre Haut schnitt. »Kämpf dagegen an! Ich bin Lucia … Du willst mir nicht wehtun!«

Mit einem schaurigen Lächeln fügte Cruach hinzu: »Ich wette, wir werden dein Fleisch zart und köstlich finden.«

Blut strömte aus ihren Handgelenken. Sie konnte beinahe … beinahe eine Hand aus der Handschelle herausziehen.

MacRieve kam zum Altar hinüber und blieb auf Höhe ihrer Schultern stehen. Dort stellte er sich in Position, um ihr den Kopf abzuschlagen.

»Tu es nicht, MacRieve! Das kannst du mir nicht antun!«

»Tu es, MacRieve – du musst dies für mich tun!« Lucia blickte zu

Garreth empor und flehte ihn an, ihrem Leben endlich ein Ende zu setzen.

»Ich liebe dich, Lousha«, versicherte er ihr noch einmal, um sie zu beruhigen.

Ihre Augen waren voller Furcht, Tränen quollen daraus hervor. »Wenn du mich liebst, warum beendest du mein Leiden nicht endlich?« Fürchtete sie etwa, er würde es nicht tun? »Mach mir ein Ende.«

»Aye, das werde ich.« Crom Cruach verlieh ihm Macht, erfüllte ihn mit der Kraft, zu tun, was getan werden musste.

»Tu es, Garreth«, drängte sie ihn, beinahe schreiend.

Er erhob das stolze Schwert hoch über den Kopf. Es würde direkt auf ihrem zarten Hals landen und damit ihrem Leiden ein Ende bereiten. »Ich tue es für dich.«

Sie drehte und wand sich vor Vorfreude, die Augen weit aufgerissen schrie sie: »Jetzt, MacRieve! Ja, bitte!«

»Liebe dich.« Das Schwert sauste herab und tat seine Arbeit.

49

»MacRieve!«, schrie sie. Hilflos musste sie zusehen, wie er sich das Schwert in die Flanke bohrte – das Schwert, das so unverrückbar auf ihren Hals gezielt hatte. Mitten in der Luft hatte er umgegriffen und es sich selbst in den Leib gestoßen.

Taumelnd wich er zurück, fiel auf die Knie, das Schwert steckte immer noch in ihm. Sein Körper erschauerte, als er die Klinge herauszog und durch die Höhle schleuderte. Er brüllte seine Todesqualen heraus, während die Hände seinen Kopf so fest

umschlossen, dass sie glaubte, seinen Schädel krachen zu hören.

»Garreth, nein!«

»Das war … faszinierend«, sagte Cruach. Er starrte MacRieve an. »Ich war in der Lage, ihn zu kontrollieren, aber nicht die Bestie in ihm. Und sie würde lieber sterben, als ihrer Gefährtin Schaden zuzufügen. Nun ja, der Schaden ist angerichtet. Ich hatte in seinen Gedanken bereits die Erinnerung an deine Exekution implantiert. Die Erinnerung daran, wie er dich tötet.« Der Unhold lachte. »Er glaubt, dass er gerade deinen kopflosen Körper auf dem Schoß

hält, und er fühlt, wie deine Haut immer kühler wird, während das Blut aus dir herausströmt.«

»Lousha, verlass mich nicht«, krächzte Garreth. Seine Atmung ging stoßweise. Dann sprach er Gälisch, stieß mit gequälter Stimme unzusammenhängende Satzfetzen aus. Tut mir so leid … liebe dich … komme zu dir. Er flehte sie an, zu ihm zurückzukommen. »Ich bitte dich, mein Mädchen!«

Tränen strömten aus ihren Augen, als sie mit erstickter Stimme hervorstieß: »Garreth, es ist nicht real. Nicht real.«

Doch er hörte sie nicht und grub

die Klauen tief in den Dreck, der ihn umgab.

»Oh, jetzt verwandelt sich dein Lykae«, sagte Cruach. »Die Bestie erhebt sich. Zutiefst verstört, entsetzt und verwirrt sammelt sie ein, was von dir übrig ist, und drückt die Überreste an ihren Körper. Wie rührend.«

»Cruach, dafür werde ich dich töten!« Lucia bäumte sich gegen die Ketten auf. »Du wirst diesen Ort nie wieder verlassen! Du gehörst hierher.« Als Cruach daraufhin näher kam, kreischte sie: »Du bist kein Gott, du bist ein Wurm in der Erde, ein Parasit!« Sie spuckte ihm

ins Gesicht.

Seine lange Zunge fuhr heraus und leckte sich den Speichel vom Kinn. Ihre Worte ignorierte er.

»Was soll ich nun mit dir tun?«, murmelte er. »Ich könnte deinen Körper zurückfordern oder aber dein Fleisch genießen.« Mit seinen gelben Schlitzaugen spähte er auf sie hinab. »Jetzt weiß ich … Ich werde beides tun, gleichzeitig. Von dir nehmen, während ich dir etwas von mir gebe.« Er trat zurück und gab den vier Cromiten das Zeichen, zu ihm zu kommen. »Und nachdem du solch eine Schlampe geworden bist, hast du sicher nichts dagegen,

wenn ich dich teile.«

Die Cromiten näherten sich dem Altar mit gierigem Blick, ebenso verderbt wie ihr Gott …

Plötzlich sah sie schwarze Klauen … Sie ragten aus Cruachs Kehle und schlitzten seinen Hals seitwärts auf. Der Blutige Verdammte versuchte zu schreien, doch nur ein Gurgeln war zu hören. Er bemühte sich, seinen Kopf auf dem Körper festzuhalten. Während sie ihn fassungslos anstarrte, ergoss sich sein Blut über sie, in ihre Augen.

MacRieve hatte Cruachs Hals von hinten mit seinen Klauen durchbohrt? Cruachs geschlitzte

Augen waren im Schock weit aufgerissen, während er auf den Altar zutaumelte. Die verbliebenen Cromiten jaulten auf und zogen ihre Schwerter, um MacRieve anzugreifen. Cruach kam immer näher. Er war schwer verletzt, doch die Wunde würde ihn vermutlich nicht umbringen.

Wenn sie nur die Hände freibekäme, dann könnte sie versuchen, MacRieve hier rauszuschaffen. Ihr Blick huschte hin und her, auf der Suche nach einem Werkzeug, irgendetwas, das ihr helfen könnte …

Augenblick, was war das …?

Fassungslos starrte sie auf ihren Köcher. Darin befand sich ein Pfeil, der haargenauso aussah wie der Dieumort, mit altmodischer Befiederung. Sie schluckte. Ein zweiter Dieumort? Aber wie …? Warum …?

Oh Freya, der Köcher, der niemals leer wurde! Verschaffte er ihr etwa eine zweite Chance, einen weiteren Schuss auf Cruach? Der Pfeil war repliziert worden, aber galt das auch für die überwältigende Macht, die dem Originalpfeil innewohnte?

Nur wie sollte sie ihn erreichen? Eine Idee … Die Haut an ihrem Handgelenk wies rundherum tiefe

Einschnitte auf, nachdem sie sich so heftig gegen die Handfesseln gewehrt hatte. Sie holte tief Luft, um sich zu wappnen – und dann riss sie ihren Arm mit aller Kraft zurück. Sie schrie vor Schmerz gellend auf, als sie sich die Haut von ihrer Hand zog.

Aber sie hatte ihren Arm befreit.

Während MacRieve den Cromiten entgegentrat, biss sie die Zähne zusammen und zwang ihre grässlich verunstalteten Finger, sich um den n e u e n Dieumort zu schließen. Sobald sie ihn herausgezogen hatte, spürte sie, dass dieselbe Macht durch sie hindurchfuhr wie

beim ersten.

Als Cruach vor dem Altar in die Knie ging, schoss ihr Arm vor und stieß die Pfeilspitze bis in sein schwarzes Herz hinein.

Ungläubig starrte er auf seine Brust hinab. Ausgehend von dem Pfeil zerfiel seine schuppige Haut zu Asche. Wie ein schnell wirkendes Gift fraß sich die Macht des Pfeils durch seinen ganzen monströsen Körper hindurch.

Crom Cruach lag im Sterben … Er würde wahrhaftig sterben.

Als sie das Ende ihres Albtraums vor sich sah, fragte sie mit höhnischer Stimme: »Kannst du es

fühlen, Gemahl?«

Er blickte sie an. Mit seinen letzten Atemzügen brachte er noch einige Worte heraus. »Die Bestie … rettete ihn vor mir«, Blutblasen bildeten sich in seinem Mund, »und wird ihn für alle Zeit … von dir fernhalten.«

In dem Augenblick, als MacRieve den letzten Cromiten niederstreckte, brach Cruach zusammen, seine Augen so leblos wie die der Leichen um ihn herum. Sein riesiger Körper löste sich auf, wurde zu einer Ascheschicht auf dem Blut, das in Lachen den Boden bedeckte. Der Blutige Verdammte existierte nicht mehr.

Nach seinem Tod würde MacRieves Infektion allmählich abklingen. Er konnte gerettet werden – zumindest vor dieser Seuche. Aber würde Cruach womöglich in Bezug auf die Bestie recht behalten?

»Garreth, ich bin hier!«, rief sie. Sie zerrte an der anderen Hand. »Schotte, komm zurück zu mir!«

Wird die Bestie zu stark, verliert der Lykae-Wirt für immer den Verstand, hatte MacRieve ihr gesagt. Jetzt wechselten seine Augen zwischen diesem kranken Weiß und dem Hellblau der Bestie hin und her. Und offenbar sah er sie

nicht.

War es bereits zu spät?

»MacRieve, ich lebe! Du musst zu mir zurückkommen!« Ihre Stimme brach, und sie schluchzte: »Garreth, ich brauche dich.«

Er blickte auf die Stelle, an der er glaubte, ihren kopflosen Körper liegen zu sehen. Während ihm eine Träne über das blutbesudelte Gesicht rann, grub er die Klauen in die eigene Brust und riss sich die Haut auf.

Obwohl sie nach wie vor nach ihm rief, rannte er in wilder Flucht aus der Kammer. Mit ohrenbetäubendem Gebrüll, das tief

aus seinem Inneren kam, machte er seinem unerträglichen Leid Luft.

Als Lachlain und Bowen Garreth endlich in den trostlosen Wäldern fanden, tobte er wie ein Berserker und zerfleischte den eigenen Leib mit seinen Klauen. Während sie sich ihm behutsam näherten, starrte Lachlain seinen Bruder entsetzt an.

Seine Kleidung war vollkommen zerfetzt, und er war von oben bis unten blutverschmiert. Die Haut auf seiner Brust war aufgerissen. Seine Augen waren milchig weiß und feucht. Von Tränen?

»Halt seine Arme fest!«, befahl Lachlain Bowen. »Garreth, hör

sofort damit auf! Was ist passiert?«

»Angefleht hat sie mich«, murmelte Garreth mit harscher, animalischer Stimme, »angefleht, zu gehen … sagte, ich sei nicht stark genug … ihr Kopf.« Er brüllte vor Schmerz auf und riss sich los.

»Wo ist deine Gefährtin?«

»Tot!«, brüllte er.

Bowen sog zischend die Luft ein. »Oh Mann, das kenne ich nur zu gut. Wir müssen ihn hier wegbringen.«

»Nein, das kann nicht sein«, sagte Lachlain. »Er ist nicht er selbst. Sieh dir nur seine Augen an. Garreth, wieso glaubst du, dass sie tot ist?«

»Die Klinge schnitt ihr … durch den Hals«, presste Garreth mit erstickter Stimme heraus. »Oh ihr Götter, ihr Kopf!«

»Wer hat ihr das angetan?« Lachlains eigene Bestie regte sich, wollte die Gefährtin seines Bruders rächen.

Bowens Augen verfärbten sich ebenfalls. »Sag uns, wer!«

»Ich! Ich habe sie geköpft, verdammt!«

»Oh nein, Garreth!« Die Angst um seinen Bruder legte sich wie eine Hand um seine Kehle und nahm ihm den Atem. »Du könntest ihr niemals etwas antun.«

»Ich habe meine Lousha … getötet.« Mit lautem Brüllen riss er sich erneut los und zerfleischte sich aufs Neue die Brust.

»Verdammt noch mal, Garreth, hör auf damit!« Aber das tat er nicht.

Die Bestie wollte sich selbst das Herz aus dem Leib reißen.

Während sie mit ihm rangen, sah Lachlain, dass sich das milchige Weiß in Garreths Augen in ein blasses Blau verwandelte.

Die Bestie übernimmt die Kontrolle. »Kämpfe, Garreth! Du musst dagegen ankämpfen!«

Er blickte zu Lachlain auf. Kurz bevor sich Garreth unwiderruflich

verwandelte und die Bestie für immer die Herrschaft übernahm, stieß er mit rauer Stimme hervor: »Bruder … ich bin verloren.«

50

Mitsamt ihrem Bogen war Lucia in die trostlosen Wälder hinausgerannt. Ihre Hände, deren Haut nahezu vollständig abgelöst war, trieften vor Blut, nachdem sie sich aus den Fesseln befreit hatte.

Sie ließ diesen grauenhaften Ort für immer hinter sich und floh aus einer öden Vergangenheit in ihre Zukunft – mit MacRieve. Wenn ich ihn finde … und zurückholen kann.

Zwei Tage lang hatte sie den Wald durchsucht, war seiner Spur gefolgt. Er war wie ein Wahnsinniger fortgerannt, ohne Sinn und

Verstand. Wenn sie nicht überall die Spuren seiner Klauen an den Bäumen gesehen hätte, hätte sie seine Spur möglicherweise verloren.

Lucia konnte sich den Schmerz des Verlusts und die Verwirrung, die er spüren musste, nicht einmal ansatzweise vorstellen. Immer wieder füllten sich ihre Augen mit Tränen, doch dann schalt sie sich selbst, dass sie nicht schwach sein durfte. Er brauchte sie. Für ihn musste sie stark sein.

Jetzt endlich ein Lichtblick: seine Fußabdrücke im matschigen Boden. Und daneben die Abdrücke zweier Paar Stiefel, die offensichtlich

ebenso riesig sein mussten wie Garreths.

Blitzartig schoss ihr die Erinnerung an Lachlain durch den Kopf, als er baumlang neben Garreth in jener Zelle stand. Die Spuren veränderten sich. Die Männer in den Stiefeln hatten ihn mit sich gezerrt.

Garreth hatte ihr einmal erzählt, dass sein Bruder ihm früher immer wieder aus der Klemme helfen musste. Wenn die Hexe Mariketa Bowen und Lachlain die Koordinaten dieses Ortes gegeben hatte, hätten sie ihn aufspüren können …

Ihre Augen wurden schmal. Die

Lykae hatten Garreth.

Sie hatten ihn nach Hause gebracht.

Burg Kinevane, Schottland

Lachlain und Emma starrten mit offenem Mund auf den Bildschirm der Überwachungskamera an den mystisch geschützten Eingangstoren von Kinevane. Soeben war ihnen allmählich klar geworden, wer diese regendurchnässte Frau war, die schon eine ganze Weile wie wild gegen die unüberwindbaren Tore hämmerte …

»Es ist Tante Luce!«, rief Emma. »Ich hab dir doch gleich gesagt, dass sie noch am Leben ist! Wir

hätten es gespürt, wenn sie tot wäre.«

»Ach, und das ist die Vernünftige unter euch?« Es war Garreths Gefährtin. Lachlain erkannte sie allerdings nur an dem Bogen über ihrer Schulter.

»Lasst mich verdammt noch mal endlich rein!« Zwei schnelle Tritte. »Ich weiß, dass er da drin ist!« Mit einem gezielten Hieb traf sie das stolze Lykaesiegel genau in der Mitte.

Verblüfft stieß Lachlain die Luft aus. »Sie lebt.«

Emma drückte den Knopf der Sprechanlage. »Nur zwei Sekunden,

Tante Luce!«

»Aye, da draußen ist es eiskalt, also sollten wir sie lieber so schnell wie möglich …«

Emma war bereits verschwunden. Lachlain hasste es, wenn sie sich ohne ihn translozierte.

Genau zwei Sekunden später war Emma zusammen mit ihrer völlig durchnässten Tante zurück.

Lucia vergeudete keine Zeit. »Wo ist er?« In ihren Augen lag ein wildes Glitzern, ein gefährliches Glitzern, und Lachlain verspürte einen winzigen Funken Hoffnung für seinen Bruder.

Als ob ich es nicht besser wüsste.

In all den Tausenden von Jahren, die ihr Clan schon existierte, gab es nicht einen einzigen verbürgten Bericht darüber, dass ein Lykae je aus diesem Zustand wieder zurückgekommen wäre. Dabei hatte Lachlain bereits Mariketa, die mächtigste Hexe der Welt, von Bowen nach Kinevane bringen lassen. Sie hatte versucht zu helfen, aber nachdem ihre magischen Kräfte stark eingeschränkt waren, hatte sie nichts erreicht.

Seit zwei Tagen konnte Lachlain nichts anderes tun, als machtlos dabei zuzusehen, wie Garreth immer tiefer in seinem

animalischen Zustand versank.

»Wir haben ihn hier«, sagte er zu Lucia. »Er ist in Sicherheit. Aber er ist … fort.«

»Es ist ziemlich schlimm, Tante Luce«, fügte Emma hinzu. Eine Dienerin eilte mit einem Handtuch herbei, überreichte es Lucia und eilte schleunigst wieder davon, vermutlich verängstigt angesichts der Walküre mit dem wilden Blick.

Lucia ließ das Handtuch achtlos fallen. »Erklärt mir, was passiert ist.«

Lachlain berichtete, wie sie ihn im Wald aufgefunden hatten. »Er war vollkommen außer sich. Aus

irgendeinem Grund war er felsenfest davon überzeugt, dass du tot wärst. Er glaubte, er hätte dich umgebracht.«

»Das hat er auch – in seinem Kopf«, sagte Lucia. »Ein böser Gott ließ ihn das glauben … ließ es ihn sehen.«

Lachlains Bestie rührte sich. »Welcher Gott hat meinem Bruder das angetan?«

»Ein toter. Jetzt bringt mich zu Garreth.«

Während er und Emma sie zum Kerker begleiteten, sagte Lachlain: »Vermutlich wird er nicht verstehen, dass du hier bist. Dich einfach nur

zu sehen, wird ihn nicht zurückbringen. Unsere Art … wir kehren nicht zurück, wenn wir erst einmal so weit weg sind.«

Wie würde Lucia auf Garreths Anblick reagieren? Wenn sie die Wunden überall an seinem Körper sah, die er sich selbst beigebracht hatte? Sie hatten versucht, ihn zu betäuben, aber aus irgendeinem Grund hielt die Wirkung nie allzu lange an.

Die drei hatten noch nicht einmal die äußere Tür des Kerkers erreicht, als Garreth seine Gefährtin schon witterte und brüllte.

Als sie seinen Schmerz hörte, kam

Lucias Fassade der Stärke ins Wanken, wieder drohte sie von Tränen überwältigt zu werden. Lachlain erwiderte Garreths Brüllen mit einem leisen Knurren. Offensichtlich wünschte er sich verzweifelt, seinem Bruder helfen zu können.

Sie holte tief Luft und folgte ihnen vor die eigentliche Zelle. Darin befand sich eine in sämtliche Einzelteile zerlegte Liege und in einer Ecke eine Art Matratze. Aber der größte Teil der geräumigen Fläche lag im Dunkeln.

Aus den Schatten glühten Garreths Augen, ganz so wie beim ersten

Mal, als sie ihn getroffen hatte. Doch jetzt leuchteten sie in einem blassen Hellblau. Sie konnte sehen, wie sich seine Muskeln anspannten, seine Fänge aufblitzten. Seine schwarzen Klauen waren viel länger als sonst. Das Bild der Bestie, das sich für gewöhnlich als eine Art Flackern über seine Gestalt legte, war so stark, dass es den Mann darunter fast völlig überdeckte. Er trug nur Jeans, und selbst die hing in Fetzen an ihm herab. Mit seinen Klauen hatte er sich selbst und den Ziegelmauern um ihn herum tiefe Wunden beigebracht.

Das bleiche Augenpaar, das sich

auf ihr Gesicht fixiert hatte, wandte sich jetzt ab. Er weigerte sich, sie anzusehen, und verkroch sich so weit nach hinten – so weit weg von ihr –, wie es nur ging.

»Er glaubt, du bist nicht real«, flüsterte Emma.

Sie konnte sich das Ausmaß seines Leidens nicht ausmalen, wünschte sich nur, sie könnte ihm seinen Kummer abnehmen. »Dann werde ich ihn davon überzeugen müssen.«

»Zum jetzigen Zeitpunkt geht es nicht länger nur um die Verwandlung«, wandte Lachlain ein. »Die Bestie dominiert ihn dermaßen, dass es einem Zustand

des Wahnsinns gleicht.«

Lucia hörte ihm nur mit halbem Ohr zu.

»Die Wirkung der Medikamente hat schon wieder nachgelassen. Ich muss ihm eine neue Dosis …«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, er muss wach sein. Lass mich einfach nur hinein.«

»Also gut.« Lachlain atmete aus. »Du musst dich hinter mir halten …«

»Ich muss mit ihm allein sein.« Lucia würde alles tun, was nötig war, um Garreth zurückzuholen.

Das könnte hässlich werden. Sieh einfach weg, Lachlain, dies geht

dich nichts an …

»Verdammt noch mal, Walküre, ich kann für deine Sicherheit nicht garantieren. Und Garreth würde von mir erwarten, dass ich dich beschütze, wenn er nicht dazu in der Lage ist.«

Lucia erkannte, dass er nicht zu wagen hoffte, dass sie seinen Bruder retten könnte. Er wollte ihr am liebsten einen Versuch zugestehen, aber sein Sinn für Verantwortung sprach dagegen.

Ich werde es ihm einfach machen. Sie nahm den Bogen zur Hand und sagte: »Wohin willst du ihn diesmal, Lykae?«

»Tante Luce!«

»Du weißt nicht, über welche Kräfte er in diesem Zustand verfügt!«, fuhr Lachlain sie an. »Ich würde dich in die Höhle des Löwen schicken. In seiner Verwirrung könnte er dir wehtun. Er könnte glauben, du wärest ein Geist, ausgesandt, um ihn zu quälen. Und angesichts der Tatsache, dass er ein Lykae in der Blüte seiner Jahre ist, und in Gegenwart seiner Gefährtin, da wird er vermutlich …«

»Versteh mich recht, Lachlain. Ich bin hergekommen, um meinen Mann zu holen, und ich werde nicht ohne ihn gehen. Und wenn ich da

drin mit Garreth leben muss, werde ich es tun.«

»Das könnte schon möglich sein. In der gesamten Geschichte der Lykae ist nicht ein einziger Fall bekannt, bei dem einer diesen Zustand überwunden hätte.«

»Und es wird sicher auch kein einziger Fall verzeichnet sein, in dem ein Lykae gegen das Böse kämpfen musste, so wie er es gerade getan hat. Garreth wird mir nichts tun.«

»Tante Luce, würdest du darauf dein Leben verwetten?«, fragte Emma leise.

»Er ist jetzt mein Leben.«

Emma und Lachlain blickten einander an, bis er schließlich nickte. Er öffnete die Tür zur Zelle und räusperte sich. »Am ehesten wird er wohl auf, ähm … körperliche Zurückweisung von dir reagieren.«

Körperliche Zurückweisung? Angesichts ihrer verwirrten Miene erklärte er: »Er ist jetzt tatsächlich ein Wolf. Setz einfach dein Wissen über Wölfe ein.«

»Verstanden.« Sie legte ihren Bogen auf den Boden vor der Zelle. Lucia würde knurren, kratzen und beißen, wenn es nötig sein sollte. »Schließt hinter mir ab und geht. Bitte.«

Lachlain zögerte, doch Emma sagte: »Lass uns gehen. Sie weiß, was sie tut.«

»Nun gut«, murmelte er. Er legte die Hand auf Lucias Schultern. »Bitte hol meinen Bruder zurück.«

»Das hab ich vor. Oh, eins noch …« Sie schnallte den Köcher ab und reichte ihn Emma. »Kannst du das hier bitte auf der Stelle zu Annika translozieren? Und nimm deinen großen, starken Mann mit.«

Emma nahm ihn entgegen, runzelte aber die Stirn. »Was ist das?«

»Möglicherweise die mächtigste Waffe, die überhaupt existiert.

Etwas, wofür viele Geschöpfe und Götter töten würden.« Außer mir. Wie unwichtig erschien ihr sogar dies im Vergleich zu Garreth.

Emma schluckte und nickte. »Mach ich. Viel Glück, Tante Luce.«

Sobald Lachlain sie in der Zelle eingeschlossen und Emma aus dem Kerker begleitet hatte, bewegte sich Lucia vorsichtig auf Garreth in der hintersten Ecke zu. »Schhhh, Garreth.« Ganz langsam streckte sie die Hand nach ihm aus.

Er sah sie immer noch nicht an, als ob ihn das zu sehr schmerzen würde. Als sie sachte seine Brust berührte, zuckte er zurück, nicht

wegen seiner Wunden, sondern weil sie ihm Schmerzen bereitete.

Sie beugte sich dicht an sein Ohr und flüsterte: »Ich bin hier, Garreth.« Er erstarrte, als sie ihm über den angespannten Rücken streichelte. »Ich werde mich um dich kümmern.«

Er schnupperte unverhohlen an ihr, so wie vermutlich schon früher, nur etwas offensichtlicher. Nicht dass er versucht hätte, es zu verbergen, als er das Gesicht in ihrem Haar vergraben und tief eingeatmet hatte.

»Ich bin's. Lucia«, sagte sie sanft. »Ich brauche dich zurück.«

Endlich wandte er ihr das Gesicht zu, weigerte sich aber immer noch, ihr in die Augen zu blicken. Sie wünschte sich so sehr, dass er sie direkt ansah, dass er sie erkannte. Wenn er ihr nur in die Augen sehen würde, würde er vielleicht begreifen, dass dies kein Traum war.

Stattdessen beäugte er sie wie ein Wolf, dessen Pfote in einer Falle festsitzt – argwöhnisch, wütend. Sie spürte, dass er jede Sekunde angreifen konnte.

Er glaubt nicht, dass ich real bin. Vielleicht hielt er sie für seine Strafe.

Mit zaghaften Bewegungen legte sie einen Arm nach dem anderen um ihn, bis sich ihre Hände in seinem Nacken trafen. Sie seufzte vor Glück, endlich wieder seine Wärme zu spüren. »Ich hab dich vermisst. So sehr. Ich will nie wieder von dir getrennt sein.«

Die Liebe, die sie für diesen Mann empfand, überwältigte sie. Einst, vor so langer Zeit, hatte Lucia von einem eigenen Heim geträumt, von einem Ehemann und Kindern. Jetzt wurde ihr schlagartig klar, dass sie die ganze Zeit über nur auf diesen Lykae gewartet hatte, um ihre Träume in die Realität umzusetzen.

»Siehst du«, murmelte sie. »Das war doch gar nicht so schlimm, oder?« Sein Körper stand unter Hochspannung, vibrierte fast. »Lass uns einfach nur ruhig …«

Blitzartig schlossen sich seine großen Hände um ihre Taille, und er warf sie auf die Matratze auf dem Boden. Während er über ihr kauerte, loderte animalische Begierde in seinen blauen Augen.

Als er die Hand ausstreckte, um ihr mit den Klauen die Jeans vom Leib zu reißen, rief sie: »Warte, Schotte!«, aber sie wusste, dass ihn das nicht abhalten würde. Die Bestie hatte die Oberhand. Ihr Bild

dominierte, überlagerte Garreths Gesicht. Dieser Anblick verunsicherte sie, aber wenn sie Garreth liebte, dann musste sie auch diese Facette an ihm akzeptieren.

Also leistete sie keinen Widerstand, weder als er ihr T-Shirt und BH vom Körper zerrte, noch als er ihr wie im Wahn ihren Slip mit den Zähnen wegriss. Reflexartig schloss sie die Beine, aber er überwältigte sie mit Leichtigkeit und schob sie auseinander. Eine ganze Weile starrte er einfach nur ihr Geschlecht an, bis sie begann, sich in seinem Griff zu winden,

selbst überrascht darüber, wie erregt sie war.

Langsam leckte er sich über die Lippen, was ihr ein Wimmern entlockte. Dann neigte sich sein heißer Mund zu ihr hinunter. Leckte, saugte … hungrig. Die Bestie fiel ausgehungert über ihre Gefährtin her.

Ihre Erschöpfung, ihre Sorge um ihn und die ständige Angst, gegen die sie so lange angekämpft hatte, kapitulierten vor der stürmischen Gier seines Mundes. Ihre Beine fielen weit auseinander, und sie vergrub die Finger in seinem Haar, zog ihn an sich.

Als die Lust sie überkam, schrie sie: »Oh, Garreth, ja!« Und während er knurrte und leckte, drängte sie ihr Innerstes immer wieder seiner Zunge entgegen, bis ihr Orgasmus endlich abebbte.

Sobald er seinen Mund von ihr gelöst hatte, riss er sich die eigene Jeans vom Leib. Nackt und wild kniete er sich vor sie. Sein geschwollener Schaft reckte sich ihr pulsierend entgegen, die Eichel feucht und bereit, in sie einzudringen.

Wieder packte er sie um die Taille und brachte sie vor sich auf Händen und Knien in Stellung. Sie drehte

sich um und legte sich auf den Rücken, aber er brachte sie sofort wieder in die Position, in der er sie haben wollte. Er spreizte ihr Geschlecht mit den Daumen und stieß von hinten in einer einzigen raschen Bewegung in sie hinein, brüllend vor Lust. Nach ihrem Orgasmus war sie mehr als bereit für ihn.

Er packte sie an den Seiten und stieß mit aller Kraft in sie hinein, bis er so tief in ihr steckte wie möglich.

»Garreth!« Sie ergab sich ihm. Fürs Erste …

51

Sie hatten stundenlang wilden Sex, schwitzten und ergaben sich der puren, animalischen Lust, während MacRieve sie wiederholt von hinten nahm. Doch nun war es ihr gelungen, nach langem Betteln und Locken – und Beißen –, ihn dazu zu bringen, sich auf sie zu legen, die Hüften zwischen ihren Schenkeln.

Endlich wandte er ihr das Gesicht zu. Doch selbst jetzt, während er sich über ihr bewegte und in gemächlichem Tempo in sie stieß, schaute er ihr immer noch nicht in die Augen. »Sieh mich an, Garreth.«

Ohne seine genießerische Gangart zu beschleunigen, stieß er tiefer in sie hinein und knurrte, während er ihre Brüste knetete.

Sie biss sich auf die Lippen, kämpfte darum, die Augen offen zu halten. »Bitte komm zu mir zurück.« Dieser Akt war nicht so wild – bedächtige Stöße statt ineinander verschlungener Körper –, aber genauso intensiv. Sie stand bereits kurz vor dem Höhepunkt. »Ich bin hier, und ich brauche dich.« Als sie versuchte, ihn zu küssen, vergrub er sein Gesicht an ihrem Hals und leckte über ihre erhitzte Haut.

Seine schweißnasse Brust glitt

über ihre Nippel, sein harter Schaft pumpte unerbittlich. Ihre Klauen gruben sich in die straffen Muskeln seines Hinterns, während er sich abmühte, ihr Befriedigung zu verschaffen. Schon wieder baute sich diese angenehme Anspannung in ihrem Körper auf, wie eine Spirale. Sie warf den Kopf hin und her, wand sich wie wild unter ihm.

»Garreth!«, schrie sie, als sie um seinen Schaft herum kam, die Hüften nach wie vor kreisend.

Sogleich kam auch er, und sein Schrei hallte von den Wänden wider. Sie konnte spüren, wie er sich in ihr ergoss und sein Schaft

bei jeder mächtigen Welle pulsierte. Er stützte sich auf die durchgedrückten Arme und bog den Rücken durch, rieb seine Hüften zwischen ihren weit gespreizten Beinen und stöhnte, während er seinen heißen Samen in sie spritzte …

Als er über ihr zusammenbrach, lag sein heftig schlagendes Herz über ihrem.

Immer noch keuchend umfasste sie sein Gesicht und zwang ihn, es in ihre Richtung zu drehen. »Garreth, ich bin hier.« Er hatte sie geliebt. Sicher würde er jetzt zurückkehren. »Komm zu mir zurück

…«

Doch stattdessen wandte er die Augen ab und zog sich aus ihr heraus. Er machte es sich auf der Matratze bequem und zog sie an sich, ihren Rücken an seine Brust. Obwohl sie von den Mühen der vergangenen Tage vollkommen erschöpft und von seinen gnadenlosen Zuwendungen ausgelaugt war, lag sie hellwach und angespannt unter dem Gewicht seines Armes da.

Während er schlief, bemühte sie sich, nicht zu weinen. Ich habe versagt. Sie konnte ihn nicht zurückholen. Er wäre besser dran,

wenn er sie nie gefunden hätte.

Als sie sachte unter seinem Arm hervorschlüpfte, schnaufte er kurz, wachte aber nicht auf. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen den kühlen Stein und blickte zur Decke empor. Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie bemühte sich immer noch, nicht zu weinen – und nicht aufzugeben –, aber da führte sie wohl einen aussichtslosen Kampf.

Sie war so sicher gewesen, dass Garreth sie erkennen würde. Sie hatte sich eingeredet, dass bisher noch kein Lykae aus diesem animalischen Zustand zurückgekommen war, weil es dazu

noch nie einen Anlass gegeben hatte. Betrauerte Gefährtinnen kehrten nicht aus dem Reich der Toten zurück. Aber sie schon.

Trotzdem lag Garreth da und wusste nicht, dass sie lebte. Ich konnte ihn nicht retten.

Sie zog ihn näher an sich heran, legte seinen Kopf in ihren Schoß. Als er leise knurrte, blickte sie auf ihn herab. Er hatte die Brauen zusammengezogen, die Augäpfel bewegten sich hinter den Lidern hin und her, seine Muskeln zuckten im Schlaf.

Erinnerte er sich daran, wie er sie getötet hatte? Würde er diese

Situation immer und immer wieder durchleben? Sie liebte ihn so sehr, aber es hatte nicht ausgereicht, um ihn zurückzubringen. Draußen schlug ein Blitz ein, als sie eine Träne vergoss, gefolgt von noch einer und noch einer. Sie konnte ihnen einfach keinen Einhalt gebieten und hörte schließlich auf, es überhaupt zu versuchen.

»Ich will dich wieder zurückhaben, Schotte«, murmelte sie unter Tränen. »Ich brauche dich so sehr. Aber ich konnte dich nicht retten.« Bald schon weinte sie zu heftig, um noch sprechen zu können. Sie schluchzte mit offenem Mund,

keuchte laut und hemmungslos. Sie wiegte ihn, und ihre Tränen fielen …

»Lousha?«, fragte eine heisere Stimme.

Sie hielt inne. Jeder einzelne Muskel in ihrem Körper erstarrte. »Garreth?« Sie starrte auf ihn hinab. Ihre Tränen waren auf sein Gesicht getropft, hatten seine Wange benässt.

Jetzt runzelte er die Stirn. »Ich ertrag's nicht, wenn du weinst«, murmelte er geistesabwesend.

»Bleib einfach nur bei mir«, flehte sie und fuhr sich mit dem Handrücken übers Gesicht.

»Ich brauch dich, Lousha. So sehr.«

»Ich bin hier!«

Er drehte den Kopf und blickte auf, sah ihr endlich in die Augen. Die Farbe seiner Augen wechselte von Blau zu Gold und wieder zurück. »Meine Lousha. Träume ich denn?«

»Nein, du träumst nicht.«

Er erstarrte. »Was soll das?« Er setzte sich auf, entzog ihr seinen Körper, sodass sie sich kalt und einsam fühlte. »Du bist … tot«, stieß er mit gequältem Blick hervor.

»Bin ich nicht! Ich bin in Sicherheit, hier bei dir.« Sie kroch auf ihn zu, an sein Ende der

Matratze.

»Du bist nicht real.« Er zerkratzte sich erneut die Brust. »Du bist gestorben.«

Sie hielt seinen Arm fest. »Bitte hör auf damit, dich zu verletzen. Ich bin real, Garreth. Ich bin hier.«

Er streckte die Hand aus, um ihr Gesicht zu berühren, doch dann ballte er sie plötzlich zur Faust. »Nein, ich habe dich verletzt … mit diesem Schwert. Ich … ich … habe dich getötet.«

»Das hast du nicht!« Sie streichelte seine feuchte Wange. »Du könntest mir niemals wehtun. Cruach hat dich infiziert, hat dich

diese Dinge sehen lassen. Er hat dir eingeflüstert, dass du mir wehgetan hättest, aber das konntest du nicht. Das hat dein Instinkt nicht zugelassen.«

»Woher weiß ich, dass ich nicht jetzt irgendwelche Dinge sehe, die gar nicht da sind?« Er schüttelte heftig den Kopf. »Woher weiß ich, dass ich nicht immer noch dort bin?«

Sie sah, wie sehnsüchtig er sich wünschte, ihr Glauben zu schenken. Aber nach seinen Erfahrungen konnte er seinem eigenen Verstand, seinen Erinnerungen nicht mehr trauen.

»Du bist nicht dort. All die schlimmen Dinge, an die du dich zu erinnern glaubst, waren nur ein Trick eines bösen Gottes.« Sie umfasste sein Gesicht. »Du bist hier mit mir in Kinevane. Glaube mir. Glaube an uns.«

Er hörte ihre Worte wie aus weiter Ferne. Er hatte geträumt, dass sie sich stundenlang miteinander vergnügt hatten – schneller, aggressiver Sex, immer und immer wieder. Bis auf das letzte Mal, als er sie zärtlich geliebt hatte.

Und dann spürte er ihre Tränen, jeder Tropfen wie ein Schlag ins Gesicht, und es erweckte ihn aus

einem dämmrigen Zwielicht.

Jetzt vermochte Garreth nicht mehr zu unterscheiden, was real war und was Illusion. Seit Tagen war er immer tiefer in den Abgrund gerutscht, in der Überzeugung, dass er die einzige Frau getötet hätte, die er je geliebt hatte – während sie ihn angefleht hatte, ihr Leben zu verschonen.

Und jetzt sollte er auf einmal glauben, dass Lucia in seinen Armen läge, warm und geborgen. Sie erwartete von ihm, zu akzeptieren, dass die Frau, die er mehr begehrte als das Leben, seinetwegen hergekommen war

und sich in ebendiesem Augenblick in dieser düsteren Zelle befand.

Er sehnte sich von ganzem Herzen danach, dass es so wäre, wünschte es sich so sehr, dass er sich vermutlich etwas vormachte. »Ich habe deine … Leiche gesehen. Wie könnte ich nicht glauben, dass das die Wirklichkeit war?«

»Wähle mich, Garreth. Jetzt und hier, wähle mich und glaube es.« Sie legte ihre Arme um ihn und drückte ihre Wange an seinen Hals. Er vergrub sein Gesicht in ihrem weichen Haar.

Sie wählen? Könnte er sich das denn einbilden, wie warm sie war?

Oder den einzigartigen Duft ihres Haars oder die Art, wie sie sich bebend an seinen Leib schmiegte?

Wenn das ein Traum ist, dann soll er niemals enden …

Er packte ihre Schultern und hielt sie vor sich. »Lousha, ich werde immer dich wählen.«

»Garreth, deine Augen … sie sind ganz golden.« Sie schenkte ihm ein vorsichtiges Lächeln. »Bist du wirklich zurück?«

»Bei den Göttern, ich dachte, ich hätte dich getötet.« Er zog sie wieder fest an sich. »Ich dachte, ich hätte dich für alle Zeit verloren.« Er hielt sie eine ganze Weile einfach

nur fest. Am ganzen Leib zitternd wiegte er sie in seinen Armen. »Ich kann ohne dich nicht leben.«

»Ich hab dich wieder zurück, Schotte.« Er spürte, wie sie erschauerte. »Und Cruach ist tot. Er ist für alle Zeit fort.«

Garreth erinnerte sich kaum noch an den Gott, sah nur vereinzelte Bilder vor sich. Aber das war mehr als genug. »Wie? Den Dieumort hat er doch zerstört?«

Sie sah ihm ins Gesicht. »Der Köcher, den du mir geschenkt hast, hat sich als überaus praktisch erwiesen. Allerdings haben wir jetzt ein kleines Problem.« Er runzelte

fragend die Stirn. »Er repliziert den Dieumort. Jetzt begreife ich auch, wieso die Götter diesem Plan so ablehnend gegenüberstanden. Annika wird entscheiden müssen, was damit zu tun ist.«

»Du hättest mir von Cruach erzählen sollen.«

Sie zog die Knie an die Brust und lehnte sich gegen die kalte Zellenwand. »Ich hab mich geschämt. Du hast ihn ja gesehen – er war ein Ungeheuer. Nur Nïx und Regin wussten Bescheid.«

Er setzte sich neben sie und rieb ihren Arm. »Wie ist das geschehen?«

»Er hat eine andere Gestalt angenommen, wurde alles, was ich glaubte zu wollen. Ich war jung und dachte, ich wäre verliebt.«

Eifersucht loderte in Garreth auf. Ich will ihre Liebe. Sie soll mich lieben!

»Ich wollte keine Vernunft annehmen. Ich verließ Walhalla mit jemandem, den ich für einen jungen Mann namens Crom hielt.«

»Warum haben deine Eltern dir nicht geholfen? Sie sind doch Götter, oder nicht?«

»Sie haben mir verboten, ihn zu heiraten, und ließen mich feierlich schwören, dass ich ihn niemals

wiedertreffen würde. Nachdem ich diesen Eid gebrochen hatte, waren sie für alle Zeit außerstande, mir zu helfen.« Ihr Blick war starr. »Selbst nachdem ich Cruach in die Falle gegangen war und in dieser Höhle festsaß.«

Das war der grauenhafteste Ort, den sich Garreth je hätte vorstellen können. Und dort war sie, ein junges Mädchen, eine Gefangene dieses Ungeheuers gewesen? Wie verängstigt sie gewesen sein musste. »Wie bist du ihm entkommen?«

»Die Höhle endet mitten in einer Klippe hoch über dem Meer. Ich …

bin gesprungen. Zunächst kam ich auf dem Wasser auf, wurde dann aber auf die Felsen geschleudert.«

Gesprungen. Sie war bereit gewesen, sich das Leben zu nehmen.

Lucia beobachtete seine Reaktion. Wurde er wütend? Sehnte er sich danach, diesen Mistkerl dafür zu bestrafen, dass er es gewagt hatte, Hand an sie zu legen? Garreths Klauen schossen hervor, als wollte er noch einmal seinen Hals durchbohren. Langsam …

»Garreth, deine Augen werden blau.«

»Weiter, Lousha.«

»Aber …«

»Erzähl es mir!«

Nach kurzem Zögern fuhr sie fort. »Regin war mir aus Walhalla gefolgt. Mit nur zwölf Jahren hatte sie alles aufgegeben, um mich zu suchen, da sie fühlte, dass Cruach böse war. Sie hat mich aus dem Meer gerettet. Sie weigerte sich einfach, mich sterben zu lassen.«

»Sie hat dich gerettet?«

Lucia nickte. »Tagelang hat sie mich geschleppt. Bis sie mich am Ende praktisch auf Skadis Altar fallen ließ und der Göttin befahl: ›Mach sie gesund.‹ Und obwohl Skadi wusste, dass sie zusammen

mit der Lebenskraft, die zu meiner Rettung nötig war, auch ihre Schießkünste auf mich übertragen würde, stimmte sie am Ende zu, mich zu heilen. Als Gegenleistung für diese Gaben musste ich gewisse Zugeständnisse machen. Genau wie der Rest ihrer Anhängerinnen musste ich von da an ebenso rein und unberührt bleiben wie sie. Und ich musste Cruachs Gefängniswärterin werden.«

»Was hat er getan, dass du gesprungen bist? Du musstest ja glauben, du würdest sterben. Lousha, was hat er dir angetan?«

Ich verliere ihn wieder, merkte

Lucia voller Angst, wo ich ihn doch gerade erst zurückbekommen habe.

Alles in ihr lehnte sich dagegen auf, ihn mit dieser Geschichte zu belasten. Denn sie wusste, dass der Schmerz, den sie ihm damit zufügen würde, ihn in dieser kritischen Zeit auf direktem Weg in die tröstenden Arme der Bestie zurücktreiben könnte.

»Ich muss es wissen, Lousha. Du darfst keine Geheimnisse mehr vor mir haben.«

»Ich sage ja nicht, dass ich es dir nie erzählen werde, aber gerade jetzt, nach allem, was passiert ist …«

»Ich muss es wissen. Alles!«

Nach kurzem Zögern nickte sie entschlossen. »Dann werde ich dir alles erzählen, Schotte. Es war schrecklich. Ich hatte noch nie zuvor in meinem Leben solche Angst. Ich bin gesprungen. Regin hat mich gerettet, Skadi hat mich geheilt. Und dann lebte ich viele Jahre, bis ich diesem Lykae begegnete, der alles war, was ich fürchten sollte, und doch begehrte ich ihn mehr, als ich jemals irgendetwas begehrt hatte. Auch wenn ich trotzdem vor ihm davonlaufen musste, erregte es mich doch insgeheim jedes Mal, wenn er mich jagte.« Lucia kniete

sich vor ihm auf die Matratze. »Gemeinsam fanden er und ich eine Waffe, um meinen Albtraum zu töten. Und gemeinsam taten wir genau das: Wir befreiten mich für alle Zeit und retteten die Welt. Doch jetzt, nachdem endlich alle Prüfungen hinter mir liegen und ich nach vorne blicken kann, will er in die Vergangenheit zurückschauen.«

MacRieve kniete sich ihr gegenüber und umfasste ihr Gesicht mit beiden Händen. »Weil er fühlt, dass er stark genug sein sollte, von diesen Prüfungen zu wissen, wenn du stark genug warst, sie zu meistern.«

»Aber er weiß nicht, dass ich vorhabe, die Ewigkeit mit ihm zu verbringen.« Sie beugte sich vor und gab ihm einen Kuss auf sein störrisches Kinn. »Er wird alle Zeit der Welt haben, um alles über mich zu erfahren, und irgendwann werde ich ihm alles erzählen. Doch in diesem Moment möchte ich einfach nur mein neues Leben mit ihm beginnen.«

»Dein Leben mit mir«, wiederholte er heiser. Seine Stimme brach. »Für alle Ewigkeit, sagtest du?«

»Ja, Garreth.« Sie legte ihm die Handfläche an seine stoppelige Wange. »Ich liebe dich. Und ich will

dich nie wieder verlieren.«

Seine Augen nahmen wieder diesen intensiven, warmen Goldton an. »Das ist wie im Dschungel, als du mir den Sex-oder-Geheimnisse-Deal angeboten hast«, sagte er. »Nur dass es jetzt um die Ewigkeit oder Geheimnisse geht.«

»Im Grunde genommen ja. Ich brauche unbedingt ein wenig Glück. Und ich brauche dich, um mir dabei zu helfen, es zu finden.«

»Du wirst mir alles erzählen? Jedes Geheimnis von dir?«

»Das werde ich, zur rechten Zeit.«

Doch er ließ die Hände sinken und lehnte sich gegen die Wand zurück.

»Du ahnst nicht, wie sehr ich mich danach gesehnt habe, dich sagen zu hören, dass du mich liebst.« Er starrte zu Boden, wirkte hilflos. »Und ich möchte dich glücklich machen. Aber jetzt, nachdem ich mich derart verloren habe, ist es möglich, dass dies noch einmal passiert. Wenn du jemals in Gefahr wärst … Womöglich bin ich nun empfänglicher dafür, wieder in diesen Zustand zu verfallen?«

Sie packte seine Schultern. »Dann werde ich das verhindern.« Er schüttelte immer noch den Kopf. »Garreth MacRieve, du hast bei mir immer wieder deinen Willen

durchgesetzt. Jetzt bin ich dran! Ich will, dass du mein Mann bist – du und kein anderer. Wirst du mir das abschlagen?«

Nach einigen Augenblicken atmete er tief aus und sah ihr wieder ins Gesicht. »Nein, das kann ich nicht. Dafür liebe ich dich viel zu sehr.« Er blickte sie mit solcher Sehnsucht an, als wollte er ab sofort keinen Hehl mehr daraus machen. Es verschlug ihr den Atem. »Sag mir noch einmal, dass du mich liebst«, sagte er. Er zog sie auf seinen Schoß und drückte sie an die Brust.

»Ich liebe dich, Garreth. Von ganzem Herzen.«

»Dann wähle ich deine Ewigkeit. Gleich morgen wirst du mich heiraten.«

Sie lächelte etwas gequält. »Ich hätte nicht gedacht, dass du es einfach so … dogmatisch anordnest.« Dann aber verblasste ihr Lächeln. Ihn heiraten, ohne dass Regin dabei war? »Warte! Ich kann nicht. Noch nicht.«

»Warum denn nicht, zur Hölle?«

»Garreth, meine Schwester wird vermisst.« Sie biss sich auf die Unterlippe. »Regin ist schon seit Tagen verschwunden, und das sieht ihr gar nicht ähnlich. Aber ich kann doch nicht ohne sie heiraten.«

»Wenn sie vermisst wird, werden wir sie finden.« Er hob ihr Gesicht an und blickte auf sie hinab. »Erst recht, wenn du mich vorher nicht heiraten willst. Wir holen sie zurück, Liebes, das schwöre ich.« Zärtlich streifte er ihre Lippen mit seinem Mund. »Aber immer schön eins nach dem anderen. Hast du eigentlich einen Schlüssel zu unserer Zelle?«

52

»Was ist denn passiert, mein Mädchen?«, fragte Garreth am nächsten Morgen, als er in ihre Suite zurückkehrte, nachdem er für eine halbe Stunde verschwunden war. Vorhin war Lucia noch bester Laune und zuversichtlich gewesen, dass sie Regin bald finden würden. Dann hatte sie Emma noch einen kurzen Besuch abstatten wollen, um nach Walkürenart die bekanntermaßen überaus reichhaltige Garderobe der Königin zu plündern. Daher war Garreth geflüchtet, um zum Abschied noch

einen Scotch mit Lachlain zu trinken.

»Du willst schon wieder fort?«

»Aye, ich fürchte schon, Bruder.«

»Garreth, eins noch, ehe du gehst … Du hast sie doch deutlich als die Deine gezeichnet, oder?«

Nach seiner Rückkehr fand Garreth Lucia in nachdenklicher Stimmung vor. »Warum machst du denn so ein ernstes Gesicht, Liebes? Liegt es daran, dass du gesehen hast, wie schrecklich Lachlain Emma verwöhnt? Du musst wissen, dass ich genau dasselbe mit dir vorhabe.« Er musterte ihr Gesicht.

Die dunklen Ringe unter den

Augen waren verschwunden, wie weggewischt nach einer einzigen Nacht traumlosen Schlafes. Nachdem Lucia und Garreth von einem überglücklichen Lachlain und einer erleichterten Emma aus ihrer Zelle befreit worden waren, hatten sie sich in Garreths alte Gemächer zurückgezogen, um sich zu erholen. Sie hatten über die Zukunft geredet, zusammen ein Bad genossen, dann noch ein wenig geredet, und dann war sie in seinen Armen eingeschlafen. Ohne Albträume …

»Es gibt Neuigkeiten«, sagte Lucia. Sie begann, auf und ab zu laufen.

»Ich habe gerade mit Annika gesprochen.« Ebenfalls keine von Garreths Lieblingswalküren. »Sie berichtete mir, dass Regin nicht die einzige Walküre ist, die vermisst wird.«

»Was willst du damit sagen? Ich dachte, dieser Berserker hätte sie entführt.« Garreth und Lucia hatten geplant, sich auf den Weg nach New Orleans zu machen, Nïx auszuquetschen und den Berserker zu finden. Dann würde Garreth dem Kerl schon klarmachen, wie unüberlegt er gehandelt hatte.

»Den ganzen Morgen lang kamen Nachrichten von allen Koven in der

Mythenwelt«, sagte Lucia. »Geschöpfe aus allen Faktionen wurden verschleppt. Was bedeutet, dass es nicht Aidan der Grimmige war, der sie entführt hat.«

»Wer wurde noch gekidnappt?«

»Frag lieber, wer nicht. Bis jetzt gibt es bestätigte Berichte über eine Sirene, eine der Feyden, eine Erzfurie …«

»Erz? Du meinst doch wohl nicht …«

»Doch, die mit den Flügeln. Sie verlassen ihre Horste ja nicht so oft, aber wenn sie es tun …« Sie erschauderte. »Eine Hexe namens Carrow Graie, auch als Carrow die

Eingekerkerte bekannt, wurde ungefähr zur selben Zeit wie Regin entführt. Carrow ist die beste Freundin von Mariketa der Langersehnten, und Mari ist ziemlich sauer. Das ganze Haus der Hexen ist in Aufruhr, aber bisher ist es ihnen nicht gelungen, Carrow oder Regin mithilfe ihrer Magie zu finden.«

»Dann hat es wohl jemand auf die Walküren und ihre Alliierten abgesehen.« Folglich waren jetzt auch die Lykae betroffen. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte Lachlain allen Mythianern zu verstehen gegeben, dass sein Clan

ein zuverlässiger Alliierter der Walküren war – ob das den Walküren nun gefiel oder nicht. Sämtliche Lykae standen hinter ihm, zumal ihre Königin und Prinzessin dieser Faktion angehörten.

Lucia schüttelte den Kopf. »Das ist es ja. Wir wurden beschuldigt, unsere Gegenspieler aus dem Spiel zu nehmen. Ein paar Sorceri, einige Feuerdämonen, einen Vizekönig der Zentauren, sogar eine der Invidia wird vermisst.«

Die Invidia waren weibliche Verkörperungen der Zwietracht – das reine Böse. Zentauren sowie

Feuerdämonen hatten während vergangener Akzessionen mit den Walküren Krieg geführt. Auf welcher Seite die Sorceri standen, war nicht bekannt, aber ihnen war zuzutrauen, auf der Skala des Bösen sowohl nach unten als auch nach oben zu rutschen.

»Es gibt Gerüchte, dass sogar Lothaire vermisst wird«, fügte Lucia hinzu.

»Tja, vielleicht hat sich ja La Dorada diesen Vampir geschnappt. Ich könnte es gut verstehen, wenn es sie nach Rache gelüstet – und wenn sie ihren Daumen zurückwill«, erklärte er. »Hat Nïx irgendeine

Idee?«

»Sie ist bislang nicht ansprechbar. Annika sagte nur, sie habe wie eine Banshee gekreischt, nachdem ich zum letzten Mal mit ihr gesprochen habe. Seit Tagen redet sie nur noch Unsinn.«

»Mach dir keine Sorgen. Wir werden das alles klären«, sagte Garreth. »Und wir werden deine Schwester finden.«

Sie biss sich auf die Unterlippe. »Wir haben eben erst eine Mission beendet, und jetzt müssen wir uns schon wieder auf die Suche machen.« Sie ging zum Balkon, der auf die Gärten hinausging.

Garreth folgte ihr. Er würde ihr immer folgen, wie jeder Wolf seiner Gefährtin. Er stellte sich neben sie an das marmorne Geländer und genoss die Aussicht. Ein leichter Hochlandnebel zog heran und brachte den Geruch des Meeres mit sich.

»Du hattest die ganze Zeit über recht, Schotte. Ich bin wirklich anstrengend.« Sie klang reumütig, was ihm ganz und gar nicht gefiel.

»Aye, aber du bist es wert.« Er drückte besitzergreifend ihren Hintern.

»Werwolf!«, rief sie, doch auf ihre Lippen trat für einen kurzen

Moment ein Lächeln.

Er nahm sie in die Arme. »Die Wahrheit ist, dass ich lieber zusammen mit dir in die Hölle marschieren würde, als mich ohne dich im Himmel zu vergnügen.« Er legte ihr den Zeigefinger unters Kinn. »Und eins kannst du mir glauben, mein Mädchen, Regin zu helfen, wird für mich ein kleines bisschen wie die Hölle sein.«

Sie versetzte ihm einen Stoß gegen den Arm. »Das will ich überhört haben!«

»Ich mach doch nur Spaß«, sagte er, um gleich darauf in aller Ernsthaftigkeit fortzufahren:

»Zufällig bin ich Regin noch etwas schuldig. Hast du nicht gesagt, du möchtest den Rest der Ewigkeit mit ihr als Nachbarin verbringen? Tja, so sehr es mich auch betrübt, dies zu sagen: Wir werden nicht ruhen, bis die Strahlende unsere Nachbarin an irgendeinem Meeresstrand ist.« Und bis du meine Ehefrau bist …

Ihre dunklen Augen weiteten sich. »Versprichst du mir das?«

»Aye, aber das heißt nicht, dass ich nicht mehr sticheln darf.«

Sie blickte zur Seite. »Trotzdem, ich zerre dich von alldem hier fort. Sieh dir das nur an.« Sie deutete auf das in Nebel gehüllte Gelände.

»Tief in dir drin musst du doch enttäuscht sein, dass mein Leben so kompliziert ist. Ich wette, du wünschtest, dass du es ein wenig leichter mit mir hättest.«

Er zog sie an sich und drückte sie fest an seine Brust, ehe er sie wieder losließ. Wenn sie nur wüsste, wie tief seine Gefühle für sie waren. Aber schließlich hatte sie ihm ihre Ewigkeit geschenkt, und er hatte vor, es ihr zu zeigen.

»Lousha, du bist mein Mädchen, und ich liebe dich von Herzen.« Als sie mit silbrig glitzernden Augen zu ihm aufsah, umfasste er ihren Nacken und zog sie für einen

sanften Kuss an sich. An ihren Lippen murmelte er: »Außerdem ist etwas Gutes niemals leicht zu haben.«

Epilog

Eine Woche früher …

Oberlauf der Wolga, Russland
Ziel: der Vampir

Auf einer windgepeitschten, zerklüfteten Ebene hielt eine einsame Blockhütte den Sturmböen stand. Drinnen starrte Lothaire, der Erzfeind, in einen zerbrochenen Spiegel, der an einer Wand hing, und betrachtete sein fragmentiertes Spiegelbild. Durch die Ritzen in den dreckigen Fenstern drang eisige Zugluft ein, die ihm nach der Hitze des Dschungels mehr als

willkommen war.

Er nahm den Finger mit dem Ring aus der Tasche, zog den goldenen Reif ab und ließ den mumifizierten Daumen zu Boden fallen. Von Ehrfurcht erfüllt, musterte er den Ring. Er wusste, was er bedeutete, kannte die Macht, die er soeben an sich genommen hatte.

Eine unaussprechliche Macht.

»Damit«, sagte er mit rauer Stimme, »werde ich unbesiegbar sein.« Der Sturm heulte, die Holzwände ächzten. »Niemand wird mich aufhalten können.« Er erhob die bebende Hand und streifte sich den Ring über den eigenen Finger,

vor Erwartung leise stöhnend …

Da sprang die Tür mit einem lauten Krachen auf. Ein elektrischer Stromschlag fuhr hinein und traf ihn in den Rücken, sodass er nach vorne geschleudert wurde. Der Ring fiel klimpernd zu Boden, während sein Kopf durch eines der Fenster krachte. Eine herausragende Scherbe bohrte sich in seine Stirn und drang tief in sein Auge ein, sodass er auf einem Auge blind und die Sehkraft des anderen durch das herabströmende Blut vermindert war.

Transloziere dich. Verlasse diesen Ort.

Nicht ohne seinen Ring.

Seine Fänge schärften sich, Zorn loderte in ihm auf. Welcher Feind ist das? Ein weiterer Stromschlag traf ihn, dann noch einer, und jeder von ihnen verminderte seine Kraft. Er begann, sich blindlings durch die Hütte zu translozieren, um ihnen zu entgehen.

Durch den roten Schleier hindurch lauschte er auf seine Beute, spürte Bewegung, schlug zu. Immer wieder verschwand er, um an anderer Stelle wieder aufzutauchen. Schließlich riss er einem Gegner das Herz aus der Brust und durchbiss die Kehle eines anderen. Der Boden

wurde rutschig vor lauter Blut.

Du musst an den Ring kommen … Ein weiterer Blitz schoss auf ihn zu. Er translozierte sich, um ihm auszuweichen, erschien wieder …

Ein kurzes Schwert fuhr ihm in die Flanke. Hinter ihm eine große, schemenhafte Gestalt, die die Klinge führte und sie tief in Lothaires Körper umdrehte. Eine tödliche Wunde für einen Sterblichen. Eine lähmende für einen Unsterblichen. Was auch immer hier ist … es will mich nicht töten.

Lothaire versuchte, sich mit einer letzten Translokation

zurückzuziehen, war aber schon zu schwach dazu. Das hatte sein Feind offensichtlich beabsichtigt.

Der Mann mit der Klinge hielt ihn fest und drehte das Schwert noch einmal herum. »Packt ihn ein.« Sobald der Mann die Klinge herauszog, fiel Lothaire auf die Knie, inmitten einer Pfütze seines eigenen Blutes.

Mehrere Geschöpfe fielen über ihn her, unterdrückten mit Leichtigkeit seinen schwachen Widerstand und fesselten seine Handgelenke mit unzerstörbaren Bändern. Als er laut brüllte, klebten sie ihm den Mund mit Klebeband zu.

Gerade als er auf seinem unversehrten Auge wieder sehen konnte, kamen weitere Männer mit einem schwarzen Sack auf ihn zu, um ihm den Kopf zu verhüllen.

Vergeblich schrie er hinter dem Klebeband, wand sich in den Blutlachen. Sie stülpten ihm den Sack über den Kopf und schnürten ihn zu.

Lothaire hörte, wie der Ring über den Boden schabte, als ein anderer seinen Schatz aufhob. Glühender Zorn verwandelte sich in Rage. Wenn ich freikomme, werde ich die Hölle entfesseln …

Seitengassen von New Orleans

»Ist das alles, was ihr zu bieten habt, ihr Scheißkerle?«, schrie Regin die Strahlende nach der dritten Dosis Elektrizität. »Ich mag Elektrizität, ihr Idioten! Gebt mir ruhig mehr davon.«

Das taten sie, da sie ihren Worten offenbar keinen Glauben schenkten. Sie saugte sie in sich auf, und ihre Haut erstrahlte noch heller in der Nacht. Ihre Strahlungsenergie brachte die Straßenlampen in ihrer Umgebung zum Leuchten.

Ihr Gesicht wurde von einem Lächeln puren Glücks erhellt.

»Wisst ihr was? Ich bin eine

verdammte Stromleitung.« Sie fing eine Ladung mit der einen Hand und eine zweite mit der anderen auf und lenkte sie auf ihre Angreifer zurück, sodass diese durch die Luft geschleudert wurden. »Wollt ihr noch mehr?« Sie schoss ein weiteres Mal. »Und was ist mit dir?« Noch ein Schuss.

Sie fütterten sie – und es fühlte sich einfach großartig an! Sie strahlte heller und heller, bis sie ein ganzes Stadtviertel erleuchtete, dann zwei …

Aber innerhalb dieses strahlenden Lichts bewegte sich ein Schatten hinter ihr – ein hochgewachsener

Mann mit übermenschlicher Geschwindigkeit. Ehe sie sich wehren konnte, traf er sie mit einem Schwert in die Seite und drehte die Klinge um. Ein Blitz schlug neben ihnen ein, und sie keuchte vor Schmerz auf, wobei sie an dem Blut, das ihr in Blasen über die Lippen sprudelte, beinahe erstickt wäre.

Ihr Licht wurde schwächer. Als der Mann die Waffe herauszog, brach sie zusammen. Regin lag zusammengerollt auf der Straße, blutend, und sah zu ihm auf.

»Du«, presste sie hervor. »Dafür wirst du bezahlen.«

»Packt sie ein«, befahl der Mann.

Zu spät holte sie Luft für einen Schrei, denn schon bedeckte ein Klebeband ihren Mund. Mit großen Augen schüttelte sie wild den Kopf, als sie sah, wie sie mit einem schwarzen Sack auf sie zukamen.

Arrestzelle in New Orleans
Ziel: die Hexe

»Miss Carrow, was machen Sie denn schon wieder hier?«, fragte Martin, ihre Lieblingswache. Er war der jüngste unter den Aufsehern, richtig niedlich, und er war in Carrow verknallt. »Haben Sie denn noch immer nicht aus Ihren Fehlern gelernt?«

»Oh, ich hab schon was gelernt«, sagte sie. Sie stolzierte bis ans Gitter. Er schluckte, als er ihren kurzen schwarzen Minirock sah. »Ich habe es lediglich vorgezogen, meine Erfahrungen in Bezug auf die reale Welt nicht zum Einsatz kommen zu lassen.«

»Häh?« Marin kratzte sich am Kopf. »Was haben Sie denn diesmal angestellt?«

»Einen Cop verprügelt und sein Pferd gestohlen, um damit ins Pat O'Brien's zu reiten.« Ehe er fragen konnte, fügte sie hinzu: »Ich brauchte einen Komplizen.«

Ihre üblichen Zellengenossinnen,

Huren aus dem French Quarter, jubelten, als sie das hörten.

Sie verbeugte sich vor ihnen und wandte sich dann wieder Martin zu. Durch die Gitter hindurch kitzelte sie ihn mit ihren tintenverschmierten Fingern unter dem Kinn, was ihn in höchstes Entzücken versetzte. »So, wie wär's, wenn Sie mir und den Mädchen was zu Futtern bringen?« Er brachte Carrow und ihren Gefährtinnen öfter etwas aus dem Popeye's mit.

Er schluckte. »Nein, Ma'am. Ich bin nur hier, um Ihnen zu sagen, dass für Sie Kaution gestellt wurde.«

»Wirklich? Das gibt’s doch gar nicht!« Sie hielt ihre flache Hand ausgestreckt hinter den Rücken und jemand klatschte ab. Die Sonne war gerade erst untergegangen, also blieb Carrow noch die ganze Nacht, um die Stadt auf den Kopf zu stellen. »Wer hat denn die Kohle geblecht?«

»Weiß ich nicht, Ma’am.« Martin zog die Zellentür auf.

Sie runzelte die Stirn. Das Haus der Hexen hatte geschworen, nie wieder Kaution für sie zu hinterlegen. Und Carrow hatte nicht einmal Mariketa angerufen, da sie ihre beste Freundin nicht schon

wieder belästigen wollte. Zweimal in einer Woche war selbst für den engagiertesten Kautionskumpel zu viel.

In der Tat hatte Carrow bereits in Erwägung gezogen, ihre Kräfte zu benutzen, um sich zu befreien. Doch bei dem Gedanken hörte sie ein ohrenbetäubendes, hupendes Nein-nein-nein! in ihrem Kopf.

Sie zuckte mit den Achseln und drehte sich zum Abschied um. »Bis bald, Moll, Candy Cane, Lexxxie, Chastity. Und Exstacey – Kopf hoch, dein Ex wird dich nicht mehr belästigen. Das versprech ich dir.« Carrow nahm sich vor, dieses

Arschloch mit einem Zauber zu belegen, sodass er sich in klumpende Katzenstreu verliebte. Benutzte klumpende Katzenstreu.

Sobald sich Carrow ihre Besitztümer abgeholt hatte, legte sie ihren Schmuck an und zog die dünne Jacke über, dann schlang sie sich ihre zahllosen Plastikperlenketten um den Hals. Nur wenige außerhalb von New Orleans würden begreifen, was für eine hartverdiente und wertvolle Währung diese Perlen darstellten.

Martin starrte sie sehnsüchtig an. »Wollen Sie, dass ich mal nachsehe, wer Sie rausgeholt hat?«

»Hey, ich finde immer: Einem geschenkten Gaul guckt man nicht ins Maul. Nacht, Martin.« Sie zwinkerte und warf ihm eine Kusshand zu. »Bis bald.«

Doch als sie auf die Eingangstüren zuschlenderte, dachte sie noch mal über dieses alte Sprichwort nach. Eigentlich hatte sie Martin angelogen … Carrow war genau die Art von Person, die einem geschenkten Gaul ins Maul gucken würde.

Ihr Argwohn war geweckt, und sie sammelte Energie in ihren Handflächen, um sie wenn nötig auf einen Feind abzuschießen. Mariketa

hatte ihr massenhaft neue Zauberkunststücke beigebracht und ihr Energie übertragen, da sie in den nächsten fünfzig Jahren nur auf der Ersatzbank sitzen würde. Carrow war inzwischen ziemlich gut, wenn sie sich konzentrierte.

Sie trat auf die Straße hinaus und blickte sich wachsam um. Niemand da.

Aber die Stadt erwachte auch gerade erst zur nächsten Nacht. Mit Sirenen und Düften köstlicher Mahlzeiten und hämmernder Musik erwachte das Biest zum Leben. Sie spürte all die Emotionen, die Erregung, die sie durchströmte. Wie

ein Vampir wollte sie davon trinken, wollte inmitten des Chaos sein, das Chaos verursachen …

Ein glühend heißer Stromschlag traf sie mitten ins Gesicht und schleuderte sie durch die Luft. Sie kreischte, bis sie einen Block entfernt auf ihrem Rücken landete. Ihre Perlen waren zu einem blubbernden Plastikbrei geschmolzen, der ihr die Haut versengte. Rauch stieg auf.

Benommen und nahezu blind von dem Angriff und dem Rauch sammelte sie erneut Energie in ihren Handflächen. Was zum Teufel war passiert? Kamen da Männer auf

sie zu? Kann nichts sehen … kann nicht genug sehen, um auf sie zu schießen. Sie sahen wie Schatten aus. Blindlings schleuderte sie Energie aus ihrer Handfläche, möglicherweise traf sie einen. Kann nichts sehen …

Sie versuchte aufzustehen, davonzurennen, kam aber nur bis auf die Knie. Ihr blieb keine andere Wahl, als den Zauberspruch des Schnitters einzusetzen, in der Hoffnung, dass keine harmlosen Passanten in der Nähe waren. »Ooth sbell nooth latoret …«

»Knebelt sie!«, unterbrach sie eine tiefe Stimme.

»Ooth sbell …«

Die schemenhaften Hände ergriffen sie und drückten ihr Klebeband über den Mund. Auch wenn sie sich aus Leibeskräften wehrte, fesselten sie ihr die Hände hinter dem Rücken. Sie war völlig hilflos und hatte mehr Angst als je zuvor im Leben.

Carrows Sehkraft kehrte langsam zurück, als sie hörte, wie dieselbe Stimme »Packt sie ein!« befahl.

»Nein, nein!«, kreischte sie hinter dem Klebeband. Sie kamen mit einem schwarzen Sack auf sie zu, rollten ihn auf wie eine Strumpfhose und stülpten ihn ihr über den Kopf.

Und dann wurde es um sie herum erneut dunkel ...

Aus dem lebendigen Buch des Mythos

Der Mythos

»… und jene empfindungsfähigen Geschöpfe, die nicht der menschlichen Rasse angehören, sollen in einer Schicht vereinigt sein, die neben der der Menschen besteht, ihnen jedoch verborgen bleibt.«

- Die meisten von ihnen sind

unsterblich und können sich nach Verletzungen regenerieren. Die stärkeren Rassen können nur durch mystisches Feuer oder Enthaupten getötet werden.

- Bei heftigen Gefühlsregungen verändert sich ihre Augenfarbe, die von Rasse zu Rasse variiert.
- Die Geschöpfe des Mythos werden auch Mythianer genannt.

Die Walküren

»Wenn eine jungfräuliche Kriegerin mit lautem Schrei nach Mut verlangt, so sie im Kampfe fällt, erhören Odin und Freya ihren Ruf. Diese beiden Götter lassen einen Blitz in sie fahren, empfangen sie in ihrer Halle und bewahren ihren Mut für alle Ewigkeit in Gestalt der unsterblichen Tochter dieser Jungfrau: der Walküre.«

Walküren beziehen ihre Nahrung aus der elektrischen Energie der Erde. An dieser Kraft haben sie alle gemeinschaftlich teil, und durch ihre Emotionen geben sie sie in Form von Blitzen zurück.

- Sie besitzen übernatürliche Sinne, Stärke und Geschwindigkeit.
- Ohne Übung lassen die meisten von ihnen sich von glitzernden Objekten und Juwelen hypnotisieren.
- Sie werden auch Schildjungfern genannt.

Der Clan der Lykae

»Ein stolzer, starker Krieger vom Volke der Keltoi (auch ›Heimliches Volk‹ genannt, später unter dem Namen Kelten bekannt) wurde in

der Blüte seiner Jahre von einem Wolf gerissen. Der Krieger stand von den Toten auf, nunmehr unsterblich, doch den Geist der Bestie trug er von diesem Moment an schlafend in sich. Er zeigte die Wesenszüge des Tiers: das Bedürfnis nach Berührung, extreme Loyalität zu seinesgleichen, das Verlangen nach den Wonnen des Fleisches. Zuweilen erhebt sich die Bestie …«

- Lykae sind auch unter der Bezeichnung Werwolf oder Mannwolf bekannt.

- Jeder von ihnen besitzt den Instinkt, eine Art innere Stimme, die ihnen flüsternd Ratschläge erteilt.
- Feinde der Horde.

Die Vampire

Es gibt zwei Gruppierungen, die einander bekämpfen: die Horde und die Armee der Devianten.

- Jeder Vampir sucht nach seiner Braut, seiner Gemahlin für alle Ewigkeit, und wandelt als lebender Toter über die Erde,

bis er sie findet.

- Eine Braut lässt seinen Leib lebendig werden, indem sie ihm Atem einhaucht und sein Herz schlagen lässt. Dieser Prozess wird Erweckung genannt.
- Die Fähigkeit, sich zu teleportieren, nennt man Translokation – so bewegen sich Vampire vorzugsweise fort. Ein Vampir kann sich nur zu Orten translozieren, an denen

er schon früher einmal war oder die er sehen kann.

- Gefallene sind Vampire, die ein Opfer töteten, indem sie es vollständig aussaugten. Sie sind an ihren roten Augen erkennbar.

Die Horde

»Im ersten Chaos des Mythos dominierte ein Bund von Vampiren, die sich auf ihr von Natur aus kaltes Wesen, ihre Verehrung der Logik und das Fehlen jeglichen Mitgefühls stützten. Sie entsprangen den

harschen Steppen Dakiens und siedelten später nach Russland über. Es heißt allerdings, dass eine geheime Enklave, die Dakier, immer noch in Dakien lebt.

- In ihren Reihen befinden sich die Gefallenen.

Die Devianten

»... seiner Krone beraubt, suchte Kristoff, der rechtmäßige König der Horde, die Schlachtfelder der Antike ab, auf der Suche nach den stärksten, wackersten menschlichen Recken, die dem Tod

entgegenblickten, was ihm den Namen ›Grabwandler‹ eintrug. Er bot ewiges Leben an, im Tausch für ewige Treue ihm und seiner wachsenden Armee gegenüber.«

- Eine Armee von Vampirkriegern, die einmal menschlich waren und ihr Blut nicht direkt von lebenden Wesen trinken.
- Kristoff wuchs als Mensch auf und lebte unter ihnen. Er und seine Armee wissen nur wenig

über die Mythenwelt.

Das Haus der Hexen

»… unsterbliche Geschöpfe mit magischer Begabung, praktizieren weiße sowie schwarze Magie.«

- Hexen sind mystische Söldnerinnen, die ihre Dienste gegen Bezahlung anbieten.
- Sie werden in fünf Kasten aufgeteilt: Kriegerinnen, Heilerinnen, Zauberinnen, Beschwörerinnen und

Seherinnen.

- Ihre Anführerin ist Mariketa die Langersehnte.

Die Wraiden

»… ihre Herkunft unbekannt, ihre Gegenwart schreckenerregend.«

Wraiden sind heulende Spektralwesen, unbesiegbar und im Grunde genommen unkontrollierbar.

- Sie sind auch unter der Bezeichnung Die uralte Geißel bekannt.

Die Wandlung

»Nur durch den Tod kann einer ein ›anderer‹ werden.«

- Einige Geschöpfe, wie die Lykae, Vampire und Dämonen, können Menschen oder sogar andere Mythenweltgeschöpfe auf unterschiedliche Art und Weise zu Angehörigen ihrer eigenen Spezies machen. Der Katalysator für diese Verwandlung aber ist stets der Tod, und es ist nicht

gewährleistet, dass die Wandlung immer erfolgreich vonstattengeht.

Die Akzession
»Und es wird eine Zeit kommen, da alle unsterblichen Kreaturen des Mythos, von den mächtigsten Gruppen der Walküren, Vampire, Lykae und Dämonenfaktionen bis hin zu den Phantomen, Gestaltwandlern, Feyden, Sirenen … kämpfen und einander vernichten sollen.«

- Eine Art mystisches System zur

gegenseitigen Kontrolle in einer beständig wachsenden unsterblichen Bevölkerung.

- Sie geschieht alle fünfhundert Jahre – oder genau in diesem Augenblick …

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010

unter dem Titel *Pleasure of a Dark Prince*

bei Pocket Books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Deutschsprachige Erstausgabe April 2012 bei LYX

verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH,

Gertrudenstraße 30–36, 50667 Köln.

Copyright © 2010 by Kresley Cole

Published by arrangement with Pocket Books,

a division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 bei

EGMONT
Verlagsgesellschaften mbH

Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion: Christiane Wirtz
Umschlaggestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg
Umschlagillustration: © Birgit Gitschier unter Verwendung mehrerer Motive von Shutterstock / Yuri Arcurs
Satz und eBook: Greiner & Reichel, Köln

ISBN: 978-3-8025-8921-8

www.egmont-lyx.de

Table of Contents

Start 2